


TAYLOR INSTITUTION
DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA





Dritter Band.

Officin der Verlagshandlung — Papier der Vereinigten
Bautzner Papierfabriken.

Dramatische Werke

der

Prinzessin Amalie, Herzogin zu Sachsen.

Im Auftrage

Seiner Majestät des Königs Johann von Sachsen

aus dem Nachlasse vervollständigt

und

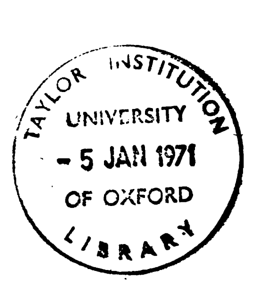
herausgegeben von

Robert Waldmüller (Edouard Duboc).

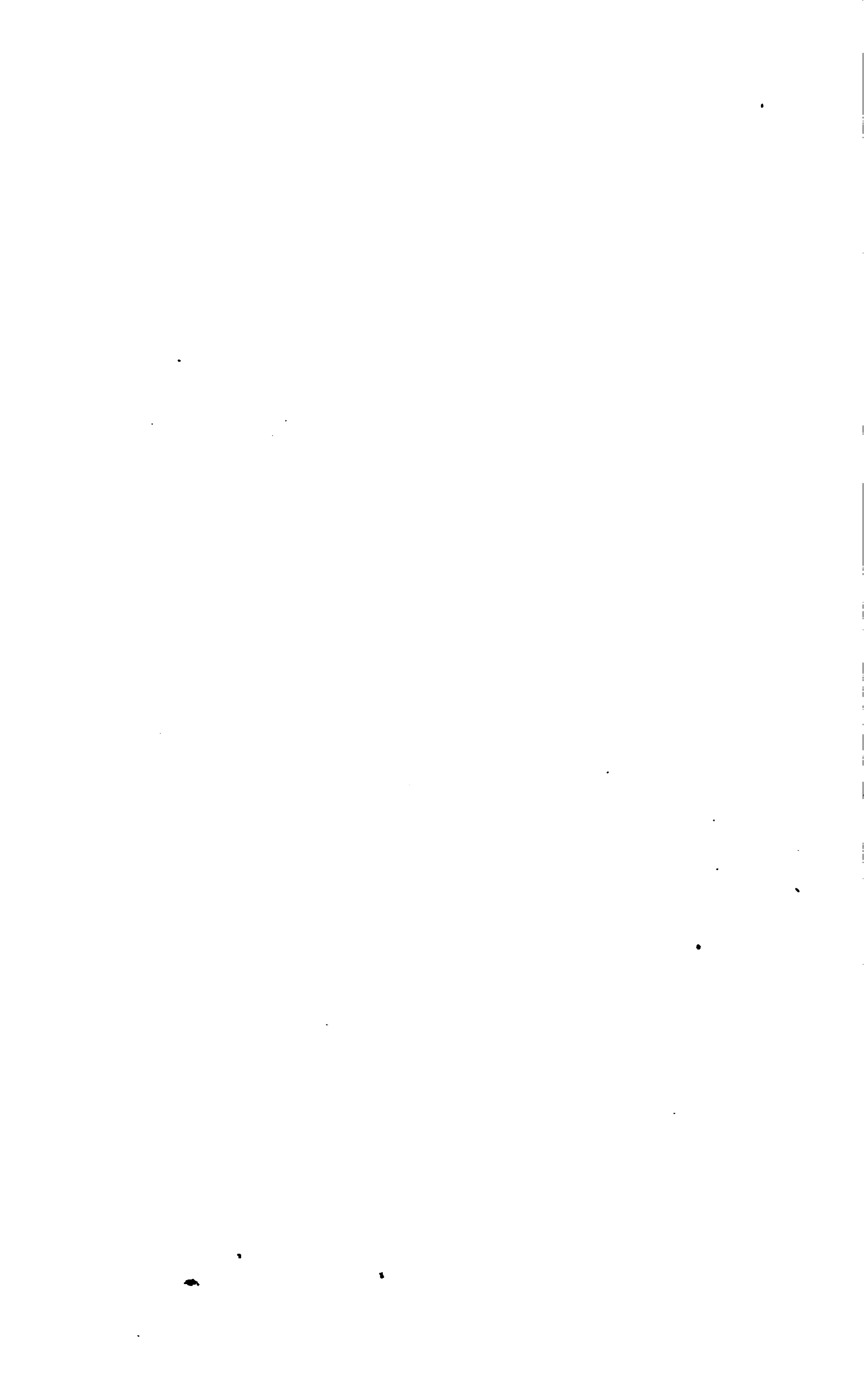
Dritter Band.

Verlag von Bernhard Tauchnitz

Leipzig 1873.


TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
- 5 JAN 1971
OF OXFORD
LIBRARY

Inhalt.



Der Landwirth.

Lustspiel in vier Aufzügen.

Personen.

Herr von Thürmer.
Eduard, sein Sohn.
Rudolph, sein Neffe.
Graf von Leistenfeld.
Marie, seine Tochter.
Frau Beate, Wirthschafterin auf Herrn von Thürmer's Gute.
Louis, Eduard's Kammerdiener.
Lisette, Mariens Kammermädchen.
Grün, ein Pachter.

Der Schauplatz ist auf dem Gute des Herrn von Thürmer.

Erster Aufzug.

(Zimmer im Schlosse.)

Erster Auftritt.

Beate (allein).

Wenn ich nur in aller Welt wüßte, weßhalb der gnädige Herr eigentlich hierher gezogen ist? — Hat einen Palast in der Residenz, die Aussicht auf den Markt, Pferde von allen Farben, geputzte gute Freunde, Theater, gelehrte Cirkel, Cirkel zum Medisiren, alle Gelegenheit, sich flattiren, beraisonniren und bestehlen zu lassen, wie es einmal die reichen Herren gern haben, und läßt das komplete Glück im Stiche, um auf dem Lande zu frieren, Langeweile zu haben und seinen Nächsten zu inkommodiren. Das Stadtvolk weiß doch wahrhaftig aus Uebermuth nicht, was es will! — Wenn ich an das Leben denke, das jetzt bei uns angehen wird, so möchte ich wünschen, ein Murmelthier zu sein, um so sechs Monate lang hintereinander schlafen zu können. Der herrschaftliche Koch treibt schon in der Küche sein Wesen, und die Bedienten in den Wohnstuben; Stroh und Moos von ausgepackten Kisten liegt auf den Gängen herum, und ein Geschrei giebt's, daß längst entschlafene Fledermäuse von neuem rebellisch werden. Ich wollte wahrhaftig lieber zehn Fremde im Hause beherbergen als den einzigen Hausherrn; die Fremden müssen sich bücken

und drücken, oder es giebt Spektakel, aber der Hausherr? — der bläst den Bildnissen seiner Ahnen Tabakrauch unter die Nase und geht mit nassen Stiefeln über die Teppiche, und man muß ihm noch eine Reverenz machen und: unterthänige Dienerin! sagen.

Zweiter Auftritt.

Beate. Louis.

Louis.

Frau Beate!

Beate.

Was giebt's denn schon wieder?

Louis.

Der gnädige Herr läßt Ihnen sagen, Sie möchten die Gastzimmer so schnell als möglich in Ordnung bringen.

Beate.

Das soll der gnädige Herr gesagt haben? — Herr Louis, das hat er nicht gesagt, oder er kennt die alte Beate nicht mehr. In Ordnung bringen? Wo ich die Direktion habe, da ist alles in Ordnung und braucht nicht erst hineingebracht zu werden. — Was soll's denn mit den Gastzimmern?

Louis.

Wir erwarten Besuch.

Beate.

So? Wer kommt denn da her?

Louis.

Der Jugendfreund des gnädigen Herrn, der Herr Graf von Leistenfeld.

Beate.

Also eine Mannsperson? Nun, da mag's noch hingehen. Der Himmel bewahre uns nur vor Damen.

Louis.

Warum das?

Beate.

Wo eine Jagdflinte im Vorzimmer steht und ein Paar Pelzstiefel, da lasse ich einen bequemen Armstuhl herbeischaffen und große Scheite Holz in den Ofen werfen, dann bin ich fertig — wo ich aber ein vollgestopftes seidenes Säckchen liegen sehe und Pappschächtelchen, und rieche Eau de Cologne, da wird bald ein Teppich gebraucht und bald ein Vorhang, bald ein Kissen und bald ein Spiegel, bald soll Thee gekocht, bald Limonade gemacht werden, und was der Dame nicht in den Sinn kommt, das fällt dem Kammermädchen ein. — Ach, Herr Louis, so ein weiblicher Gast ist eine schwere Plage!

Louis.

Der Sie doch nicht entgehen werden, denn der Herr Graf bringt die Comtesse Tochter mit.

Beate.

Muß der Mann auch eine Tochter haben! Wann kommen denn die Leutchen?

Louis.

Der gnädige Herr meinte, sie würden ihm wohl acht oder vierzehn Tage Zeit lassen, damit er sich auf ihren Empfang vorbereiten könne, — aber der Herr Graf ist ein unruhiger Mann, der nichts in der Welt zu erwarten im Stande ist, und so lief denn diesen Morgen die Nachricht ein, daß unsere Gäste gestern Abend in Thalberg angekommen seien und diesen Nachmittag schon bei guter Zeit hier eintreffen werden.

Beate.

Heute noch? — Und wie lange müssen wir sie behalten?

Louis.

Wie lange? Das, meine ich, wird auf die Umstände ankommen.

Beate.

Auf die Umstände?

Louis.

Ja, denn zum bloßen Spaß kommen sie nicht. Ich habe alles heraus — alles — und will es Ihnen auch zur Noth vertrauen — aber reinen Mund, Frau Beate — es ist ein Geheimniß meines Herrn!

Beate.

Ich verspreche Ihnen, so verschwiegen zu sein wie Sie selbst. — Lassen Sie doch einmal hören.

Louis.

Es ist die Rede von einer Heirath der Comtesse —

Beate.

Mit dem Junker Eduard?

Louis.

Mit ihm. Er kennt sie schon und liebt sie — sie kennt ihn auch und liebt ihn, das heißt, sie liebt ihn, kennt ihn aber eigentlich nicht, oder kennt ihn, und —

Beate.

Sie reden, wie mir dünkt, kompleten Unsinn.

Louis.

Ich thue das geflissentlich, damit Sie mich doch nicht so ganz deutlich verstehen. Ich habe Politik gelernt auf meinen Reisen.

Beate.

In Prag sind Sie gewesen mit dem jungen Herrn, — eine weite Reise, auf der sich viel Kenntnisse erwerben lassen! Ich war in meiner Jugend in Triest!

Louis.

In Prag bin ich gewesen — aber inkognito! — Bis zum Inkognito haben Sie es wohl in Ihrem Leben nicht gebracht?

Beate.

Inkognito?

Louis.

Was wollte ich machen? Mein Herr präsentirte sich unter falschem Namen; um ihn nun nicht zu verrathen, that ich wie er und nannte mich Henri. Manche hübsche Pragerin gedenkt gewiß des Henri noch mit einigem Interesse.

Beate (für sich).

Ich glaube, der Mensch ist verrückt geworden.

Louis.

Auf einer Reise inkognito, Frau Beate, lernt man Welt und Menschen kennen. Dem reichen, dem vornehmen Manne fliegen alle Herzen entgegen. Es ist keine Kunst, geliebt zu werden, wenn man Rang und Charakter produzirt, aber als ein armer Junge sich hinzustellen, die Wechsel im Portefeuille versteckt, den Orden unter der Weste, und doch ein Mädchen so tief zu rühren, daß es eine Hütte und eine Wassersuppe mit uns zu theilen sich bereit findet, das kitzelt, das schmeichelt, das ist wahre Romantik.

Beate.

Darf ich Ihnen ein Gläschen Wasser anbieten, mit Zucker und Essig, Herr Louis? Das Fahren scheint Sie echauffirt zu haben.

Dritter Auftritt.

Vorige. Rudolph.

Rudolph.

Willkommen, tausendmal willkommen, mein lieber Louis! Lasse Er sich einmal ansehen! — Er ist mager geworden, das kommt vom Reisen. — Kann ich den Herrn sehen?

Louis.

Er war von der Nachtfahrt ermüdet und hat sich ein wenig auf's Bette gelegt.

Rudolph.

Das ist mir recht unangenehm. Er wird mir böse sein, weil ich bei seiner Ankunft nicht gegenwärtig war, aber ich komme, wie Er mich da sieht, aus Feldkirchen, wo ich mich mit Maurern und Zimmerleuten herumgestritten habe wegen des Baues des neuen Wirthschaftsgebäudes. Junker Eduard schläft doch nicht auch?

Louis.

O nein! Sie sind in den Garten gegangen.

Rudolph.

Schaffe Er mir ihn her, lieber Louis, schaffe Er mir ihn her! Ich habe eine wahre Sehnsucht, ihn zu sehen, und mag doch nicht aus dem Hause gehen, weil der alte Herr etwa nach mir fragen könnte. — Es ist ihm doch in Prag recht wohl gegangen?

Louis.

Das sollte ich meinen. Man kann wohl sagen, er hat unter seinesgleichen Epoche gemacht, wie ich unter meinesgleichen. Das Böhmen ist ein herrliches Land! Ich habe

alles, was ich dort gesehen und erlebt, zu Papier gebracht; achtzig Quartbogen stark ist das Cahier. Es steht dem Herrn Junker zu Diensten, wenn Sie Lust haben, es zu lesen.

Rudolph.

Zuviel wissen macht Kopfweh. Schaffe Er mir meinen Eduard her!

Louis.

Ich will sehen, ob ich ihn finde. (Er geht ab.)

Vierter Auftritt.

Rudolph. Beate.

Rudolph.

Ich kann nicht sagen, wie froh ich bin, daß der Onkel wieder da ist.

Beate.

Meinetwegen hätte er in der Stadt bleiben können.

Rudolph.

Ich will nicht hoffen, daß das Ihr Ernst ist, Frau Beate! sonst könnte ich Ihr gram werden. Er ist so gut — und ich habe ihn so lieb.

Beate.

Er ist oft genug unfreundlich gegen Sie.

Rudolph.

Weil ich mich nicht zu benehmen verstehe — weil ich ein Landmann bin, der vom feinen Welttone nichts weiß; deßhalb kann er sich natürlich mit mir nicht gemein machen, aber gut meint er es darum doch mit mir — und zankt er bisweilen — so thut er das, um mich zu bessern.

Beate.

Wenn er Sie hätte erziehen lassen wie seinen Herrn Sohn, so wären Sie jetzt gewiß eben so adrett wie Der.

Rudolph.

Aber nicht im Stande, mir mein Brod zu verdienen, wie ich es thue. Die Fecht-, Tanz- und Musikstunden sind für reiche Leute gemacht, nicht für einen armen Teufel, wie ich bin. Sieht Sie, das wußte der Onkel wohl.

Beate.

Sie hätten studiren können.

Rudolph.

Das habe ich ja. Ich habe Landwirthschaft studirt und war durch meines Onkels Güte im Stande, gleich nach vollendeten Lehrjahren in Aktivität zu treten. So gut wird's den jungen Herren nicht, die von der Universität kommen, die müssen oft Jahre lang umsonst dienen.

Beate.

Sie können aber dafür später etwas Vornehmeres werden, als ein Landwirth ist.

Rudolph.

Nein, Frau Beate. Ich bin acht Monate im Jahre in fünf Dörfern der Erste! das ist ein sehr angenehmer Gedanke, gegen den ich ganz und gar nicht unempfindlich bin.

Beate.

Am Ende rechnen Sie sich's noch zur Ehre, der Verwalter Ihres Herrn Onkels zu sein!

Rudolph.

Das thue ich, denn diese Stellung setzt mich in den Stand, meinem Wohlthäter zurückzuzahlen, was Almosen ist. Was

mehr ist als das, wird ihm der Himmel vergelten. Mir ist es nicht drückend, und gern will ich es ihm schuldig bleiben mein Lebenlang.

Beate.

Thun Sie doch, als ob Sie dem gnädigen Herrn wer weiß wie viel zu verdanken hätten!

Rudolph.

Verdanke ich ihm nicht alles, was ich habe und bin? Er nennt mich Sohn, und ich ihn Vater, und das von Rechtswegen, denn er hat als Vater an mir gehandelt. Als er mich in sein Haus aufnahm, war ich eine schutz- und mittellose Waise.

Beate.

Wer ist schuld daran, daß Sie es waren? Wer hat Sie um die Erbschaft der seligen Großtante gebracht?

Rudolph.

Die Großtante konnte ihre Güter vermachen, wem sie wollte, der Onkel war ihr Neffe so gut wie mein Vater.

Beate.

Ihr seliger Herr Vater war der alten Dame Liebling. Ihr erstes Testament, das weiß ich, war ihm zu Gunsten gemacht.

Rudolph.

So hat sie sich später anders besonnen.

Beate.

Ein Verschwender war der liebe Herr freilich, ein schlechter Wirth —

Rudolph.

Nun, sieht Sie!

Beate.

Aber bei alledem wollte ich doch wetten, es sei bei dem zweiten Testamente nicht ganz mit rechten Dingen zugegangen.

Rudolph.

Fängt Sie schon wieder an mit der Geschichte?

Beate.

Eine alte Kammerjungfer, die bei der Frau von Sommer gedient, hat mir gesagt —

Rudolph.

Komme Sie mir nicht mit Klatschereien!

Beate.

Wenn ich mir denke, daß Sie von Rechtswegen vielleicht unser Gutsherr sein sollten, und statt dessen — Lassen Sie mich schweigen!

Rudolph.

Ich hindere Sie nicht daran.

Beate.

Aber wenn sich alles so verhält, wie ich argwöhne, so wird der Mann seiner Strafe nicht entgehen. Unrecht Gut gedeiht nicht.

Rudolph.

So lasse Sie mir mein Frühstück gedeihen, denn das habe ich mir redlich erworben. — Hat man seine Noth mit den alten Weibern!

Beate.

Nun, nun, ich sage weiter nichts. Sind der Herr Junker gestern beim Förster gewesen?

Rudolph.

Nein.

Beate.

Und vorgestern auch nicht?

Rudolph.

Ebenso wenig. Er ist ja wieder gesund, der Förster, und bedarf meiner Nachfrage nicht mehr.

Beate.

Sonst spielten Sie bisweilen Tarock mit ihm.

Rudolph.

Ich thue es nicht mehr.

Beate.

Und brachten ihm Zeitungen.

Rudolph.

Die schicke ich ihm jetzt durch den Peter.

Beate (lächelnd).

Jungfer Jettchen sieht's gar nicht gern, daß Sie dort wegbleiben.

Rudolph.

Und deßhalb eben bleibe ich weg. Ihr, Frau Beate, die Sie eine gescheite Frau ist, kann ich's schon sagen. Ich bin gewiß kein eitler Geck, aber ich habe zu bemerken geglaubt, daß das Mädchen anfing, mir gut zu werden — ich — nun, geschmeichelt fühlt man sich immer durch so etwas — ich bin ihr denn eben auch nicht abhold, aber heirathen möchte ich sie nicht — das nicht. Um zu einem solchen Extreme zu schreiten, müßte sie mir noch viel besser gefallen, als sie mir gefällt. Was wäre also die Folge meiner ferneren Besuche bei dem Förster? Ich würde mich dort nicht enthalten können, den Liebenswürdigen zu spielen, das Mädchen setzte sich etwas

in den Kopf, verschlüge sich vielleicht Partien und grämte sich hinterdrein, wenn sie sähe, daß es mit mir nichts ist. Nein, da ist es besser und ehrlicher, umzulenken.

Beate.

Ich habe es ja immer gesagt, Sie sind ein Mann sondergleichen. Glückselig ist die Frau, der Sie einmal zu Theil werden.

Rudolph.

Die, liebe Frau Beate, lebt wohl im Monde, denn hier auf der Erde — was ich haben möchte, bekomme ich nicht, und was ich erhalten kann, — das mag ich nicht. —

Fünfter Auftritt.

Vorige. Eduard.

Eduard.

Sehe ich Dich endlich wieder, alte, ehrliche Seele!

Rudolph.

Mein guter, lieber Eduard, hast Du denn auf Deiner Reise bisweilen an mich gedacht?

Eduard.

O ja — gewiß — kannst Du daran zweifeln?

Rudolph.

I nun — wenn Du auch eben nicht an mich gedacht hättest, was wäre es weiter! Hast Du doch unter den fremden Leuten nichts gehört und gesehen, was Dich an mich hätte erinnern können.

Beate.

Das Prag muß eine schöne Stadt sein — ob es wohl noch größer ist als Triest?

Eduard.

Ah, sieh' da, Frau Beate, guten Morgen! Die Hausleute verlangen nach Ihnen mit großem Ungestüm.

Beate.

Freilich wohl, wegen der Gastzimmer — hätte ich es doch beinahe vergessen. Ja, wenn ich in's Reden komme, so bleiben alle Geschäfte liegen. Ich kenne das an mir, es ist eine große Schwachheit — aber mein Himmel! das Reden ist ja der alten Leute einziges Vergnügen. (Sie geht ab.)

Eduard.

Du! sie kommt doch nicht wieder?

Rudolph.

Gewiß unter einer Stunde nicht, indeß kannst Du mir erzählen — wenn Du nämlich Zeit für mich übrig hast.

Eduard.

Es war recht hübsch in Prag. — Schade, daß ich Dich nicht mitnehmen konnte.

Rudolph.

In die Cirkel, die Du dort besucht hast, hätte ich wohl kaum gepaßt.

Eduard.

Bist freilich ein bischen verbauert, und dann Deine Schüchternheit, sobald Du eine geputzte Dame siehst.

Rudolph.

Was ich doch gern gesehen hätte, wären die schönen Gebäude gewesen und dann die Denkmäler aus der Vorzeit.

Eduard.

Von der alten Libussa, meinst Du? Ach, guter Freund, ich hatte keine Zeit, mich mit Der zu beschäftigen; es giebt in Prag der hübschen Mariannen so viele.

Rudolph.

Die Leute hier im Hause glaubten steif und fest, Du würdest aus Böhmen eine Frau mitbringen.

Eduard.

I nun — wer weiß —

Rudolph.

Im Ernste? Hast Du Dir etwas ausgesucht?

Eduard.

Es könnte wohl so sein.

Rudolph.

Du glücklicher Mensch! Ist sie schön?

Eduard.

Wenigstens in meinen Augen.

Rudolph.

Ob sie gut und brav sei, frage ich nicht, das versteht sich von selbst, weil Du sie lieb hast. — Sie ist wohl reich?

Eduard.

Steinreich!

Rudolph.

Und eine vornehme Dame?

Eduard.

Eine Gräfin!

Rudolph.

Und ist Dir so recht von Herzen gut?

Eduard.

Ich habe Ursache, es zu glauben.

Rudolph.

Du glücklicher Mensch! Aber Du verdienst es, ich gönne es Dir, auf meine Ehre, Eduard, ich gönne es Dir!

Eduard.

Du fändest wohl selbst gern eine passende Partie?

Rudolph.

Nur gar zu gern. Es muß etwas Schönes sein um das häusliche Glück, aber ich — Du mein Himmel! ich kann mir den Gedanken daran wohl aus dem Sinne schlagen.

Eduard.

Weßhalb?

Rudolph.

Wer, wie ich, ohne Vermögen ist —

Eduard.

Geht bei einer Heirath am sichersten, denn sowie er gewählt wird, kann er überzeugt sein, daß es aus Liebe geschieht, da ein reicher Mann hingegen — wenn Du wüßtest, Rudolph, wie oft mich der Gedanke gequält hat, es gelte die günstige Aufnahme, die meine Aufmerksamkeiten bei jungen Damen fanden, nur meinem Gelde.

Rudolph.

Da bist Du aber auch gar zu bescheiden.

Eduard.

Uebermäßige Bescheidenheit war nie mein Fehler.

Rudolph.

Du besitzest auch außer Deinem Vermögen alle Eigen=

schaften, die den Mädchen in die Augen stechen. Wenn ich Deine Tournure hätte, und Deine Suade, und Deine Force im Tanzen.

Eduard.

Wenn ich mich in dem Spiegel sah und mit andern jungen Leuten verglich, war ich immer eitel genug, zu hoffen, daß man mich wohl um meiner selbst willen lieben könnte, aber um mich zu einer Heirath zu entschließen, mußte ich die Ueberzeugung haben — die Ueberzeugung.

Rudolph.

Hast Du die von Deiner Zukünftigen?

Eduard.

Die habe ich auf die Probe gestellt, und glaube darum, ihres Herzens gewiß zu sein.

Rudolph.

Auf die Probe? Wie hast Du es denn damit angefangen?

Eduard.

Mein Vater weiß nicht ein Wort davon.

Rudolph.

So war's wohl etwas Einfältiges?

Eduard.

Heute will ich es ihm sagen, und auch Dir möchte ich es sagen — denn ich bin in der Sache nicht ganz ohne Schuld gegen Dich.

Rudolph.

Was habe ich denn mit Deiner Heirath zu schaffen?

Eduard.

Erschrick nicht! Es ist nichts, was Dir etwa Verdruß

zuziehen könnte; heute nach Tische gehen wir in den Garten, und dort erzähle ich Dir's; — und, höre, Rudolph, wenn Du Dich zu verheirathen wünschtest, so will ich mit meinem Vater reden, vielleicht macht der etwas für Dich ausfindig. Er hat jetzt in der Stadt einen Herrn von Hollberg kennen gelernt, der fünf Töchter hat, die auf dem Gute sitzen und auf Erlösung hoffen. Es wäre möglich, daß sich da etwas negoziren ließe.

Rudolph.

Wenn's sein soll, so wird sich's wohl finden.

Sechster Auftritt.

Vorige. Herr von Thürmer.

Thürmer.

Sieh' da, Rudolph! Guten Morgen! Wie geht es?

Rudolph.

Muß wohl gut sein, da ich die Freude habe, den Herrn Vater wieder zu sehen.

Thürmer.

Wo warst Du diesen Morgen.

Rudolph.

In Feldkirchen. Das Wirthschaftsgebäude dort wird in der nächsten Woche gehoben. Wenn der Herr Vater erlauben, so werde ich des Nachmittags zu Ihnen hinüber kommen und Rechnung ablegen. — Wir haben die Wolle auf dem letzten Markte nicht schlecht verkauft — fünfzehn Thaler den Stein.

Thürmer.

Du nimmst Dich der Landwirthschaft thätig an — recht thätig — ich muß das rühmen.

Rudolph.

Gilt es doch den Vortheil meines guten Herrn Vaters.

Thürmer.

Die alten Oekonomen geben Dir alle ein gutes Lob.

Rudolph.

Ich suche täglich mehr bei ihnen zu lernen, um meinem Wohlthäter so nützlich als möglich sein zu können.

Thürmer.

Was willst Du mit dem Wohlthäter? Du bist der Sohn meines Bruders. Ich habe an Dir gethan, was ich zu thun schuldig war, nicht mehr. Was konntest Du für die üble Wirthschaft Deines Vaters?

Rudolph.

Lassen Sie meinen Vater ruhen; er soll doch ein guter Mann gewesen sein.

Thürmer.

Gut, ja, aber leichtsinnig — ein Verschwender! Er wäre gewiß vor seinem Ende auch noch mit dem Vermögen der Tante fertig geworden, wenn er es geerbt hätte. Ein Glück für Dich, daß es in meine Hände gefallen ist, so war ich doch im Stande, für Dich zu sorgen. — Nicht wahr, Du bist zufrieden mit Deiner Lage.

Rudolph.

Gewiß bin ich das.

Thürmer.

Hättest wohl in keinem Falle etwas Anderes werden wollen als ein Landwirth?

Rudolph.

Einmal hatte ich Lust zum Militär, aber ich habe Niemand etwas davon gesagt.

Thürmer (lächelnd).

Zum Militär? — I nun, wenn Du es durchaus gewollt hättest —

Rudolph.

Nein, nein, ich wollte eben nicht, denn sehen Sie, ich überlegte mir die Sache. Die Equipirung wäre Ihnen hoch gekommen, und dann hätte ich als Soldat nicht einmal für Sie arbeiten können.

Thürmer.

Wenn Dich die Leute so reden hören, so werden sie zuletzt glauben, ich habe Dich nur darum erzogen, um mir eine Verwalterstelle auf dem Gute zu ersparen.

Rudolph.

Koste ich Ihnen doch Ihr Geld so gut als ein Anderer.

Thürmer.

Genug davon. Mir ist's nur lieb, zu hören, daß Du zufrieden bist. Zufriedenheit ist das höchste Gut im Leben, und der Reichthum giebt dies nicht — im Gegentheil. — Wünschest Du wohl reicher zu sein, als Du bist?

Rudolph.

I nun — ein wenig mehr könnte nicht schaden.

Thürmer.

So? Wohlan denn, sei ruhig, Du sollst es einmal besser haben, als Du es jetzt hast. — Ich darf es nicht vergessen, daß die Erbschaft der Großtante anfänglich Deinem Vater bestimmt war, und seine Tollheit nur, für welche Du nichts kannst, sie mir verschafft hat. — Laß mich jetzt mit meinem Sohne allein — ich habe mit ihm zu sprechen. (Rudolph geht.) Und — Rudolph! — von dem Gelde, das Du für die Wolle eingenommen hast, behalte hundert Thaler für Dich zurück.

Rudolph.

Wofür?

Thürmer.

Für Deine gute Verwaltung — für —

Rudolph.

Der Herr Vater glauben doch nicht, daß, was ich vorhin sagte —?

Thürmer.

Nichts glaube ich, mache, daß Du fortkommst!

Rudolph.

Nun, schönen Dank! Anwenden kann ich es schon (Er geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Thürmer. Eduard.

Thürmer.

Ein unbeholfener Bursche ist und bleibt doch der Rudolph!

Eduard.

Ein guter Narr!

Thürmer.

Zu etwas Anderem als zum Landwirthe hätte er sich im Leben nicht geschickt.

Eduard.

Das kann man nicht wissen. Dumm ist er nicht, und wenn er nicht unter den Bauern aufgewachsen wäre —

Thürmer.

Würde er vielleicht jetzt ein verunglückter Studiosus sein, oder ein talentloser Offizier. Was die Natur für den Pflug bestimmt hat, paßt weder in die Uniform, noch an den Raths-

tisch. Dessenungeachtet könnte man aber immer mit der Zeit etwas mehr für ihn thun.

Eduard.

Freilich — ist er doch Ihr leiblicher Neffe.

Thürmer.

Und dann — wirst Du glauben, Eduard, daß es Stunden giebt, in welchen ich es fast bereue, die Erbschaft der Tante Sommer angetreten zu haben.

Eduard.

Wie so?

Thürmer.

Ich habe viel um dieser Erbschaft willen gelitten — viel. Das Vorurtheil zu Gunsten Erstgeborener scheint in der Natur des Menschen zu liegen, einem jüngeren Sohne gönnt Niemand ein besonderes Glück. — Hieß es nicht gar, ich habe die Tante mit meinem Bruder entzweit — und ihre Altersschwäche benutzt. — Altersschwäche? — Sie sprach bis zu ihrem Ende recht zusammenhängend, und zwei zuverlässige Zeugen haben vor Gericht ausgesagt, daß sie ihr Testament gesunden Geistes abgeändert.

Eduard.

Somit sind Sie in Ihrem Gewissen beruhigt und können die Neider reden lassen.

Thürmer.

Freilich wohl, indeß ist es mir immer peinlich, auf Kosten der Meinigen ein reicher Mann geworden zu sein.

Eduard.

So geben Sie dem Rudolph — geben Sie ihm, lieber Vater! Je mehr Sie ihm geben, desto froher machen Sie mich.

Thürmer.

Wahrhaftig? Nun, siehst Du, das ist die Ursache, weßhalb ich so sehnlich wünsche, daß Deine Partie mit der Comtesse Leistenfeld zu Stande komme. Die Comtesse ist reich — sehr reich. — Ihr Vermögen — dazu mein Gut Walbach und ein Kapital von vierzigtausend Thalern würde Dich in den Stand setzen, eines der ersten Häuser in der Residenz zu machen, und Du könntest es verschmerzen, wenn ich dieses Gut hier dem Rudolph vermachte.

Eduard (höchst erstaunt).

Dieses Gut hier?

Thürmer.

Es wird Leute geben, die mich darum tadeln werden, das weiß ich wohl — mein Testament kann leicht einiges Aufsehen erregen, aber mir ist an der Meinung der eifersüchtigen Welt nichts gelegen, und auch an der Deinigen nicht, sobald ich sehe, daß Du geizig bist.

Eduard (lächelnd).

Geizig? Ich, mein Vater? Wollte doch der Himmel, die Kaufleute und Restaurateurs wüßten von meinem Geize zu sprechen, so hätten Sie nicht so oft nöthig gehabt, Schulden für mich zu bezahlen. (Lachend.) Nehmen Sie mir's nicht übel, aber ich kann mich nicht erholen von dem Worte „geizig!“ Eduard Thürmer geizig!

Thürmer.

Wenn er es nicht ist, so wird er seinem armen Vetter gönnen —

Eduard.

Das Besitzthum der ganzen Erde gönne ich ihm. Nein, das doch nicht, etwas muß für mich übrig bleiben, aber sonst

gönne ich ihm alles, was Sie ihm nur immer zuwenden wollen, dem guten Jungen! Verwundert habe ich mich über Ihre Generosität — nur verwundert! Sich zu verwundern ist doch Jedermann erlaubt.

Thürmer.

Wenn der Rudolph das Gut erhält, so wird er zufrieden sein, meine ich.

Eduard.

Wenn er damit nicht zufrieden sein wollte!?

Thürmer.

Soviel, als das Gut werth ist, würde ihm sein Vater schwerlich von der Erbschaft übrig gelassen haben.

Eduard.

Schwerlich — nach dem zu urtheilen, was man sich von ihm erzählt.

Thürmer.

Und mehr als das würde einem Menschen von Rudolph's Schlage nur an seinem wahren Glücke hinderlich sein. Sieh'! der Gedanke, an meinem Neffen durchaus als Vater zu handeln, beruhigt mich — und von nun an spreche ich nicht mehr mit Dir über diesen Gegenstand — die Sache ist abgethan. (Nach einer Pause.) Heute kommt die Leistenfeld hier an. Du bist doch mit ihr im reinen?

Eduard (lächelnd).

Ja — und nein!

Thürmer.

Ich will nicht fürchten, daß noch von „Nein" die Rede sein wird.

Eduard.

Der Vater hat Ihnen ja vor zwölf Jahren schon seiner Tochter Hand für mich gleichsam kontraktmäßig zugesagt.

Thürmer.

Und das Fräulein, dessen Liebe Du vor der Verlobung zu gewinnen ausgezogen bist?

Eduard.

Das Fräulein liebt mich.

Thürmer.

Du bist immer so wortarm, wenn ich von Deinem Prager Aufenthalte spreche, daß ich schon oft auf den Gedanken gekommen bin, Du verhehlest mir etwas.

Eduard.

Jetzt sollen Sie alles wissen.

Thürmer.

Daß der Graf den Brief, den ich Dir für ihn mitgegeben, niemals beantwortet hat, ja nicht einmal in dem Schreiben, das mir seine Ankunft verkündigt, Deines Besuches erwähnt, fällt mir auf.

Eduard.

Und ist doch alles ganz natürlich. Ihren Brief erstlich habe ich nicht abgegeben.

Thürmer.

Junge!

Eduard.

Und was meinen Besuch anbelangt, so glaubt der Graf gar nicht, Ihren Sohn, den Eduard, gesehen zu haben, und Comtesse Marie glaubt es auch nicht.

Thürmer.

Nicht? Wie so?

Eduard.

Mich als bestimmten Bräutigam zu präsentiren, war mir gar zu prosaisch und schien mir, als reichem Erben, zu gewagt. Ich wollte einmal sehen, was ich durch mich selbst gelten könnte, und gab mich darum in Prag für meinen Vetter aus.

Thürmer.

Für Rudolph?

Eduard.

Ja. Haben Sie bemerkt, daß ich in den ersten Tagen nach meiner Zurückkunft auf den Namen Eduard gar nicht hörte?

Thürmer.

Das hat mich nicht frappirt, Du hörst oft nicht.

Eduard.

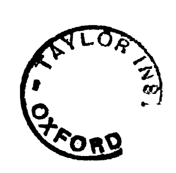
Als mittelloser Landjunker ließ ich alle Batterien meiner Liebenswürdigkeit gegen das Fräulein spielen.

Thürmer.

Verrückter Mensch!

Eduard.

Von Zeit zu Zeit wurde ich schwermüthig. Sie wissen nicht, lieber Vater, welchen Reiz für ein sentimentales Mädchen die Schwermuth eines armen Landjunkers hat. Comtesse Marie würdigte mich bald ihrer besonderen Aufmerksamkeit. In Gesellschaften folgte mir ihr Blick; sprach sie mit mir, so geschah das in einem auffallend sanften Tone, mit einem Ausdruck, der Mitleid und Besorgniß blicken ließ. Auf Bällen munterte sie mich zum Tanzen auf. Sie beredete ihren Vater, mich in sein Haus zu laden. Auf ihre Veranlassung wurde ich zu Landpartien gezogen, und sie erkundigte sich, wie ich



aus guter Quelle weiß, bei ihren Bekannten angelegentlich um mein Wesen und Treiben. Kurz, der Antheil, den sie an mir nahm, war unverkennbar, und ich bin gewiß, mir auf meinem sonderbaren Wege ihre Neigung erworben zu haben.

Thürmer.

Hast Du ihr Deine Liebe erklärt?

Eduard.

Durch bedeutsame Seufzer, durch Worte nicht.

Thürmer.

Was soll aber heute werden, wenn sie ankommt und in dem angeblichen Herrn Neffen meinen Sohn erkennt?

Eduard.

Eine höchst romantische Scene soll es geben. Gleich darf sie aus ihrem Irrthume nicht gerissen werden. Ich muß erst sehen, wie sie sich ein wenig um den Rudolph Thürmer kränkt.

Thürmer.

Damit ist's nichts. Sowie ich den Grafen und das Fräulein sehe, sage ich Beiden rund heraus —

Eduard.

Das thun Sie gewiß nicht — den Kummer machen Sie mir nicht!

Thürmer.

Wenn Du durch unnütze Possen die Partie rückgängig machtest! Eduard, das brächte mich außer mir!

Eduard.

Mich auch, denn das Mädchen gefällt mir. Aber ein solches Unglück ist hier gar nicht zu fürchten. — Vater! lieber

Vater! Sie haben mir schon so manche Thorheit nachgesehen, lassen Sie mir nur dies einzigemal den Willen, und ich verspreche Ihnen, daß ich durch ein ganzes Jahr keine Spielgesellschaft besuchen und kein Pferd zu Tode jagen will! Reizt Sie diese schöne Aussicht? Sie reizt Sie! (Er umarmt seinen Vater.) Victoria! Der Vater ist für heute Figurant auf seines Sohnes Theater. (Er geht ab. Thürmer ihm nach.)

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

(Zimmer in Rudolph's Wohnung im Wirthschaftsgebäude. — Im Hintergrunde zwei Thüren, vor einer derselben eine spanische Wand. — Auf der einen Seite ein kleines Bücherrepositorium, auf der andern ein Tisch, auf welchem Rechnungen liegen.)

Erster Auftritt.

Rudolph (allein. Er hat eine Rolle mit Geld in der Hand).

Hundert Thaler theilen sich doch wahrhaftig schneller ein, als ich gedacht hätte. Aber Freude kann man sich damit verschaffen, große Freude — und ich begreife es heute mehr als je, daß die Menschen so emsig nach Reichthümern trachten. Ein Millionär muß doch ein glücklicher Sterblicher sein! Er kann alle Tage so viel freundliche Gesichter sehen als ich heute. Wenn ich an den alten Veit denke und an die arme Lene, da könnte ich laut weinen vor innerem Jubel. — Nun sind mir gerade noch die vierzig Thaler übrig, davon bezahle ich das Schulgeld für Leonhardt's Kinder, bringe des Schulmeisters Hans in die Lehre, und dann kaufe ich für mich Tuch zu einem eleganten Rocke, für den Fall, daß der Onkel hier Besuch bekäme. (Es wird an die Thüre gepocht.) Wer pocht denn da? Herein!

Zweiter Auftritt.

Rudolph. Der Graf. Marie.

Graf.

Ist's erlaubt?

Rudolph.

Wen habe ich die Ehre vor mir zu sehen?

Graf.

Einen guten Freund der Herrschaft. Sie sind ohne Zweifel der Herr Inspektor oder Verwalter?

Rudolph.

Der Verwalter! — Ja, der bin ich. Wünschen Sie dem gnädigen Herrn gemeldet zu sein?

Graf.

Behüte der Himmel! Ich bitte Sie sogar, ihm unsere Ankunft zu verschweigen, denn sehen Sie, — (er zeigt ihm einen Riß in seinem Aermel) wir müssen Toilette machen, ehe wir es wagen können, uns auf dem Schlosse zu präsentiren. Es ist uns ein abscheuliches Malheur passirt.

Rudolph.

Ein Malheur?

Graf.

Unser Wagen ist zerbrochen und liegt draußen vor dem Dorfe auf der Straße. Wohnt hier in der Nähe ein Schmied?

Rudolph.

Nicht zweihundert Schritte vom Schlosse, dort in dem rothen Hause. Ich gehe, ihn zu holen.

Graf.

Könnten Sie uns nicht ein paar Träger verschaffen, die, während der Mann arbeitet, unser Gepäck hereinbrächten?

Rudolph.

Im Augenblick!

Graf.

Wir machen Ihnen doch keine Ungelegenheit, wenn wir uns indessen hier aufhalten?

Rudolph.

Nicht die allergeringste, wenn Sie fürlieb nehmen wollen. (Er rückt Stühle.) Haben Sie die Güte, sich zu setzen!

Graf.

Erlauben Sie mir, zu stehen.

Rudolph.

Ich bitte. Nehmen Sie mir die Ruhe nicht. (Er führt Marie an einen Stuhl.) Das Frauenzimmerchen sieht ganz blaß aus.

Marie.

Es ist nichts. Ich bin nur ein wenig erschrocken.

Rudolph.

Befehlen Sie eine Citrone und ein Gläschen Wasser?

Marie (setzt sich).

Ich danke Ihnen, es geht schon vorüber.

Rudolph (zum Grafen).

Wen haben Sie bei Ihrem Wagen zurückgelassen?

Graf.

Das Kammermädchen und den Bedienten.

Marie (zu Rudolph).

Ach, lieber Herr, seien Sie so gut, auf unsere Koffer Acht zu haben, all' mein bischen Staat liegt darin — und dann lege ich Ihnen den Hutkasten an's Herz, daß er nicht zu sehr herumgeworfen werde.

Rudolph (zum Grafen).

Das ist wohl Ihr Fräulein Tochter?

Graf.

Meine Tochter.

Rudolph (für sich).

Sie ist hübsch, die Tochter. (Zu Marie.) Den Sachen soll kein Schaden geschehen. (Er geht ab.)

Dritter Auftritt.

Der Graf. Marie.

Marie.

Ein recht gefälliger Mensch!

Graf.

Ich will ihm nachher ein Präsent machen. (Er setzt sich.) Ach! jetzt fühle ich doch auch, daß ich erschrocken bin. Der verwünschte Postillon! Fuhr der Kerl doch wie rasend auf dem heillosen Feldwege, bis die Achse entzwei war!

Marie.

Sie haben ihn ja immer angetrieben, schnell zu fahren, und ihm ein doppeltes Trinkgeld versprochen, wenn er —

Graf.

Solche Leute fallen beständig aus einem Extreme in's

andere, kennen keinen Mittelweg zwischen schleichen und jagen. — Doppeltes Trinkgeld! Das kann sich der gute Freund jetzt aus dem Sinne schlagen, ich werde ihm doch meinen aufgeschlagenen Arm und mein gequetschtes Bein nicht bezahlen sollen. Obendrein bringt er mich vielleicht noch um meine so schön projektirte Ueberraschung, wenn unser Unfall Lärm im Dorfe macht. Wieviel Uhr ist es?

Marie (sieht nach der Wanduhr).

Zwölf Uhr!

Graf.

Das ist gut — im Schlosse erwarten Sie uns nicht vor drei Uhr. — So hätten wir Zeit, wenn wir nur nicht verrathen werden, hier mit aller Gemächlichkeit uns heraus zu staffiren, um dann in schönster Gala — wie wird Dir, Marie, wenn Du an den Besuch im Schlosse denkst?

Marie.

Nicht eben sehr bang.

Graf.

Und mir im Grunde des Herzens wohl. Hundertmal habe ich dem Himmel gedankt, daß er mir Gelegenheit bot, Deine Hand schon im fünften Jahre zu versagen, und mich so aller Quälerei überhob, die andere Väter haben, bis sie die Töchter unter die Haube bringen.

Marie.

Ich denke doch, daß es mir auf keinen Fall an einem Freier gefehlt haben würde.

Graf.

Gefehlt! Bewahre der Himmel! nur Uebermaß von dieser Waare hätte ich bei Dir befürchtet, und dann wäre einer zu jung gewesen, und einer zu alt, einer zu dumm, der andere zu

verschlagen, einer zu vornehm und einer zu gering, nun hätte es Liebesbriefe gegeben und Eifersucht, Deklarationen und Serenaden, die Leutchen hätten mir das Haus eingerannt, und ich wäre durch das alles inkommodirt worden. Nun weißt Du aber, wie ich alles hasse, was mich inkommodirt.

Marie (lächelnd).

Das weiß ich!

Graf.

Die Ruhe, die Ruhe ist das beste auf der Welt. Aus Liebe zur Ruhe mag ich ja in meinem Hause nicht einmal wissen, was gekocht wird. — Wenn Du heirathest, so bringe ich alljährlich den Sommer hier bei Dir zu, und im Winter kommst Du mit Deinem Manne zu mir nach Prag, das habe ich dem alten Thürmer schon geschrieben. — Ohne meinen Hausinspektor, Kassirer und Sekretär kann ich nicht bestehen.

Marie.

Das macht die drei Herren sehr glücklich.

Graf.

Der junge Thürmer ist, wie man allgemein sagt, ein feiner Mann.

Marie.

Nur, setzt man hinzu, etwas leichtsinnig.

Graf.

Um so besser, so hat er ein gutes Herz.

Marie.

Nun, wir werden ihn ja kennen lernen, und ist er, wie ich hoffe, meiner Liebe werth, so soll er mein Mann werden. Aus Laune, das verspreche ich Ihnen, mein guter Vater, aus Laune werde ich mich nicht weigern, das heilige Wort, das Sie gaben, zu erfüllen. Nur Rücksichten höherer Art könnten

mich dazu zwingen, und wäre das der Fall, so würde ich Ihnen meine Gründe mittheilen, die Sie dann gewiß billigen würden.

Graf.

Was verstehst Du unter Deinen Rücksichten höherer Art?

Marie.

Das, lieber Vater, ist vor der Hand noch mein Geheimniß.

Graf (rasch).

Ein Geheimniß? — so will ich's nicht wissen — bei Leibe! — Die Geheimnisse sind selten angenehmer Art.

Marie.

Sie wissen, daß ich Ihnen nichts verberge, als was Sie beunruhigen könnte.

Graf.

Das weiß ich. Du bist ein grundgescheites Mädchen und hast mir durch Dein Schweigen am rechten Orte schon manchen Verdruß erspart. (Nach einer Pause.) Dein Herz ist doch ganz frei? — Soviel kannst Du mir schon sagen.

Marie.

Mein Herz? — i nun — ich denke, ja — so halb und halb wenigstens.

Graf.

Um alles —!

Marie.

Erschrecken Sie nicht, lieber Vater!

Graf.

Der junge Rudolph, nicht wahr? Der Cousin Deines Bräutigams, der uns in Prag besucht hat, der den Mond anseufzte und oft bei Tische Gesichter schnitt, als wollten ihm

die Thränen in die Suppe fallen — er war Dir nicht ganz gleichgiltig?

Marie.

Warum sollte er mir gleichgiltig sein?

Graf.

I nun — besser wär's denn doch gewesen. — Er interessirte Dich?

Marie (lebhaft).

Das kann ich nicht leugnen.

Graf.

Und gestehe mir's, er interessirt Dich noch ein wenig?

Marie.

Tag und Nacht denke ich an ihn.

Graf.

Marie!

Marie.

Erschrecken Sie nicht, das hat nichts zu bedeuten.

Graf.

Nichts zu bedeuten? Wenn Du den Einen heirathen willst und den Andern liebst?

Marie.

Lieben? Liebe ich denn Rudolph Thürmer? Machen Sie mir nicht Angst! Einmal meinte ich selber fast — und dann meinte ich wieder nicht — nein, nein, ich liebe ihn nicht, oder doch nur ein wenig.

Graf.

Nun, wenn Du Tag und Nacht an ihn denkst?

Marie.

Das würde ich, wenn ich ihn auch gar nicht liebte, damit

hat es eine ganz besondere Bewandtniß. — Jetzt von etwas anderem, lieber Vater! Ich möchte Sie gern um etwas fragen — aber Sie müssen mir die Frage nicht mißdeuten. Wenn ich nun den jungen Thürmer heirathe, wieviel bekomme ich mit?

Graf.

Hunderttausend Gulden Heirathsgut — nach meinem Tode alles, was ich besitze.

Marie.

Hunderttausend Gulden? Das ist prächtig!

Graf (sieht sie erstaunt an).

Das freut Dich also?

Marie.

O! nicht aus Eigennutz — aber — den Grund meiner Freude erfahren Sie zugleich mit meinem Geheimniß.

Graf.

Du bist und bleibst ein Närrchen?

Marie.

Und Sie sind und bleiben ein trefflicher Papa! (Man hört eine Uhr schlagen.)

Graf.

Was schlägt es denn da?

Marie.

Halb ein Uhr!

Graf.

Ich möchte doch wahrhaftig hinaus gehen und Acht haben, daß sie unser Gepäck nicht gerade vor den Fenstern des Schlosses vorübertragen.

Marie.

Machen Sie sich nicht müde.

Graf.

Ich muß mir Motion machen auf den Schreck. (Er geht ab.)

Vierter Auftritt.

Marie (allein. Nach einer Pause).

Ich glaube doch nicht, daß ich den Rudolph Thürmer liebe, obgleich er mich mehr interessirt und beschäftigt als bis jetzt irgend ein Mann. Aber das ist Mitleid mit seiner traurigen Lage, die er so tief zu fühlen scheint; und dann macht der Gedanke, daß ich die Person bin, durch die sein Schicksal verbessert und er in sein Recht wieder eingesetzt werden soll, daß ich ihn betrachte wie einen Schutzbefohlenen. Was fiel aber auch dem Doktor Braun ein, sein Bekenntniß in die Hände eines Mädchens niederzulegen? — Freilich in die Hände eines klugen Mädchens, das muß ich selber sagen, und das schon als Mädchen den reuigen Sünder schonender behandelt hat, als ein Mann gethan haben würde. Er hat mich indeß dadurch doch in eine recht sonderbare Lage gesetzt. — Mein Vater darf nichts erfahren, bis mein Geschäft abgemacht ist, denn er würde sich krank damit quälen, und außer ihm kenne ich Niemand, der mir zuverlässig genug wäre, um ihn zum Mitwisser eines Geheimnisses zu machen, an welchem die Ehre eines Verstorbenen hängt. Ich kann mir also bei der schwersten Aufgabe, die ich im Leben gehabt, nur bei mir selbst Rath holen; aber am Ende ist das gut; so macht mich Niemand irre und bringt mich ab vom geraden Wege, den ich einzuschlagen entschlossen bin und der mich, wenn der junge Thürmer ein Ehrenmann ist, gewiß am sichersten zum Ziele führt. Der arme Rudolph! Ob er noch in Böhmen sein mag oder schon zurückgekehrt ist. Eigentlich weiß ich nicht genau, ob ich

wünschen soll, ihn hier zu finden. Indeß, warum nicht? Schlägt meine Unterhandlung fehl, so ist der mir bestimmte Gatte meiner nicht werth, ich sage mich los von ihm und kann lieben, wen ich will; gelingt sie, so wird Rudolph glücklich, und mir ist, als ob er als Glücklicher meiner Ruhe nicht mehr gefährlich sein würde. Aber was muß ich auch immer an den Rudolph Thürmer denken! — Mein Vater hat doch wohl recht, und es schickt sich nicht. — Ich will einmal die Bibliothek des Herrn Verwalters mustern, das wird mich zerstreuen. (Sie tritt an das Repositorium und liest die Titel der Bücher.) „Landwirthschaft — Forstwissenschaft — Stallfütterung." — Hier oben stehen, wie es scheint, Bücher anderer Art. — „Geschichte der Kreuzzüge. — Oden von Klopstock." — Man denke! — „Odyssee und Ilias, übersetzt von Voß." — Der Herr Verwalter muß ein gebildeter Mann sein. — Ich will geschwind einen Gesang lesen aus meiner lieben Odyssee. (Sie nimmt das Buch, setzt sich und liest.)

Fünfter Auftritt.

Marie. Rudolph.

Rudolph.

Ihren Herrn Vater habe ich in meinem Schlafstübchen untergebracht. Ihr Gepäck ist unterwegs, und Ihr Kammermädchen wird gleich hier sein. — Haben Sie sonst noch etwas zu befehlen?

Marie.

Sie machen sich so viele Mühe unsertwegen, daß Sie uns wahrhaft beschämen.

Rudolph.

Ich thue es gern! auf meine Ehre, ich thue es gern! Ich

möchte, es brächen hier alle Tage Wagen entzwei mit solchem Inhalte. Sie haben da gelesen, mein Fräulein?

Marie.

Verzeihen Sie meiner Unbescheidenheit, aber ich fand in Ihrer Bibliothek meinen Lieblingsdichter, den Homer.

Rudolph.

Den Homer? Kennen Sie Den? und lieben Sie ihn? Sehen Sie, das freut mich, denn mir geht er über alles! Ich verstehe mich nicht auf die Poesie, weiß nicht, was die Gelehrten darin schön nennen, aber das Buch hier, meine ich, müsse Jedem gefallen, der das Herz auf dem rechten Flecke hat.

Marie.

Einem Landwirthe, meine ich, müsse die Odyssee besonders zusagen.

Rudolph.

Nicht wahr? Man wird dabei wahrhaft stolz auf seinen Stand, und oft denke ich mir, wenn zu Odysseus' Zeiten die Schweinehirten Königssöhne waren, was müßte damals erst ein Verwalter gewesen sein!

Marie.

Sie scheinen überhaupt die Lektüre zu lieben?

Rudolph.

Ja wohl, aber ich habe wenig Zeit zum lesen, darum lese ich nichts als gutes.

Marie.

Sie lesen viel, wenn auch nicht vieles.

Rudolph.

Ich suche meinen Verstand zu bilden, so gut ich kann,

denn ich meine, der Geist müsse so gut seine Nahrung haben als der Körper.

Marie.

Bei so feinem Sinne fühlen Sie sich doch wohl hier sehr vereinzelt?

Rudolph.

Wie so?

Marie.

Weil es Ihnen wahrscheinlich an einem für Sie passenden Umgange mangelt.

Rudolph.

Der Umgang mit den Landleuten ist nicht so uninteressant, als Sie etwa glauben. Die Menschen haben manchmal recht gesunde Ansichten, und dann ist unser Herr Pfarrer ein braver und studirter Mann, den ich an jedem Sonntage besuche. Nachbarschaft vom Adel haben wir hier freilich nicht.

Marie.

Sie sind unverheirathet?

Rudolph (sieht sie eine Weile an und lächelt).

Das bin ich noch vor der Hand.

Marie.

Warum lachen Sie?

Rudolph.

Es war — es war nichts. Sie, mein gnädiges Fräulein, werden sich wohl bald verheirathen?

Marie.

Das kommt viel auf das Schicksal an und die Sterne.

Rudolph.

Haben — verzeihen Sie mir die Frage — wohl schon Ihren Liebhaber?

Marie.

Einen Liebhaber? Nein, den habe ich nicht.

Rudolph (fröhlich).

Nicht? (Niedergeschlagen.) Oder Ihren Freier?

Marie.

Das könnte sein.

Rudolph.

Nun, habe ich's nicht gesagt?!

Marie.

Was ist Ihnen?

Rudolph.

Mir? In der Welt nichts!

Marie (für sich).

Ein sonderbarer Mensch! (Laut.) Ihr Gutsherr ist ein Bekannter meines Vaters — sind Sie zufrieden mit ihm?

Rudolph.

Er ist ein vortrefflicher Mann! Wenn Sie sich nur im ersten Augenblicke an seine Außenseite nicht stoßen, so werden Sie gewiß mit ihm zufrieden sein.

Marie.

Sein Sohn, der Junker Eduard, ist bei ihm auf dem Schlosse?

Rudolph.

Ja wohl.

Marie.

Was halten Sie von dem Junker Eduard?

Rudolph.

Er ist ein ehrliches Blut.

Marie.

Er soll etwas leichtsinnig sein?

Rudolph.

Ist er doch jung und reich.

Marie.

Etwas eingebildet?

Rudolph.

Nun, er ist auch nicht eben häßlich.

Marie.

Aber nicht wahr, einer ehrwidrigen Handlung halten Sie ihn für unfähig?

Rudolph.

Wie mich selbst!

Marie.

Er hat nicht Hang zum Geize?

Rudolph.

Zur Verschwendung vielmehr.

Marie.

Ich danke Ihnen! Das war's allein, was ich wissen wollte.

Rudolph (für sich).

Am Ende ist das Eduard's Braut! Nein, nein, das will ich nicht hoffen.

Marie (für sich).

Der Verwalter ist keine alltägliche Erscheinung — ich muß, wenn ich länger hier bleibe, seine Verhältnisse erforschen, seiner Geschichte nachspüren. —

Sechster Auftritt.

Vorige. Lisette.

Lisette (einen Carton in der Hand).

Sie sehen eine halbtodte Person vor sich, mein Fräulein! Hätte mir die Wirthin aus dem Gasthofe nicht für Geld und gute Worte ein halbes Glas Wein geboten, so wäre ich nicht im Stande gewesen, mich bis hierher zu schleppen.

Marie.

Ist unser Koffer hereingeschafft?

Lisette.

Ja. Aber wie ich eben bemerke, hat Ihre Toilette durch den halsgefährlichen Sturz nur wenig gelitten, und es wird genügend sein, wenn ich Sie neu coiffire und Ihnen eine Echarpe über die Schultern werfe.

Rudolph.

Breiten Sie sich in diesem Zimmer aus, soviel es Ihnen gefällt, ich gehe meiner Wege.

Marie.

Sie armer Mann werden an die verunglückten Reisenden denken!

Rudolph.

Mehr, als mir gut ist, fürchte ich! Mehr, als mir gut ist! (Für sich im Abgehen.) Mache die Augen zu, armer Rudolph! mache die Augen zu! das sind ausländische Pflanzen, die kommen in des Landmanns Garten nicht fort. (Ab.)

Lisette.

Das ist wohl hier des Herrn Verwalters Zimmer?

Marie.

Der gute Mann! Wir vertreiben ihn aus seiner Wohnung.

Lisette.

Machen Sie sich daraus kein Bedenken. Solch' einem Landbauer wird nicht täglich das Glück zu Theil, ein schönes Fräulein bei sich zu sehen. Setzen Sie sich! Hier steht wahrhaftig ein Spiegel! (Marie setzt sich an den Tisch. — Lisette nimmt ihr das Häubchen ab und zieht ihr den Kamm aus den Haaren, sodaß ihre Haarzöpfe herabhängen.)

Marie.

Muß das alles herunter?

Lisette.

Bedenken Sie, mein Fräulein, daß Sie vor Ihrem Bräutigam sich zeigen sollen, und daß der erste Eindruck oft über das Leben entscheidet. (Nach einer Pause.) Ob nur der Vetter Rudolph auch hier sein mag?

Marie.

Vielleicht! Mir ist das gleichgiltig.

Lisette.

Der arme, junge Mensch! — Er war recht verliebt in Sie.

Marie.

Beinahe schien es so — aber so etwas giebt sich bei den Männern.

Lisette.

Apropos von Männern! Der Herr Verwalter, unser gütiger Wirth, ist gar nicht übel.

Marie.

Er hat ein sehr ehrliches, gutmüthiges Gesicht und ist

auch gar nicht ungebildet, — ich habe lange mit ihm gesprochen, er muß hübscher Leute Kind sein.

Lisette.

Ist er noch ledig?

Marie.

Was geht Dich das an?

Lisette.

I nun, wenn wir hier bleiben, so wäre er vielleicht für mich eine nicht zu verachtende Eroberung.

Marie.

Für Dich? — Der Verwalter wäre eben ein Mann für Dich!

Lisette.

Nun, warum nicht? Auf dem Lande nimmt man es nicht so genau mit der Liebenswürdigkeit der Männer, und wäre er vielleicht auch ein minder angenehmer Freier als mancher Andere, so wäre er doch ein um so sicherer Nehmer. (Man klopft.) Horch! wer klopft da?

Marie.

Man kommt! So kann ich mich vor den Leuten nicht sehen lassen. (Sie springt auf und eilt hinter die spanische Wand, Lisette mit dem Carton ihr nach.)

Siebenter Auftritt.

Marie und Lisette (ungesehen). Grün (durch die freie Thüre im Hintergrunde).

Grün.

Der Himmel gebe, daß ich ihn finde, meine letzte Hoffnung beruht auf ihm. Er muß herausrücken, er muß! ich kann's

ihm nicht ersparen; und er wird es auch, denn er ist gut und kann kein Geld in den Händen behalten. Hier läßt kein Mensch sich sehen. Wahrscheinlich ist er drinn in seinem Kabinet. (Er klopft an die Seitenthüre.) Herr Junker! Euer Gnaden, auf ein Wort.

Marie (zu Lisette).

Junker? — Gnaden?

Lisette (zu Marie).

Also nicht Verwalter!

Marie (zu Lisette).

Vielleicht ein junger Edelmann, der hier Oekonomie studirt. — (Sie ziehen sich zurück.)

Achter Auftritt.

Vorige. Rudolph (durch die Seitenthüre).

Rudolph.

Mein gnädiges Fräulein! — Ach, Sie sind es, mein lieber Grün — ich meinte —

Grün.

Ich bin es, ein unglücklicher Familienvater, der von hier aus in die weite Welt wandern muß, wenn Sie ihn nicht getröstet nach Hause schicken.

Rudolph.

Was ist Ihnen begegnet? Sie sehen ganz verstört aus.

Grün.

Ich war gestern in der Stadt bei meinem Pachtherrn, dem alten geizigen Baron Stiller. Ich soll ihm zweihundert

Thaler zahlen, aber das böse Jahr, meine zahlreiche Familie, ich habe kaum hundert zusammenbringen können.

Rudolph.

Das ist schlimm! sehr schlimm!

Grün.

Ich suchte dem Baron zu beweisen, daß nicht üble Wirthschaft, nur Unglück mir die vollständige Zahlung unmöglich mache, stellte ihm das Elend vor, in das ich mit Weib und Kindern stürzen würde, wenn ich vom Pachte käme. — Umsonst! Er sprach von Großthun, Traktiren, Fahrlässigkeit — kurz, ich soll zahlen oder gehen.

Rudolph.

Sie sind freilich nicht ganz außer Schuld, lieber Grün! Erinnern Sie sich, was ich Ihnen so oft gesagt habe. Indeß dauern Sie mich in der Seele, und wenn ich im Stande wäre, Ihnen zu helfen —

Grün.

Das sind Sie, das sind Sie, lieber Junker! Sie können mein guter Engel werden. Ich kam hierher in's Dorf, wahrhaftig nur um Ihnen meine Noth zu klagen, da ich weiß, wie gut Sie sind; da hörte ich von den Leuten erzählen, daß Ihnen der gnädige Herr diesen Morgen ein Geschenk von hundert Thalern gemacht hat. Die Summe dient Ihnen vielleicht, eine Lustpartie mitzumachen! Sie geben sie an einen Galanteriehändler, oder verspielen sie. Mich rettet sie vom Untergange, wenn Sie mir sie leihen wollen auf ein Jahr — nur auf ein Jahr, — dann erstatte ich sie Ihnen ehrlich und redlich wieder.

Rudolph.

Brauchen Sie denn gerade die vollen hundert Thaler?

Grün.

Mit weniger ist mir nicht gedient.

Rudolph.

Und heute noch?

Grün.

Spätestens in acht Tagen.

Rudolph.

Und wenn Sie das Geld nicht erhalten?

Grün.

Dann bin ich ein verlorener Mann! — Meine Frau kann sich als Magd verdingen, und meine Kinder können betteln gehen.

Rudolph.

Ach, warum sind Sie nicht einige Stunden früher zu mir gekommen!

Grün.

Sie haben doch wohl nicht die hundert Thaler schon verthan?

Rudolph.

Ich habe nur vierzig davon noch übrig.

Grün.

Das verzeihe Ihnen der Himmel! Da sieht man, wie vornehme Leute den Segen verschleudern, der den Armen Häuser bauen könnte.

Rudolph.

Grün, ich verzeihe Ihrem Schmerze, aber leichtsinnig verschleudert habe ich das Geld nicht. Bin ich doch selbst nicht reich, und kenne den Werth des Geldes. Fünfzig Thaler habe ich dem alten Veit gegeben, um seinen Sohn vom Militärdienste loszukaufen, und zehn Thaler der armen Lene,

deren einzige Kuh gefallen war. So bleiben nur noch vierzig Thaler. Ich wollte mir einen neuen Rock machen lassen, aber das kann unterbleiben. Da nehmen Sie, was ich Ihnen anbieten kann, und sehen Sie, ob vielleicht eine andere gute Seele — (Er bietet ihm die Geldrolle an.)

Grün (bitter, sie zurückweisend).

Lassen Sie es dahin wandern, Herr Junker, wohin das übrige gewandert ist! Halbe Hilfe ist keine Hilfe! — Verzeihen Sie, daß ich Sie inkommodirt habe. (Er will gehen.)

Rudolph.

Sie glauben doch nicht, Grün, daß ich Sie belüge? Fragen Sie die Lene und den Veit.

Grün.

Ich bin nicht befugt, Rechenschaft über Ihr Eigenthum von Ihnen zu fordern. Leben Sie wohl! Vielleicht hören Sie nach ein paar Tagen erzählen, daß man hier in der Gegend einen Leichnam aus dem Wasser gezogen habe; solch' ein Unglück fällt ja wohl bisweilen vor, und man macht deßhalb kein großes Aufsehen.

Rudolph.

Grün, es thut mir leid, Ihnen sagen zu müssen —

Grün.

Was?

Rudolph.

Daß Sie ein böser Mensch sind!

Grün.

Ich thue nur, wozu ich getrieben werde.

Rudolph.

Sie thun gar nichts! Wer sich umbringen will, sagt es

nicht voraus; Sie wollen mich erschrecken, weil Sie glauben, ich verleugne Ihnen mein Geld, und meinen, die Furcht solle Ihnen gewähren, was Ihnen das Mitleid versagt. — Sehen Sie, das weiß ich! Ich weiß auch, daß Sie sich Ihres Trotzes rühmen und vielleicht meine Gutherzigkeit verspotten werden. Aber Sie sind unglücklich, haben vier kleine Kinder, und Ihre Frau ist brav! da! — (er öffnet schnell eine Schublade) nehmen Sie diesen kleinen Diamantring, das Erbstück einer Tante, und hier diese Uhr, vielleicht leiht man Ihnen sechszig Thaler darauf.

Marie (die aufmerksam zugehört hat, macht Lisette ein Zeichen, worauf diese durch die hinter der spanischen Wand befindliche Thüre abgeht, und tritt dann vor zu Rudolph).

Grün nannten Sie diesen Herrn?

Rudolph.

Sie hier, mein Fräulein?

Marie (zu Grün).

Sie nennen sich Grün?

Grün (betreten).

Jakob Grün.

Marie.

Pachter auf einem von Stiller'schen Gute?

Grün.

Ja!

Marie.

Ganz recht! — So bin ich von einem Ihrer Schuldner beauftragt, Ihnen diese Summe einzuhändigen. — (Sie legt rasch einen Beutel in seine Hand und eilt gegen die Thüre.)

Rudolph (ereilt sie an der Thüre und faßt sie an der Hand).

Fräulein!

Marie.

O, Sie sind der edelste der Menschen! (Sie geht ab. Rudolph sieht ihr erfreut nach. Grün steht verwundert.)

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Aufzug.

(Zimmer im Schlosse.)

Erster Auftritt.

Der Graf und Marie (treten ein).

Graf.

Sind wir doch wahrhaftig hereingeschlichen wie die Diebe! — Der Alte läßt sich gewiß nicht träumen, daß seine Gäste bereits in seinem Hause sind. — Es wird einen Hauptspaß geben, wenn er vielleicht gar im Morgenhabit hier in's Zimmer tritt und seinen alten Freund in Gala vor sich stehen sieht! — Den schlechten Straßen und unvernünftigen Postillonen zum Trotze gelingt mein Plan der Ueberraschung, und das odiöse Komplimentiren an der Wagenthüre und auf der Treppe ist uns erlassen. Du sprichst kein Wort? Marie!

Marie.

Ich hörte auf das, was Sie sagten.

Graf.

Du bist mir seit einer halben Stunde gar nicht mehr munter. Pocht endlich das Herzchen? Fängt die Angst an, sich zu regen?

Marie (zerstreut).

Die Angst? wovor?

Graf.

Vor der Entrevue mit dem Bräutigam.

Marie.

Es ist ja wahr — ich dachte in diesem Augenblicke nicht daran.

Graf.

Nicht? Nun, das ist doch die Möglichkeit! Woran dachtest Du denn sonst?

Marie.

An eine sehr rührende Scene, von der ich zufällig im Wirthschaftsgebäude Zeugin war, und die mich, glaube ich, so ernst gestimmt hat.

Graf.

Rührende Scene? Ach, ich verstehe? Laß mich einmal Deinen Beutel sehen!

Marie.

Der ist leer.

Graf.

Dachte ich's doch! — Also alle zwanzig Dukaten?

Marie.

Sind fort!

Graf (lächelnd).

Was willst Du aber nun in einem fremden Hause, wo man sich durch Generosität empfehlen muß, ohne Geld anfangen?

Marie.

Unsere Reisekasse ist ja noch wohl bestellt.

Graf.

Und in die, meinst Du, dürftest Du nur so hineinlangen?

Marie.

Ja, lieber Vater, das meine ich, besonders wenn Sie erfahren, was mich bewogen hat, mein Geld wegzugeben, wenn ich Ihnen erzähle —

Graf.

Mit dem Erzählen wollen wir uns jetzt nicht befassen, denn ich höre kommen.

Marie.

Die wenigen Augenblicke im Wirthschaftsgebäude sind für mich recht lehrreich gewesen. Ich schenke den Armen gern, auch Sie begaben sie, und reichlich, aber was ist unser Wohlthätigkeitssinn gegen den, den man bisweilen bei selbst Mittellosen findet! Da ist zum Beispiel der junge Mann, der sich unser hier so gefällig angenommen hat —

Graf.

Der Verwalter?

Marie.

Ist er denn wirklich Verwalter hier auf dem Gute? Ich hörte ihn Junker nennen.

Graf.

Wahrscheinlich von Einem, der Geld von ihm haben wollte.

Marie.

Wissen Sie nicht, wie er heißt?

Graf.

Ich habe nicht danach gefragt. (Marie versinkt in Nachdenken.)

Zweiter Auftritt.

Vorige. Eduard.

Eduard. (Er hat immer, wenn er Marie gegenüber steht, ein angenommenes, schwermüthiges Wesen).

Mein innigst verehrter Freund! Fräulein Marie! — In diesem Augenblicke erst meldet man mir —

Marie (aus ihrer Träumerei erwachend).

Ach! — Der Junker Rudolph!

Eduard.

Kennen Sie mich wirklich noch, Comtesse? Haben Sie den armen Rudolph noch nicht ganz vergessen?

Marie.

Ich freue mich vielmehr herzlich, Sie hier zu finden. Der Anblick eines Bekannten thut in einem fremden Hause wohl.

Eduard.

Nicht immer. Nicht unter allen Umständen, meine ich.

Graf (für sich).

Ich glaube, der Satan hat ihn hergeführt! (Laut.) Mein schönstes Kompliment, junger Herr!

Eduard.

Guter, lieber Papa! Wie ich so hier zwischen Ihnen und dem Fräulein stehe, fühle ich mich in die schönste Zeit meines Lebens zurückversetzt. In die Zeit, in welcher es mir vergönnt war, mich als ein Kind Ihres Hauses zu betrachten. Erinnern Sie sich noch unserer Moldaufahrten? der Partien nach Bubenz? und des langen, einsamen Spazierganges im Felsenthale der Czarka?

Marie.

Ich habe dies alles in meinem Taschenbuche niedergeschrieben.

Eduard.

Und wie wir den Kirchhof vor dem Oynster Thore besuchten und eben den Jüngling begraben sahen, den eine unglückliche Liebe —

Marie.

Der junge Mensch hat mich gedauert, aber er war doch nicht klug.

Eduard.

Wie so?

Marie.

Weil er sich zu Tode gegrämt hat. Ein Mann hat dazu niemals eine vollgiltige Veranlassung. — Die Männer sind so glückliche Geschöpfe!

Eduard.

Glücklich? Inwiefern?

Marie.

Weil sie ihr Schicksal sich selber schaffen können.

Eduard (seufzend).

Nicht immer!

Marie.

Doch — doch! Sie wählen sich den Stand, der ihrer Neigung zusagt, und suchen sich für ihr Herz die gleichgestimmte Seele.

Eduard.

Wie aber, wenn der Besitz des einzigen Wesens, das ihrem Ideale entsprochen, ihnen versagt wird?

Marie.

So bleiben Sie frei — indeß ein Mädchen immer von

Verhältnissen gezwungen wird, sonder Neigung sich zu fesseln, und sich noch glücklich schätzen muß, wenn der Mann, den man ihr zugeführt hat, ihrer nur nicht ganz unwürdig ist.

Graf.

Sage mir, Marie, was mit Dir vorgegangen ist. In Deinem Leben habe ich Dich noch nicht in solchen Sentenzen sprechen hören.

Eduard.

Ernsthafter als in der vorigen Zeit erscheint auch mir das Fräulein.

Marie (kurz).

Man kann nicht an einem Tage sein wie an dem andern.

Eduard.

Haben Sie meinen Vetter schon gesehen?

Marie (mit einer unterdrückten, mißmuthigen Bewegung).

Noch nicht!

Eduard.

Am Ende ist er von der Jagd noch nicht wieder zurück, da wir Sie später erwarteten.

Marie.

Er wird schon kommen, es eilt nicht damit.

Eduard (schmerzlich, fast bitter).

Ich meine, sein Erscheinen könne Ihnen nicht gleichgiltig sein.

Marie (etwas gereizt).

Was wissen Sie von dem, was mir gleichgiltig ist oder mich interessirt.

Graf.

Ei, ei, werde mir nur nicht gleich ungnädig!

Eduard (für sich).

Wenn er wüßte, wie ihr Unwille mich entzückt! (Laut.) Ich kenne die Comtesse und ihre Art; sie wußte mich von jeher streng auf meinen Platz zurückzuweisen, wenn ich mich unbescheiden äußerte, und daß sie diese Gewohnheit beibehalten hat, läßt mich hoffen, daß übrigens auch unter uns alles beim alten geblieben ist.

Graf.

Meinerseits können Sie dessen überzeugt sein. (Für sich.) Ich habe ihn nie ausstehen können.

Eduard.

Fräulein Marie schweigt?

Marie.

Ich bin keine Freundin von Betheuerungen, aber gewiß meint es Niemand besser mit Ihnen als ich.

Thürmer (von außen).

Schon hier? schon im Hause? Und ich weiß kein Wort?!

Graf.

Das ist, auf meine Ehre, Thürmer's Stimme!

Dritter Auftritt.

Vorige. Thürmer.

Graf (geht ihm mit ausgebreiteten Armen entgegen).

Wilhelm! Wilhelm! kennst Du mich noch?

Thürmer.

Wahrhaftig, da steht er!

Graf.

Komm in meine Arme! komm! komm! Wie lange ist's wohl, daß wir uns nicht gesehen haben?

Thürmer.

So siebenzehn oder achtzehn Jahre.

Graf.

Ja, ja, die Zeit vergeht und wir vergehen mit der Zeit. — Was sagst Du zu mir, der ich Dir wie eine Bombe in's Haus gefallen bin? Um zwei Uhr früh bin ich in Thalberg aufgebrochen, nur um Dich zu überraschen.

Thürmer.

Findest aber dadurch leider nichts zu Deinem Empfange bereit.

Graf.

Ich wollte eben nichts finden. Mir ist nichts peinlicher auf der Welt, als wenn ich einen alten Freund, den ich zu besuchen komme, mit einem Gefolge von geputzten Domestiken auf der Hausflur stehen sehe. Das setzt mich in Verlegenheit. In steifen Bücklingen geht das Herzliche der ersten Begrüßung verloren, und ich zittere vor einer Anrede, die mir etwa der Schulmeister halten möchte.

Thürmer.

Du bist immer noch der Alte! siehst recht frisch und munter aus.

Graf.

Von Dir kann ich eben nicht dasselbe sagen; Du hast garstige Falten bekommen, Falten der bösen Art, die auf Verdruß und Sorgen deuten.

Thürmer.

Es ist, seit wir getrennt sind, so manches vorgefallen, das —

Graf.

Nun, von einem Unglücke, das Dich betroffen hätte, weiß ich doch eben nichts. Im Gegentheil, Du bist reich geworden!

Thürmer.

O, schweig' davon!

Graf.

Weßhalb?

Thürmer.

Weil ich beinahe wünschen möchte, ich wäre geblieben, wie ich war. Wer Geld hat, wird beneidet, bekrittelt, verleumdet. — Der Reichthum drückt bisweilen schwer.

Graf.

Erdrückt hat er doch bis jetzt noch Niemand.

Thürmer (auf Marie blickend).

Aber — mein Himmel! ich spreche da so lange, und — das ist wohl Deine liebe Tochter? Habe die Güte, mich ihr vorzustellen.

Graf.

Meine Tochter? Es ist ja wahr; die hatte ich rein vergessen, und doch ist sie die Hauptperson. — (Er nimmt Marie bei der Hand.) Mein Freund Thürmer!

Thürmer.

Seien Sie mir herzlich willkommen, mein Fräulein! und möchten Sie das Haus, welches Sie heute aufnimmt, niemals mehr zu verlassen wünschen, dann wäre das Glück meiner letzten Tage begründet.

Marie.

Sie sind gar zu verbindlich, Herr von Thürmer! (Für sich.) Das Kompliment war etwas fade.

Graf (zu Thürmer).

Aber wo bleibt nur Dein Sohn?

Thürmer.

Mein Sohn?

Eduard.

Ihr Herr Sohn, mein Vetter! (Leise zu ihm.) Sie wissen ja! Sie wissen ja! Nur eine Stunde lang lassen Sie mich gewähren, es geht alles vortrefflich!

Thürmer (leise und ärgerlich zu ihm).

Junge! ich möchte, daß Du —!

Eduard (leise zu Thürmer).

Ich bin schon im zweiten Theile meines Romans, ganz nahe an der Auflösung. Um's Himmels willen, machen Sie nicht, daß ich im Hafen Schiffbruch leide!

Graf.

Was giebt's denn?

Eduard (leise zu ihm).

Fragen Sie nicht! Der Onkel ist auf's höchste erzürnt über seinen Sohn, weil er noch nicht hier ist.

Graf (leise).

O, das thut mir leid! (Freundlich zu Thürmer.) Dein Sohn ist ein Liebhaber der Jagd?

Thürmer.

Mein Sohn?

Graf.

Nun ja, man muß jungen Leuten dergleichen unschuldige Passionen zu gute halten. Wenn er gewußt hätte, daß ich so früh ankommen würde, so wäre er wohl nicht auf die Jagd gegangen.

Thürmer (für sich).

Was soll nun das wieder heißen? (Laut.) Also mein Sohn ist auf der Jagd?

Graf.

Weißt Du das nicht?

Thürmer.

Nein — ja — ganz recht! (Für sich.) Ich spiele hier eine hübsche Figur!

Vierter Auftritt.

Vorige. Rudolph.

Rudolph (rasch eintretend).

Herr Vater, soeben höre ich, daß Sie Gäste —

Graf.

Vater?

Eduard (den Irrthum des Grafen schnell benutzend).

Nun, da ist er ja, der lang' Erwartete!

Thürmer.

Wer?

Eduard.

Mein Vetter!

Marie.

Wie? Dieser Herr wäre —?

Eduard.

Mein Vetter Thürmer!

Graf.

Der Verwalter?

Marie (für sich).

Den werde ich wohl nehmen.

Thürmer (für sich).

Das ist zu toll!

Rudolph (den Grafen und Marie erblickend).

Was sehe ich?

Eduard.

Den Grafen und die Comtesse Leistenfeld!

Thürmer (zu Rudolph).

Kennst Du diesen Herrn und diese Dame?

Rudolph.

Freilich wohl! Sie sind diesen Morgen in meiner Wohnung abgestiegen.

Eduard (Rudolph zu Marie führend).

Tritt dorthin, dorthin, Vetter! dort ist Dein Platz! (Schwermüthig, während Rudolph sich verlegen Marie nähert, rasch zu seinem Vater.) Haben Sie gesehen, wie sie erschrocken ist?

Thürmer (leise).

Narr!

Rudolph.

Ich freue mich unendlich, mein Fräulein, Sie hier wieder zu finden und auch Sie, mein Herr!

Marie.

Ich bin auf's höchste überrascht, in dem Junker von Thürmer unsern lieben Wirth wiederzuerkennen.

Rudolph.

Ueberrascht? — Doch nicht unangenehm?

Marie.

Wie können Sie das glauben?

Graf.

Sie Schalk haben ohne Zweifel diesen Morgen recht gut gewußt, wer Ihre Gäste waren?

Rudolph.

Woher hätte ich das wissen sollen?

Graf.

Ich meinte, Sie hätten es errathen können. War das nicht der Fall, um so besser, so haben wir uns alle drei gleich beim ersten Zusammentreffen gegeben, wie wir sind. Ihre Hand, mein lieber Junker!

Rudolph.

Mögen Sie lange, recht lange bei uns bleiben!

Graf.

Wünschen Sie das? Ich wünsche es auch! Wahrhaftig, Sie sind ein hübscher junger Mann geworden! Ich habe Sie einmal als Kind gesehen. (Zu Thürmer, der indeß leise mit seinem Sohne gesprochen hat.) Weißt Du noch, Wilhelm? (Zu Rudolph.) Sie erinnern sich wohl nicht mehr daran?

Rudolph.

Wahrscheinlich war ich damals noch sehr klein.

Graf.

Freilich wohl — klein waren Sie — aber, Wilhelm, seine Physiognomie hat er behalten. — Jetzt genug davon! — Herr Bruder! Ich habe Lust, Deine Gemächer zu sehen.

Thürmer.

Die Dir bestimmten Zimmer sind gleich hier nebenan, werden aber noch nicht in Ordnung sein.

Graf.

In meine Zimmer komme ich nicht eher, als bis meine Tochter ausgepackt und alles an Ort und Stelle gelegt hat, aber in die Deinigen sollst Du mich führen, und in Deinen Saal, und in Küche und Keller. Den jungen Herrn (auf Eduard zeigend) nehmen wir mit, und der (auf Rudolph zeigend) mag Marie Gesellschaft leisten, bis man unsere Koffer heraufbringt.

Thürmer.

Aber ich meinte denn doch —

Graf.

Nichts meinst Du! Merkst Du denn nicht, daß in diesem Zimmer drei Personen zuviel sind? (Er geht mit Thürmer nach der Thüre.)

Eduard (schnell zu Rudolph eilend und leise zu ihm).

Lieber Rudolph! Der Graf sowie das Fräulein glauben — ich muß Dir gestehen — ich muß Dir bekennen — es war etwas leichtsinnig von mir —

Graf (ihn rasch bei der Hand fassend).

Sie können später mit ihrem Vetter sprechen, soviel Sie wollen, jetzt ist er anderweit beschäftigt. Vorwärts! Marsch! (Er führt Thürmer und Eduard fort.)

Eduard (im Abgehen, für sich).

Nun, so gehe es, wie der Himmel will!

Fünfter Auftritt.

Rudolph. Marie.

Rudolph (für sich, Eduard nachsehend).

Was hat denn Der gewollt?

Marie (für sich, ihn betrachtend).

Nein, Der hat nicht Theil an der Treulosigkeit seines Vaters. — Ihm würde ich mich gleich jetzt anvertrauen, wenn nicht die Furcht, ihn zu betrüben, mich zurückhielte.

Rudolph (laut).

Ihr Herr Vater hat mir befohlen, daß ich Ihnen Gesellschaft leisten soll. Das ist mir ein recht angenehmes Geschäft, nur sollte es mir leid thun, wenn ich Sie etwa langweilte.

Marie.

Das thun Sie gewißlich nicht. Ihre schmucklose, vernünftige Unterhaltung ist mir lieber als der Witz der jungen Herren aus den Salons.

Rudolph.

Ach, das läßt sich doch kaum glauben, und Sie sagen es wohl nur aus Güte und Nachsicht. Indeß, wenn Sie mir erlauben, hier bei Ihnen zu bleiben, so bleibe ich nur gar zu gern. Es ist sonderbar, ich bin Damen gegenüber sonst immer verlegen und wortarm, aber mit Ihnen — ich weiß nicht, wie Sie's anfangen, — mit Ihnen könnte ich in einem fort sprechen, Stunden lang.

Marie.

Das freut mich — das freut mich herzlich!

Rudolph.

Ihnen könnte ich alles sagen, was ich denke.

Marie.

So halten Sie mich also für ein gutes Mädchen?

Rudolph.

Für das beste auf der Welt!

Marie.

Noch kennen Sie mich so wenig —

Rudolph.

Wenig nicht. Ich glaube, Sie ganz und gar zu kennen, obgleich erst seit kurzer Zeit. Ein einziger Zug ist oft hinreichend, den Charakter eines Menschen zu bezeichnen, und ein solcher war es, als Sie dem armen Grün —

Marie.

O, schweigen Sie davon, wenn Sie mich nicht beschämen wollen. Almosen geben von eigenem Ueberflusse beweist nicht, daß man großmüthig, sondern nur, daß man nicht grausam ist. — Aber Sie, der Sie ein theures, lang' bewahrtes Andenken — (sich plötzlich besinnend nach einer Pause) Sie scheinen für einen Junker von Thürmer nicht gut gestellt zu sein.

Rudolph.

Ich habe, was ich brauche, und bin zufrieden. Wer weiß, ob es gut wäre, wenn ich mehr Geld in die Hände bekäme.

Marie (lächelnd).

Sie geben wohl gern viel aus.

Rudolph.

Aufheben kann ich nichts.

Marie.

Aber, nicht wahr, Schulden machen Sie nicht?

Rudolph.

Niemals. Ich gebe nur weg, was ich eben habe.

Marie.

Wie kommt es, daß Sie nicht hier im Schlosse wohnen?

Rudolph.

Ich habe im Schlosse ein Quartier, aber die Wohnung im Wirthschaftsgebäude ist mir meiner Geschäfte wegen bequemer.

Marie.

Sie finden Vergnügen an der Landwirthschaft?

Rudolph.

Sie ist mein Element und muß es sein, denn sonst verstehe ich nichts.

Marie.

Haben Sie nicht studirt?

Rudolph.

Nein — und das ist recht gut. Zum Gelehrten hätte ich nicht getaugt, denn ich kann's in den engen Stuben nicht aushalten.

Marie.

Da haben Sie recht; die Stubenluft beengt das Herz, der Anblick der freien Natur stärkt es für das Gute.

Rudolph.

Sie würden wohl nicht ungern auf dem Lande leben?

Marie.

Das Landleben ist meine Leidenschaft.

Rudolph.

Dafür muß ich Ihnen die Hand küssen — wenn Sie es

nämlich erlauben. (Marie reicht ihm die Hand; er küßt sie und betrachtet sie nachher schweigend, indem er sie in der seinigen behält.)

Marie.

Was machen Sie?

Rudolph.

Ich sehe mir Ihre Hand an.

Marie.

Das ist Ihnen vergönnt.

Rudolph.

Und denke mir dabei, wie glücklich doch solch' eine Hand einen Menschen machen könnte.

Marie.

Wenn ihm ein ehrliches Herz und einige häusliche Wissenschaft genügt — vielleicht!

Rudolph.

Ein Narr, der mehr als das begehrt! Fräulein, wie ist Ihr Name?

Marie.

Marie!

Rudolph.

Das ist schön, so hieß meine kleine, verstorbene Schwester. Also — was ich sagen wollte — Fräulein Marie — nein, es geht nicht.

Marie.

Reden Sie frei heraus!

Rudolph.

Ich möchte wohl, allein — Ihr Vater ist wohl sehr vornehm?

Marie.

Nicht mehr und nicht weniger als jeder Edelmann.

Rudolph.

Aber, nicht wahr, sehr reich ist er auch?

Marie.

Ist es ein Verbrechen, daß er reich ist?

Rudolph.

O nein! Im Gegentheil, er thut sehr wohl daran — indeß — ich sehe, ich muß die Sache anders anpacken. — Darf ich Sie fragen, wie alt Sie sind?

Marie.

Das, Herr von Thürmer, fragt man kein Mädchen.

Rudolph.

Es ist ja wahr! Ich bitte um Verzeihung!

Marie (lachend).

Hat nichts zu bedeuten.

Rudolph.

Wissen Sie, es lag mir auch eigentlich gar nichts daran, zu erfahren, wie alt Sie seien — aber wenn Sie mir geantwortet hätten, so achtzehn oder neunzehn Jahre, so hätte mir das Gelegenheit gegeben, zu bemerken, daß es nun an der Zeit sei — sagten Sie mir nicht diesen Morgen dort drüben in meiner Wohnung, Sie haben einen Freier?

Marie.

Ja wohl!

Rudolph.

Fräulein Marie — aber nehmen Sie mir die Frage ja nicht übel — ist der Freier etwa mein Vetter?

Marie.

Behüte der Himmel!

Rudolph.

Er hat mir erzählt, daß er in Prag eine Bekanntschaft gemacht hat, und das brachte mich auf den Gedanken —

Marie.

Von einer Heirath zwischen Ihrem Vetter und mir ist nie die Rede gewesen, obgleich ich ihn in Prag kennen gelernt habe.

Rudolph (freudig).

Also wirklich nicht? (Für sich.) Ach, es wird ja für mich darum doch nichts sein.

Marie.

Was ist Ihnen?

Rudolph.

Es ist wohl besser, ich sage es Ihnen nicht.

Marie.

Warum nicht?

Rudolph.

Der Freier, den Sie haben — nicht wahr? ist ein recht feiner, zierlicher Mann, ein Mann von Welt?

Marie.

Was wollen Sie nur mit dem Freier?

Rudolph.

Zwar — Sie haben mir vorhin gesagt, daß Sie auf das elegante Wesen der jungen Stadtherren nicht viel geben. — O, das habe ich mir recht gut gemerkt.

Marie.

Nun?

Rudolph.

Nein — nein — Sie könnten denken, es sei Eigennutz.

Sechster Auftritt.

Vorige. Der Graf.

Graf.

Soeben ist unser Reisewagen angekommen, und ein halbes Dutzend Menschen ist bereits darüber her. Es thut mir leid, Marie, hier stören zu müssen, aber wenn Du nicht hinunter gehst, so bringen sie uns aus Diensteifer alles in Unordnung.

Marie.

Ich gehe — ich gehe! — Der Herr da fing ohnehin an, ein bischen unverständlich zu werden. (Sie will gehen.)

Graf.

Marie! (Leise zu ihr.) Nun, wie gefällt er Dir?

Marie (leise zu ihm).

Väterchen! schaffen Sie mir den Mann! (Sie geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Rudolph. Der Graf.

Graf.

Jetzt, mein lieber junger Herr, erwarte ich, daß Sie ein aufrichtiges Wort mit mir sprechen werden.

Rudolph (erstaunt).

Ich? — Ja, ja, recht gern! Womit kann ich Ihnen dienen?

Graf.

Sagen Sie mir — aber ohne alle Schmeichelei — wie finden Sie meine Tochter?

Rudolph.

Ihr Fräulein Tochter?

Graf.

Ja. Wie gefällt sie Ihnen?

Rudolph.

Herr Graf —

Graf.

Antworten Sie mir gerade und ehrlich.

Rudolph.

So errathen Sie — oder haben bemerkt — ach, ich bin nicht geübt in der Kunst, mich zu verstellen!

Graf.

Ich verstehe Sie nicht!

Rudolph.

O, ich bin überzeugt, daß Sie mich verstehen, sonst hätten Sie mich nicht so gefragt wegen Ihrer Tochter. — Seien Sie mir nur nicht böse!

Graf.

Böse?

Rudolph.

Ich kann wahrhaftig nichts dafür, aber dem Herzen läßt sich nicht gebieten.

Graf (ernsthaft).

Wäre Ihr Herz anderweit gefesselt?

Rudolph.

Anderweit? Behüte der Himmel, das ist ja eben das Unglück!

Graf.

Oder entspräche meine Tochter dem Ideale nicht, das Sie sich von Ihrer künftigen Gattin gemacht haben?

Rudolph.

Ich glaube, Herr Graf, Sie wollen meiner spotten — aber, verzeihen Sie mir, das ist nicht edel! Spott verdiene ich nicht! Bin ich zuletzt doch gleichen Standes mit Ihrem Fräulein Tochter und ein ehrlicher Mann!

Graf.

Junger Herr! sind Sie von Sinnen, oder bin ich's? Also meine Tochter gefällt Ihnen?

Rudolph.

Ach!

Graf.

Mit dem Ach kommen wir nicht weiter. Gefällt Ihnen meine Tochter? Ja oder nein!

Rudolph.

Ich bin ja rasend in sie verliebt, wenn Sie es nun einmal wissen wollen!

Graf.

Warum haben Sie denn das nicht gleich gesagt?

Rudolph.

Was hilft es mir denn, es gesagt zu haben?

Graf.

Was es Ihnen hilft? Wollen Sie meine Tochter nicht heirathen?

Rudolph (erstaunt).

Heirathen? (Sich besinnend.) Was würden Sie von mir denken, wenn ich Ihnen eine solche Proposition machte?

Graf.

Alles Liebe und Gute, und Ihnen dann meinen Segen geben.

Rudolph.

Herr! sagen Sie mir das nicht zum zweitenmal,, sonst nehme ich Sie beim Worte!

Graf.

Immerhin! ich verlange nichts Besseres.

Rudolph.

Sprechen Sie im Ernste?

Graf.

Im vollen Ernste, und begreife gar nicht, wie Sie das wundern kann?

Rudolph.

Also — Herr Vater?

Graf.

Herr Sohn, von ganzem Herzen!

Rudolph.

Da bleibe ein Anderer im Respekt — ich halte es nicht aus — ich muß Sie beim Kopfe nehmen! (Er wirft sich außer sich an den Hals des Grafen.)

Graf.

Seien Sie barmherzig! drücken Sie mich nicht todt!

Rudolph.

Sie können mir das nicht übel nehmen. Die Freude, die unendliche Freude! Ich glaube, noch zu träumen! —

Graf.

Fassen Sie sich!

Rudolph.

Wie hätte ich mir jemals denken können, daß mir ein solches Glück bevorstände! Ich bin ein schlichter Landmann — meine Erziehung — zu Ihren vornehmen Freunden werde ich nun einmal nicht passen.

Graf.

Wer einen Mann wie Sie nicht zu schätzen versteht, der paßt nicht zu mir.

Rudolph.

Und dann mein geringes Einkommen.

Graf.

Ich kann mir denken, daß der alte Papa Sie bis jetzt ein wenig knapp gehalten hat, aber zu Gunsten dieser Heirath wird er wohl herausrücken.

Rudolph.

Das soll er nicht! — Das darf er nicht! — Das, sehen Sie, würde ich nicht annehmen!

Graf.

Nun, wir wollen nicht darüber streiten! Meine Tochter ist reich genug, um auch einen armen Mann nehmen zu können, und ich würde sie Ihnen geben, wenn Sie auch gar nichts hätten; also seien Sie ruhig, Geldinteresse soll uns nicht entzweien. — Sie halten also förmlich bei mir um meine Tochter an?

Rudolph.

Einmal — zweimal — dreimal — so oft Sie wollen! Aber nicht wahr, Sie denken nicht etwa, daß ich Ihres Vermögens wegen —? Als ich mich in das Fräulein verliebte, wußte ich noch nicht, daß es Geld habe.

Graf.

Einen Ausbruch der Freude, wie ich bei Ihnen gesehen habe, bringt der Eigennutz nicht hervor. Ich gehe, meine Tochter von Ihrem Antrage in Kenntniß zu setzen.

Rudolph.

Was glauben Sie, daß sie dazu sagen wird?

Graf.

Ja! wird sie sagen.

Rudolph.

Sehen Sie, das denke ich auch, das sagt mir das Herz. Darum gehen Sie, Herr Vater, gehen Sie, und lassen Sie bald von sich hören!

Graf.

Leben Sie wohl, schmachtender Schäfer! (Da ihn Rudolph umarmen will, lächelnd abwehrend.) Die Umarmung können Sie weglassen! (Er geht ab.)

Achter Auftritt.

Rudolph (allein. Nach einer Pause).

Ist es denn wirklich wahr? Noch kann ich's gar nicht fassen, und ich möchte an mir schütteln und rütteln, um mich zu überzeugen, daß ich davon nicht aufwache. Der Rudolph Thürmer bekommt eine Frau! und was für eine? Die schönste, die beste auf der ganzen Welt! — Ich werde mich hier in unserer Dorfkirche trauen lassen — ja, ja, das muß mir der Alte erlauben, — und dann den dritten Sonntag vorher das Aufgebot: „Rudolph Thürmer und Marie Leistenfeld!" Ich glaube, wenn ich die Namen höre, so drückt mir die Freude das Herz ab in der Kirchenbank.

Neunter Auftritt.

Rudolph. Eduard.

Eduard (sieht schüchtern zur Thüre herein).

Bist Du allein?

Rudolph.

Nicht allein, Bruder, umgeben von einer Schaar guter Geister! Eduard, es ist mir lieb, daß Du mir eben in den Wurf kommst, so habe ich doch Jemand, der mit mir jubeln kann.

Eduard.

Jubeln? worüber?

Rudolph.

Eduard! ich bin Bräutigam!

Eduard.

Bräutigam?

Rudolph.

Ja. Wundere Dich nur, ich habe mich auch gewundert. Der alte Leistenfeld giebt mir seine Tochter.

Eduard (erschrocken).

Ach, Du mein Himmel!

Rudolph.

Ich hätte gar nicht den Muth gehabt, sie von ihm zu begehren, aber er ist mir auf halbem Wege entgegengekommen und hat mir den Antrag beinahe abgepreßt.

Eduard.

O, mein unseliger Leichtsinn! — Rudolph! wirst Du mir jemals vergeben können? Ich — ich ganz allein bin an allem schuld!

Rudolph.

So bist Du ja schuld an etwas Gutem, und ich muß mich bei Dir bedanken.

Eduard.

Nicht so! — nicht so, armer Junge! Ich weiß wahrhaftig nicht, wie ich es Dir vorbringen soll, aber Du hast Dich zu geschwind gefreut.

Rudolph.

Wie so?

Eduard.

Die ganze Sache beruht auf einem Mißverständnisse.

Rudolph.

Du! mache mich nicht unglücklich!

Eduard.

Laune — Krittelei — Eitelkeit — nenne es, wie Du willst. — Genug, ich habe den Grafen und das Fräulein getäuscht. — Beide halten Dich für den Sohn meines Vaters, und mich für dessen Neffen. Ach! wenn doch der Graf nicht so früh angekommen wäre! ich wollte Dir diesen Nachmittag alles entdecken.

Rudolph.

Aber wie kamst Du, um des Himmels willen, auf den Gedanken?

Eduard.

Marie ist meine Braut, ich habe sie prüfen wollen.

Rudolph.

Habe ich es mir doch gleich gedacht! Das Glück war zu groß für mich, es mußte in Nebel zerrinnen.

Eduard.

Rudolph! lieber Rudolph! kränke Dich nicht!

Rudolph.

Das ist leichter gesagt als gethan. Deine Braut also? — Geh', Du hast grausam an mir gehandelt!

Eduard.

Nicht mit Willen! gewiß nicht mit Willen!

Rudolph.

Das kommt für mich auf eins heraus.

Eduard.

Du hast recht! Ach, ich bin höchst unzufrieden mit mir!

Rudolph.

Und das nicht ohne Grund. Eine schöne Figur, die Du einen treuen Freund hast spielen lassen.

Eduard.

Sobald ich mich aufrichtig gegen den Grafen erklärt habe, fällt aller Tadel nur auf mich zurück.

Rudolph.

Der Tadel, ja — aber nicht die Lächerlichkeit — und dann — Du bist ein reicher, glücklicher Mensch, Du weißt nicht, was es heißt, wenn ein armer Teufel eine Stunde lang gehofft hat; es dauert dann Jahre lang, ehe er die Stunde vergißt.

Eduard.

So lange soll es bei Dir nicht dauern. Mein Vater ist gesonnen, da ich jetzt eine brillante Partie mache, Dich in seinem Testamente reichlich zu bedenken. Ich will ihn bitten, daß er bei Lebzeiten für Dich thue, was er nach seinem Tode zu thun beabsichtigt. Dann bist Du ein gemachter Mann und kannst Dir eine Frau nach Deinem Herzen wählen.

Rudolph.

Wenn ich Marie nicht haben kann, so werde ich ledig bleiben, denn eine Andere mag ich nicht!

Eduard.

Aber Marie liebt Dich nicht.

Rudolph.

Woher kannst Du das wissen?

Eduard.

Sie liebt mich!

Rudolph.

Pah! — Nehmen wird sie Dich wohl müssen, wenn ihr Vater will, nehmen ohne Zweifel — aber lieben —?

Eduard.

Ich habe sie schon vor zwei Monaten in Prag gekannt.

Rudolph.

Das hat sie mir gesagt.

Eduard.

Nun — und —?

Rudolph.

Wenn man alle Menschen, die man kennt, lieben wollte, da hätte man viel zu thun.

Eduard.

Rudolph, Du wirst anfangen, mich böse zu machen!

Rudolph.

Das ist nicht meine Meinung.

Eduard.

Heute noch bekenne und entdecke ich alles.

Rudolph.

Ja, darum bitte ich sehr.

Eduard.

Und dann wirst Du sehen.

Rudolph.

Ich werde sehen, und Du auch — wir alle Beide. — Wann sprichst Du den Grafen und Marie?

Eduard.

Nach Tische. — Es ist gleich Essenszeit.

Rudolph.

So soll ich noch einmal unter Deinem Namen vor das Fräulein treten? Eduard, das kann für Dich gefährlich werden.

Eduard.

Ich wage es darauf.

Rudolph.

Ihr Vater hat sie eben jetzt mit meinem Antrage bekannt gemacht.

Eduard.

Wir werden hören, wie sie ihn aufgenommen hat.

Rudolph.

Kalt und zurückhaltend werde ich Dir zu Ehren mit ihr nicht sein; sieh', das sage ich Dir im voraus.

Eduard.

Thue, was Du nicht lassen kannst.

Rudolph.

Ich werde mir vielmehr alle Mühe geben, daß sie mich angenehm finde; sieh', das fühle ich.

Eduard (lachend).

Immerhin!

Rudolph.

Daß sie mich liebe.

Eduard.

Genire Dich nicht!

Rudolph.

Du giebst mir also Carte blanche?

Eduard.

Ja doch, ja!

Rudolph.

Und wenn ich sie Dir abspenstig machte?

Eduard.

So werde ich Dein Brautführer.

Rudolph.

Das habe ich nur wissen wollen. Jetzt ist mein Gewissen beruhigt! (Er geht ab. Eduard ihm lachend nach.)

(Der Vorhang fällt.)

Vierter Aufzug.

(Zimmer in Mariens Wohnung; an der Seite ein Kamin.)

Erster Auftritt.

Thürmer und Eduard (treten auf).

Eduard.

Was wollen Sie nur hier, lieber Vater?

Thürmer.

Deinen Narrenstreich wo möglich wieder gut machen, dem Fräulein entdecken, wie die Sachen stehen, und es für Deinen Leichtsinn um Nachsicht bitten.

Eduard.

Ich beschwöre Sie, überlassen Sie das mir selbst!

Thürmer.

Ich habe Dir schon viel zu viel überlassen! Wenn ich an die Scene von diesem Morgen denke, wo Verlegenheit und Scham mich zwangen, Deine heillosen Lügen zu bekräftigen, so bin ich noch außer mir! — Ich habe bei Tische keinen Bissen essen können.

Eduard.

Diesen Abend werden Sie das Versäumte nachholen, denn bis dahin ist alles im klaren, und wir sind alle glücklich,

ausgenommen freilich der arme Rudolph, der mich von Herzen dauert, obgleich er mich geärgert und meine Eigenliebe in die Schranken gefordert hat.

Thürmer.

Der Junge ist so toll gewesen, dem Fräulein durch ihren Vater einen Heirathsantrag machen zu lassen.

Eduard.

Welchen das Fräulein ausweichend beantwortet hat.

Thürmer.

Was ausweichend?! Sie hat sich Bedenkzeit ausgebeten, das ist Styl, das thun alle Mädchen, und ich sehe darin gar nichts Ausweichendes!

Eduard.

Haben Sie Marie bei Tische beobachtet? Ihre Unruhe und ihren Trübsinn?

Thürmer.

Nachdenkend und zerstreut schien sie mir.

Eduard.

Ihr Auge ruhte oft, lange und recht bedeutsam auf mir, und dann sah sie wieder den Vetter an mit einer Miene, die gleichsam sagen wollte: Und Du sollst mein Mann werden?!

Thürmer.

Du verstehst Dich trefflich darauf, den Mienen Worte unterzulegen.

Eduard.

Als wir aufgestanden waren, sprach sie einige Worte leise zu ihm. Er wurde roth, machte einen tiefen Bückling, und „in einer Stunde" hörte ich ihn antworten. Ohne Zweifel hat sie ihn zu sich bestellt, um ihm ehrlicherweise Ihre Liebe

zu mir zu entdecken und einen höflichen Korb zu geben. Bis dahin aber, lieber Vater, bis dahin dürfen wir's nicht kommen lassen. Eine Demüthigung soll der arme Rudolph meinetwegen nicht erfahren.

Thürmer.

Was willst Du nur immer mit dem armen Rudolph? Sei so gut und bedaure ihn nicht zu früh! Und was die Demüthigung anbelangt, von der Du sprichst, so könnte diese zuletzt Dir und nicht dem Rudolph zu Theil werden, wenn das Possenspiel nicht bald zu Ende kommt; die Mädchen haben bisweilen sonderbare Launen.

Eduard.

Verlieben wird sich doch ein Mädchen höheren Standes schwerlich in meinen Vetter.

Thürmer.

Bei solcher Gelegenheit hat oft der böse Feind sein Spiel! — Deßhalb ist es unumgänglich nöthig, daß Marie aus ihrem Irrthume gerissen werde.

Eduard.

Das soll sie in wenigen Minuten, wenn Sie die Güte haben wollen, mir das Terrain zu räumen.

Thürmer.

Wer sich auf Dich verlassen könnte!

Eduard.

Den Knoten eines zierlichen Romans zu lösen, ist — verzeihen Sie mir — wohl eher ein Geschäft für einen jungen Liebhaber als für einen Papa! Ich glaube, sie kommt! O, lassen Sie mich mit ihr allein!

Thürmer.

Wohlan denn! Gewinne, wenn Du kannst, Deinen Prozeß bei dem Mädchen, ich gehe indeß zum Vater, schenke ihm reinen Wein ein und suche ihn auf Deine Seite zu bringen. (Er geht ab.)

Eduard.

Papa hätte mir beinahe Angst gemacht, aber nein, nein! nur frisch darauf zu! Wenn ich mich von meinem Vetter aus dem Sattel heben ließe, so dürfte ich mich ja vor keinem meiner Freunde aus der Residenz mehr sehen lassen!

Zweiter Auftritt.

Eduard. Marie.

Marie (tritt gedankenvoll aus der Seitenthüre, ohne Eduard zu bemerken).

In einer Stunde, sagte ich ihm, solle er sich hier einfinden. Warum sagte ich nicht „jetzt gleich"? Ach, ich wollte Zeit gewinnen, um mich zu sammeln, und werde mit jeder Minute ängstlicher. Ein peinliches Gefühl wird mir auf jeden Fall die Unterredung geben, die mir bevorsteht; denn ist Eduard der Mann, für den ich ihn halte, so werde ich ihn tief betrüben, indem ich ihm die Schuld seines Vaters entdecke, und ist er es nicht, so ist mein schönes Ideal zerstört.

Eduard.

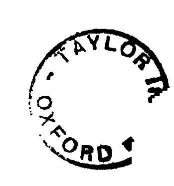
Mein Fräulein —

Marie.

Sieh' da, Herr von Thürmer! (Für sich.) Der fehlte mir eben! (Laut.) Was wünschen Sie?

Eduard (schwermüthig).

Ihnen meinen Glückwunsch zu Ihrer bevorstehenden Vermählung darzubringen.



Marie.

Sparen Sie den, bis ich etwas von einer bevorstehenden Vermählung weiß.

Eduard.

Verstellen Sie sich nicht! Mir ist nur zu bekannt, daß mein überglücklicher Vetter —

Marie.

Ihr Vetter wirbt um mich, allein zu einer Heirath sind zwei Willen nöthig.

Eduard.

So hätten Sie sich noch nicht für ihn entschieden?

Marie (seufzend).

Noch nicht!

Eduard.

Sie sagen das in einem recht trüben Tone —

Marie.

Ich glaube, Ihr ewiges Seufzen steckt mich an!

Eduard.

Die Thräne in Ihrem Auge straft die scherzhafte Wendung, in der Sie mir entschlüpfen wollen, Lügen. — Fräulein, Sie sind nicht glücklich!

Marie.

Und Sie nicht ein bischen diskret!

Eduard.

Verzeihen Sie, wenn ich die Regeln hergebrachter Sitte überschreite, diese Stunde ist so wichtig, daß sie das Band der Förmlichkeiten löst.

Marie.

Daran thut sie denn doch unrecht — die Förmlichkeiten haben ihr Gutes.

Eduard.

Fräulein! gestehen Sie mir es, Sie lieben meinen Vetter nicht?!

Marie (fast wehmüthig).

Das geht Sie nichts an!

Eduard.

Nichts? Und die Hoffnung meines ganzen Lebens beruht auf dieser Voraussetzung.

Marie (halb für sich).

Da steht sie auf schwachen Füßen.

Eduard.

Denn — nein, länger kann ich der Gefühle meines Herzens nicht Meister werden — ich liebe Sie, Marie — ich habe Sie geliebt vom ersten Augenblicke an, in welchem ich Sie sah!

Marie.

Was reden Sie nur da? Es schickt sich ja gar nicht!

Eduard.

Warum nicht? Ich habe geschwiegen, so lange mein Vetter Ihnen fern stand, ich habe den Vortheil der früheren Bekanntschaft gegen ihn nicht benutzen wollen, aber jetzt, nachdem er sich Ihnen als Freier genähert hat, jetzt ist es mir erlaubt zu sprechen.

Marie (höflich).

Ich wünschte, Sie machten keinen Gebrauch von dieser Erlaubniß. (Für sich.) Ein solcher Auftritt, da ich eben ganz andere Dinge im Kopfe habe!

Eduard.

Schämen Sie sich der Liebe eines armen Jünglings?

Marie.

Daß ich das nicht thue, werde ich vielleicht noch heute beweisen.

Eduard (freudig).

Verstehe ich Sie recht?

Marie.

Ganz gewiß nicht!

Eduard.

Einmal ließen Sie mich hoffen, daß ich Ihnen nicht gleichgiltig sei.

Marie.

Daß ich Antheil an Ihnen nehme, sollen Sie in kurzem inne werden.

Eduard.

Daß Ihr Herz zu mir sich neige.

Marie.

Das — verzeihen Sie — ist ganz wider meinen Willen geschehen.

Eduard.

Weil Sie die Pläne Ihrer Familie nicht durchkreuzen, dem Wunsche Ihres Vaters nicht entgegenhandeln wollen?

Marie.

Natürlich!

Eduard.

Wie aber —? Was hätten Sie gethan, wenn ich in Prag vor Ihnen erschienen wäre mit den Ansprüchen meines Vetters? oder, wenn ich jetzt vor Ihnen erschiene mit meines Vetters Namen und Rechten? Marie, was würden Sie thun?

Marie.

Ach, lieber Herr von Thürmer, — jetzt denke ich nicht mehr wie sonst!

Eduard (erschrocken).

Nicht?

Marie.

Jetzt — verzeihen Sie mir — jetzt würde ich Sie nicht nehmen, und wenn Sie ein König wären!

Eduard.

Was hat mich um die gute Meinung gebracht, die Sie von mir gefaßt hatten?

Marie.

Nichts in der Welt! Ich habe seitdem nur eine noch bessere gefaßt von einem Andern.

Eduard.

Marie!

Marie.

Ich kann Ihnen nicht helfen, es ist einmal so, und darum ist es am ehrlichsten, ich sage es Ihnen gerade heraus.

Eduard.

Der Andere, von dem Sie sprechen, ist doch wohl nicht mein Vetter?

Marie.

Er ist's, wenn Sie es nun einmal wissen wollen. Er oder Keiner wird mein Mann!

Eduard.

Das ist zum Rasendwerden!

Marie.

So schnell wird man nicht rasend.

Eduard.

Von einem Landjunker ausgestochen! Dummkopf, der ich war!

Dritter Auftritt.

Vorige. Beate.

Beate (zu Eduard).

Der Herr Graf von Leistenfeld verlangen nach Euer Gnaden. Sie möchten zu ihm kommen, geschwind, geschwind.

Eduard.

Ich komme, ich komme! Ist etwas Besonderes vorgefallen, daß er so ungestüm nach mir fragt?

Beate.

Unser gnädiger Herr ist eine Viertelstunde lang mit ihm eingeschlossen gewesen und hat ihn eben erst mit recht verdrießlicher Miene verlassen, mehr weiß ich nicht.

Eduard.

Ich verstehe! (Für sich.) Jetzt bricht ein Donnerwetter über meinem Haupte ein, und ich bin noch dazu der Geprellte! (Zu Marie.) Ich habe die Ehre, mich zu empfehlen. (Er geht ab.)

Marie (ihm nachsehend, für sich).

Diesen Mann habe ich diesen Morgen noch beinahe zu lieben geglaubt? Was glaubt man nicht alles, wenn man freien Herzens ist.

Vierter Auftritt.

Marie. Beate.

Beate.

Meine gnädige Comtesse! ich möchte nicht gern unbescheiden erscheinen, aber ich bin eine alte Frau und schon seit der

Tante Sommer Zeit hier auf dem Gute angestellt. Alles, was die Thürmer'sche Familie angeht, interessirt mich auf's höchste, und jetzt ist das ganze Haus voll davon, Sie seien unsers Junkers Eduard Braut. Darf ich fragen, ob das wahr ist?

Marie.

Und wenn es nun wahr wäre, würde es Sie verdrießen?

Beate.

J nun —

Marie.

J nun? Das klingt eben nicht sehr schmeichelhaft für mich.

Beate.

O, Sie verstehen mich falsch! Wenn ich mich über Ihre Heirath nicht freuen kann, wie ich vielleicht sollte, so geschieht das nicht, weil ich eine andere Braut, sondern weil ich einen andern Bräutigam zu begrüßen gehofft hatte.

Marie.

Einen anderen Bräutigam?

Beate.

Ach, ja wohl! — Meinen guten Junker Rudolph; für diesen, meinte ich, würden Sie sich entscheiden.

Marie.

Für Rudolph?

Beate.

Ist er nicht ein hübscher Kavalier?

Marie.

Das läßt sich nicht leugnen.

Beate.

Und sein Gemüth! Wenn Sie sich die Mühe genommen

hätten, das zu ergründen! — Dabei ist er, ob auch minder reich als sein Vetter, doch auch keine ganz zu verachtende Partie, denn wie mir vor etwa einer Stunde der Kammerdiener des Junkers Eduard vertraut hat, ist der gnädige Herr gewillt, ihm nach seinem Tode das Gut hier zu vermachen.

Marie.

Das Gut hier? — Das wäre etwas! (Für sich.) So ist der Alte doch nicht ganz gestählt gegen die Vorwürfe seines Gewissens.

Beate.

Es ist freilich kaum die Hälfte von Dem, was dem Junker Rudolph eigentlich gebührte.

Marie (erschrocken).

Was sagt Sie? Was gebührt dem Junker Rudolph?

Beate.

Nichts, nichts! Das Wort ist mir ganz wider meinen Willen entschlüpft!

Marie.

So viel ich weiß, besitzt Herr von Thürmer nicht einen Fußbreit Landes, den ihm nicht die Gerichte zugesprochen hätten.

Beate.

Freilich wohl — darum seien Sie ruhig! Dem Ausspruche der Gerichte wird durch das, was ich und noch Einige denken, nichts an seiner Kraft benommen.

Fünfter Auftritt.

Vorige. Rudolph.

Rudolph (an der Thüre).

Sie haben befohlen?

Marie (für sich).

Da ist er! (Laut.) Liebe Frau, ich will auf einige Augenblicke mit diesem Herrn allein bleiben.

Beate (auf Rudolph zeigend).

Mit Dem da?

Marie.

Ja wohl! Scheint das nicht natürlich?

Beate.

Nicht so ganz — indeß wie Sie befehlen! (Sie geht ab.)

Sechster Auftritt.

Rudolph. Marie. (Rudolph verneigt sich stumm gegen Marie, und sie sich gegen ihn.)

Marie (für sich).

Mich verläßt aller Muth! O, es ist eine schwere Verpflichtung, die ich übernommen habe.

Rudolph (für sich).

Wenn ich nur wüßte, ob Eduard sie bereits unterrichtet hat. — So lange, bis ich nicht wieder der Rudolph bin, kann ich nicht unbefangen mit ihr sprechen.

Marie (laut).

Sie haben um meine Hand geworben, Herr von Thürmer, und ich bin Ihnen auf Ihren ehrenvollen Antrag Antwort schuldig.

Rudolph.

Ehe Sie weiter reden, erlauben Sie mir eine Frage. War mein Vetter hier?

Marie.

Freilich war er hier, der gute Rudolph!

Rudolph.

Rudolph?

Marie.

Nun ja, heißt er nicht so? — Er schwatzte mir Nichtigkeiten vor, für die ich eben ganz und gar keinen Sinn hatte.

Rudolph (für sich).

Sie weiß also von nichts! (Laut.) Nichtigkeiten, sagten Sie?

Marie.

Die ich nur mit halben Ohren angehört habe, denn mich beschäftigten wichtigere Dinge. — Eduard! Der Wunsch meines Vaters ist, daß ich mich mit Ihnen verbinde; mein Herz, — ich gestehe es, ohne zu erröthen — stimmt diesem Wunsche bei; und dennoch muß ich Ihnen eine Bedingung setzen, ohne deren Erfüllung ich niemals die Ihrige werden kann.

Rudolph.

Worin besteht diese?

Marie.

Das kann ich Ihnen leider nicht sagen, ohne Ihnen zuvor eine Entdeckung gemacht zu haben — eine Entdeckung, die Ihnen sehr schmerzlich sein wird. Hassen Sie mich nicht darum, und glauben Sie, daß ich meiner Pflicht ein sehr schmerzliches Opfer bringe, indem ich den Frieden Ihrer Seele störe.

Rudolph.

Sie erschrecken mich! Was kann nur —?

Marie.

Der größte Theil des Vermögens Ihres Vaters, nicht wahr, Herr von Thürmer, kommt von der Erbschaft Ihrer Tante Sommer?

Rudolph (erstaunt).

Meines Vaters? (Für sich.) Ach, ich vergesse!

Marie.

Dieses Gut, das Gut Walbach und ein Kapital von vierzigtausend Thalern?

Rudolph.

Ja wohl!

Marie.

Nun denn! Das alles gehört von Rechtswegen Ihrem Vetter Rudolph, denn seinem Vater war es von der Erblasserin bestimmt.

Rudolph.

Anfangs, ja, das weiß ich auch; aber sie hat ein zweites Testament gemacht.

Marie.

Ihr Vater — ach, Eduard, daß ich es sagen muß — Ihr Vater brachte sie dazu, als sie schon nicht mehr wußte, was sie that, als Alter und Krankheit ihre Verstandeskräfte gelähmt hatten.

Rudolph.

Lassen Sie sich solche Lügen nicht aufbinden, Fräulein Marie! es ist die alte Geschichte der Frau Beate, ich kenne sie, habe aber niemals etwas darauf gegeben.

Marie (ernsthaft).

Da thaten Sie doch unrecht!

Rudolph.

Klatscherei, Neid, Verleumdung! Herr von Thürmer ist nicht fähig —

Marie.

Ich habe Beweise für meine Behauptung und erkläre Ihnen, daß ich, obgleich mit Schmerz, Ihre Hand ausschlage,

wenn Sie es nicht dahin bringen, daß Ihr Vetter wieder in den Besitz des Seinigen gesetzt wird.

Rudolph.

Mein Vetter? (Für sich.) Es ist ja wahr! (Laut.) Beweise sagen Sie?

Marie.

Der Doktor Braun, der nebst einem andern von Ihrem Vater gewonnenen Zeugen vor Gericht bestätigt hat, daß Frau von Sommer ihr zweites Testament gesunden Geistes niedergeschrieben habe, ist vorigen Frühling in Prag gestorben. Er war unser Hausarzt, ein Freund meines Vaters, und wußte, daß ich bestimmt sei, die Gattin von Thürmer's Sohne zu werden. Den Tag vor seinem Tode ließ er mich zu sich rufen, und von Gewissensbissen gequält, doch keinem Manne sich zu entdecken wagend, übergab er mir, der Braut von Thürmer's Erben, in Gegenwart seines Arztes und des Geistlichen ein schriftliches Bekenntniß seiner Schuld, und ich mußte ihm schwören, es zu Rudolph Thürmer's Gunsten zu benutzen. — (Sie zieht eine Schrift hervor.) Hier ist das Vermächtniß des reuigen Sünders — lesen Sie — und überzeugen Sie sich! — (Sie giebt ihm die Schrift.)

Rudolph (nachdem er sichtlich ergriffen gelesen hat).

Das hätte ich nicht für möglich gehalten! das nicht!

Marie (für sich).

Wie dauert er mich!

Rudolph (für sich).

Und somit wäre ich —? ich —? Und der sonderbarste Zufall spielt mir dies Dokument in die Hände!

Marie.

Sie zittern, Eduard?

Rudolph.

Ich bin betäubt, kann meine Gedanken noch nicht sammeln!

Marie.

Fassen Sie sich! Es wird alles gut werden, sobald Ihr Vater sich entschließt, den ungerechten Reichthum von sich zu legen.

Rudolph.

Gut? Ganz gut? Nimmermehr!

Marie.

Den Geldverlust ersetzt zum Theil meine Mitgift.

Rudolph (für sich).

Und was ersetzt mir den Glauben an die Meinigen?

Marie.

Und Ihr Vetter ist ein gutmüthiger Mensch, der die Ehre seines Onkels schonen wird.

Rudolph.

Eine geschonte Ehre ist keine Ehre mehr. (Für sich.) Das hat er mir gethan, und ich habe ihn so lieb gehabt!

Marie (mitleidig).

Eduard!

Rudolph (in das Blatt sehend, für sich).

Er ist verloren, wenn dies Blatt bekannt wird! Und Eduard! mein armer, guter Eduard!

Marie.

Ich begreife Ihren Schmerz!

Rudolph.

Nein, nein! den begreifen Sie ganz und gar nicht.

Marie.

Macht der Kummer Sie so ungerecht?

Rudolph.

Ungerecht? Nein, das macht er mich nicht — aber — ich bin ein recht unglücklicher Mensch! (Er sinkt auf einen Stuhl.)

Marie (schmerzlich).

Unglücklich!?

Rudolph (richtet sich entschlossen auf).

Nein doch! Behüte der Himmel! Habe ich unglücklich gesagt? Pfui über mich! wenn ich das gesagt habe. Ein Narr bin ich, der sich von einem halben Bogen Papier hat aus der Fassung bringen lassen! Giebt es außer dieser Schrift noch andere Belege für des Doktors Aussage?

Marie.

Nein. Mit ihr halten Sie Ihres Vetters Schicksal in den Händen.

Rudolph.

Nun, so sage ich, es habe sie ein Halbtodter aufgesetzt, ein Fieberkranker, ein Verrückter, sie enthalte kein wahres Wort und tauge sonst zu nichts, als den Kamin zu heizen. (Er tritt rasch an den Kamin und wirft die Schrift in die Flamme.)

Marie.

Was thun Sie?

Rudolph.

So muß man es mit dem bösen Feinde machen! (Er geht rasch ab.)

Siebenter Auftritt.

Marie (allein).

Noch kann ich nicht zu mir selber kommen! — war er es wirklich? — Eduard! den ich für den treuesten, den rechtlichsten Menschen hielt? — Schreckliche Erfahrung, die ich gemacht habe! — Ich hätte auf ihn gebaut, wie auf mich selbst. Mein Vertrauen so zu täuschen! Zu freveln an dem Pfande der Seligkeit eines Verstorbenen! Zwar hat wohl Kindesliebe und Ehrgefühl mehr Theil an seiner That als Eigennutz — aber das Gehässige, das Verächtliche an ihr wird durch diese Voraussetzung doch nur gemildert, nicht hinweggenommen. (Sie sieht in den Kamin.) Da liegt das Waisengut in Asche verwandelt, und mit ihm mein Glaube an die Menschen und meine Hoffnung auf Erdenglück!

Achter Auftritt.

Marie. Thürmer. Der Graf.

Graf (zu Thürmer).

Da ist sie, bringe Deine Worte an und sieh', was noch etwa zu machen ist.

Marie.

Ach, mein Vater! — Was wollen Sie hier, Herr von Thürmer?

Thürmer.

Meine gnädige Comtesse! Da wir alten Leute so eigentlich nur auf der Welt sind, um die Thorheiten der jungen zu entschuldigen und womöglich gut zu machen, so werden Sie

mir nicht zürnen, wenn ich Ihre Vergebung für einen Hauptsünder anzuflehen komme.

Marie.

Von wem sprechen Sie?

Thürmer.

Von meinem leichtsinnigen und verliebten Sohne.

Marie.

Wenn das der Fall ist, so bitte ich Sie, sich nicht weiter zu bemühen. Mit Ihrem Herrn Sohne habe ich abgeschlossen — er wird nie der Meinige — nie!

Graf.

Da hörst Du's nun?

Thürmer (zu Marie).

Was sagen Sie?

Marie.

Ich habe ihn hochgeschätzt, ja, ich stand auf dem Punkte, ihn zu lieben, aber ein Augenblick hat mich noch zu rechter Zeit gelehrt, was ich von seinem Charakter zu denken habe, und er ist mir nun ein Gegenstand des Widerwillens.

Thürmer.

Wäre es möglich, daß eine jugendliche Uebereilung —

Marie.

Uebereilung nennen Sie eine Veruntreuung? Doch ich vergesse, daß es Ihnen wohl zukommt, den Hehler Ihres Verbrechens zu vertheidigen.

Graf.

Marie, Du sprichst in Räthseln.

Marie (auf Thürmer zeigend).

Für diesen Herrn gewiß nicht.

Thürmer.

Ich schwöre Ihnen, daß ich Sie soeben gar nicht verstanden habe.

Marie.

Und nannten doch Ihren Sohn? Sollte er sich nicht seines Meisterstreiches gegen Sie gerühmt haben? Er ist vor wenigen Augenblicken von mir gegangen und muß Ihnen vor meiner Thüre begegnet sein.

Thürmer.

Mein Sohn?

Graf (zu Thürmer).

Verzeihe! (Zu Marie.) Marie, von welchem Sohne des Herrn redest Du?

Marie.

Hat er denn mehr als einen? Von Eduard, von demselben, der mir diesen Morgen vorgestellt worden ist.

Graf (lächelnd).

Ah, nun begreife ich! — Was hat denn der Eduard verbrochen?

Marie.

Ja, mein Vater, endlich sollen Sie das Geheimniß wissen, das ich Ihnen, um Ihres Gefühls für einen Freund zu schonen, so lange verborgen habe. Dieser Herr — (auf Thürmer zeigend) die Angst in seinen Zügen bezeugt bereits die Wahrheit dessen, was ich zu sagen im Begriff stehe, — dieser Herr hat seinen Neffen beraubt, indem er die Erbschaft einer geistesschwachen Frau erschlichen hat.

Graf (halb vorwerfend).

Marie!

Thürmer (leichenblaß).

Comtesse — ich wundere mich — eine solche Anklage — ohne alle Beweise —

Marie.

Den Beweis, den unbestreitbarsten, hielt ich in meiner Hand. Ein schriftliches Bekenntniß des sterbenden Doktor Braun.

Thürmer (tödtlich erschrocken).

Braun?! — Wo haben Sie die Schrift?

Marie.

Ich gab sie Ihrem Sohne.

Thürmer.

Meinem Sohne? welchem?

Marie.

Dem einzigen, den ich je als solchen gekannt habe.

Thürmer.

So bin ich entehrt! (Er sinkt zusammen. — Der Graf setzt ihn auf einen Stuhl.)

Graf.

Wilhelm! Wilhelm! Unterstütze ihn, Marie! (Zur Thüre hinausrufend.) Hilfe! ist Niemand in der Nähe?!

Neunter Auftritt.

Vorige. Rudolph.

Rudolph.

Was wünschen Sie? Was ist hier vorgefallen? — (Er erblickt Thürmer.) Ach, der arme Vater!

Thürmer (der sich ein wenig erholt hat).

Wen sehe ich! (Er wendet sich von Rudolph zu Marie.) Diesem Manne — (auf Rudolph zeigend) gaben Sie die Schrift?

Marie.

Leider that ich das, durch seinen Anschein von Biederkeit geblendet. Aber er — seien Sie zufrieden mit Ihrem Erben, Herr von Thürmer — er hat den frechen Muth gehabt, sie vor meinen Augen zu verbrennen.

Thürmer.

Zu verbrennen, sagen Sie?

Marie.

Ja! Fürchten Sie darum auf Erden keinen Ankläger mehr. Sofern des Himmels Macht nicht unmittelbar gegen Sie aufsteht, sofern nicht Gräber sich öffnen, ist Ihre Schuld vor irdischen Richtern nicht mehr zu erweisen.

Thürmer (versucht zu sprechen und kann es nicht; nach kurzem Kampfe stürzt er sich in Rudolph's Arme).

Rudolph! Retter meiner Ehre!

Marie.

Rudolph?

Graf.

Sein Neffe!

Marie.

Sein Neffe?

Graf.

Ja. Weßhalb Du getäuscht worden bist, sollst Du später erfahren.

Marie (zu Thürmer).

Also Ihr Neffe? Derselbe —

Thürmer.

Derselbe, zu dessen Gunsten die Schrift des Doktors sprach. O, Rudolph! wie kann ich Dir, was Du heute für mich gethan hast, jemals vergelten?

Marie (für sich).

So hat mein Herz sich nicht in ihm betrogen.

Rudolph (zu Thürmer).

Was wollen Sie nur, Herr Vater? Seien Sie still und machen Sie mir kein Aufhebens von der Geschichte! Es thut mir schon leid genug, daß Sie von dem verwünschten Papiere gehört haben. Bin ich nicht Ihr Sohn? Verdanke ich Ihnen nicht mit meiner Erziehung alles Gute, was etwa in mir sein mag? — Und gesetzt, Sie hätten sich in früherer Zeit einmal vom bösen Feinde blenden lassen, darf ich's leiden, daß man das jetzt unter die Leute bringe?

Zehnter Auftritt.

Vorige. Eduard.

Eduard.

Ist's erlaubt?

Thürmer (erschrocken).

Mein Sohn!

Graf.

Was machen wir jetzt mit Dem?

Marie (zu Thürmer und dem Grafen).

Wollen Sie mir den Ausspruch überlassen? (Thürmer macht ein bejahendes Zeichen.)

Graf.

Thue, was Du willst! (Zu Thürmer.) Laß sie machen, Wilhelm, sie ist gewiß die Gescheiteste von uns Allen!

Eduard.

Da denn Niemand nach mir fragt, so muß ich ungerufen kommen, mich zu erkundigen.

Marie (zu Eduard).

Es hat sich vieles und wichtiges ereignet, Herr von Thürmer, seit wir uns nicht gesehen haben. Ihr Vater — denn nunmehr weiß ich, daß Sie der Sohn dieses Herrn sind — ist nahe daran gewesen, in einen Prozeß verwickelt zu werden, der ihm nicht allein sein Vermögen kosten, sondern auch seinem guten Namen Eintrag thun konnte.

Eduard.

Wie?

Marie.

Glauben Sie, was ich Ihnen sage, aber fragen Sie nicht nach den weiteren Umständen; denn mehr als das, was Sie eben von mir gehört haben, werden Sie von dieser Angelegenheit niemals erfahren — niemals — und wozu sollten Sie auch mehr davon zu wissen verlangen, da bereits durch den treuen Eifer Ihres Vetters jede Bemühung der Widersacher Ihres Hauses vereitelt worden ist.

Eduard.

Rudolph, das war ja recht brav von Dir!

Marie.

Er hat als Bruder an Ihnen gehandelt, dafür hält sich Ihr Vater verpflichtet, für ihn zu sorgen wie für einen Sohn, und tritt ihm schon bei Lebzeiten das Gut ab, dessen Besitz er ihm nach seinem Tode zugedacht hatte.

Eduard.

Das freut mich!

Marie.

Was mich anbelangt, so werden Sie mich, hoffe ich, nicht für wortbrüchig halten, wenn ich dem Manne meine Hand reiche, der mir mit Ihrem Vorwissen als mein bestimmter Bräutigam vorgestellt worden ist, dem ich als solchem mein Herz geschenkt habe, und der sich meiner Liebe so würdig gezeigt hat.

Rudolph.

Marie! — Eduard!

Eduard.

Er ist ein guter Mensch — machen Sie ihn glücklich!

Rudolph (zu Thürmer).

Vater!

Thürmer.

Ja — das will ich Dir im vollen Sinne des Wortes sein! (Zu Marie.) Da! Nehmen Sie ihn hin, lieben Sie ihn, halten Sie ihn hoch, denn einen besseren Mann finden Sie wahrlich nicht auf Erden als meinen Landwirth!

(Der Vorhang fällt.)

Der Verlobungsring.

Lustspiel in vier Aufzügen.

Personen.

Baron von Falkenberg.
Franziska, seine Tochter.
Adolph, sein Neffe.
Baronin Eleonore, seine Schwägerin, eine junge Wittwe.
Graf von Wildenhain, Franziska's Bräutigam.
Lieschen, Franziska's Kammermädchen.
Bernhard, Adolph's alter Kammerdiener.

Die beiden ersten Aufzüge spielen im Herbste, die beiden letzten ein paar Monate später im Carneval.

Erster Aufzug.

(Franziska's Zimmer.)

Erster Auftritt.

Der Baron (rechts an einem Tische, Rechnungen durchsehend). — Franziska (links an einem andern Tische, in einem Buche lesend). — Lieschen (im Hintergrunde, mit weiblicher Arbeit beschäftigt).

Baron.

Zweihundert Thaler der Putzmacherin, achtzig dem Schneider, dreihundert dem Kaufmanne und fünfhundert dem Juwelier. Das muß wahr sein, eine Hochzeit kostet viel Geld, viel Geld!

Franziska (welche mit höchster Spannung gelesen hat, bricht plötzlich in Thränen aus).

Ach! — er ist todt!

Baron.

Wer?

Franziska.

Sind Sie noch hier? mein Vater!

Baron.

Sage mir in aller Welt, wer todt sein soll.

Franziska (halblächelnd).

Ach!

Baron.

Nur heraus damit.

Franziska.

Malek Adhel —

Baron.

Wer ist denn das?

Franziska.

Der Bruder des Sultans hier aus dem Buche.

Baron.

Mädchen, ich bitte Dich, laß mir die Thränenbücher bei Seite. Sieh' einmal in den Spiegel, wie Du aussiehst; — rothe Augen, wahrhaftig, als ob Dir Vater und Mutter gestorben wären! — Verwünschte Leserei! Ich thue Jedermann in meinem Hause den Willen, um nur kein verdrießliches Gesicht zu sehen, und wenn ich die Leute endlich zufrieden gestellt glaube, so suchen sie sich den Gram in Büchern.

Franziska.

Heiterer mag freilich die Lektüre nicht machen, aber sie macht besser.

Baron.

Possen! Als Du auf meinem Gute im grünen Schürzchen herumliefst, um die Hühner und Tauben zu füttern, und das Gedruckte nur aus den Lehrbüchern und dem Kinderfreunde kanntest, da warst Du ein vortreffliches Mädchen.

Franziska.

Ein unwissendes, albernes Geschöpf; glücklich aus Mangel an Einsicht, gut aus Gewohnheit, nicht aus Wahl.

Baron.

Aber der deutschen Sprache noch mächtig, wogegen ich jetzt bisweilen nicht weiß, ob Du deutsch sprichst oder hebräisch.

Franziska.

Die Lektüre bildet den Geist, veredelt das Herz.

Baron.

Dann darf sie sich wohl nicht auf Geschichten von verstorbenen türkischen Prinzen beschränken. — Nun, ich hoffe, mit den Narrenspossen soll es bei Dir ein Ende haben, wenn Du einmal Wildenhain's Frau bist. — Du bist doch noch immer mit ihm zufrieden?

Franziska (gezwungen).

Wie sollte ich nicht?

Baron.

Nimm mir die Frage nicht übel, sie ist natürlich. Als Du Wildenhain kennen lerntest, warst Du von dem, was Du jetzt bist, so verschieden, daß ich wohl zweifeln durfte —

Franziska.

Es giebt keinen rechtlicheren Mann als den Grafen; keinen, der meine Achtung und Dankbarkeit in höherem Grade verdiente.

Baron.

Ist Dir das klar? Nun sieh', das beruhigt mich, denn ich gestehe Dir's, Du hast mir Angst gemacht. Im ganzen habe ich in der letzten Zeit wenig Freude in meinem Hause erlebt; Du gefielst mir nicht, und mein Herr Neffe, der Studiosus, gereichte mir eben auch nicht zum Ergötzen.

Franziska.

Adolph? er ist doch ein recht guter junger Mensch.

Baron.

Gut? — ja, er hat bis jetzt weder gemordet, noch Feuer angelegt, aber auf der Universität hat er Possen getrieben, statt zu arbeiten, und jetzt schleicht er herum, als ob er kein gutes Gewissen hätte, spielt den Unglücklichen, wenn er Austern ißt, und den Philosophen, wenn er Galopp tanzt; dazu seine

verwünschte Tollkühnheit; nicht einmal einer Landpartie kann man froh werden, wenn er dabei ist. Hat er mir doch gestern auf der Promenade einen Schrecken eingejagt, der mir noch in den Gliedern liegt.

Franziska.

Er hätte recht unglücklich werden können.

Baron.

Den Hals hätte er brechen können. Den steilen Felsen hinab zu klettern, um Dir den Schleier zurückzubringen, den Dir der Wind vom Hute gerissen hatte, einen Schleier, der keine fünf Thaler mehr werth ist. Aber so etwas soll Effekt machen, soll galant und ritterlich aussehen. Nun, ich meine, als er nachher, an den Baum geklammert, über dem Abgrunde hing, da mag sich sein Heldenfeuer wohl abgekühlt haben, denn er wurde leichenblaß, und wenn ihm der Graf nicht zu Hilfe gekommen wäre, so hätte er sich nimmermehr wieder heraufgefunden.

Franziska.

Er hat aber dennoch meinen Schleier nicht aus der Hand gelassen.

Baron.

Behüte der Himmel, es wäre Schade gewesen um das rare Stück, welches bei der Katastrophe zum mindesten ein paar Dutzend Löcher erhalten hat, und welches Du morgen Deinem Lieschen schenken wirst, falls Du nämlich nicht etwa gewillt bist, es als historische Merkwürdigkeit im Museum aufzustellen.

Franziska.

Sie spotten, mein Vater!

Baron.

Das thue ich und will nicht hoffen, daß Du der Sache eine ernsthafte Seite abzugewinnen gedenkst.

Franziska.

Ich tadle den Vetter, aber er hat es gut gemeint, und schmeichelhaft bleibt es doch immer, wenn die Männer etwas für uns wagen.

Baron.

So fühle Dich geschmeichelt durch den Antrag des Grafen, der das Aeußerste für Dich wagen will, denn er will Dich heirathen. Morgen soll der Kontrakt unterzeichnet werden, und in acht Tagen ist Hochzeit.

Franziska.

In acht Tagen schon?

Baron.

Ich dächte, es wäre endlich Zeit dazu; kennt Ihr Euch doch schon seit einem Jahre.

Franziska.

Ich gestehe es, ich war auf eine so schnelle Entscheidung meines Schicksals nicht vorbereitet.

Baron.

Nicht? nun, so thue es noch, bereite Dich vor, Du hast vierundzwanzig Stunden Zeit dazu — oder — höre, Franziska, wenn Du etwa den Grafen nicht mehr heirathen magst, so sage es mir gleich. Es wird mir wehe thun, sehr wehe, einen so lieben Freund für mich, einen so wackern Mann für Dich zu verlieren; aber als Opferlamm sollst Du mir nicht zum Altare gehen, auch wenn ich die Ueberzeugung hätte, daß Du hinterher glücklich würdest.

Franziska.

Ich ehre den Grafen, und niemals ist mir der Gedanke in den Sinn gekommen, mich von ihm loszusagen.

Baron.

Du wirst also an Deinem Verlobungstage fröhlich sein?

Franziska.

Zufrieden. — Die Fröhlichkeit liegt nicht in meinem Charakter.

Baron.

Natürlich, wer kann fröhlich sein, wenn er alle Tage türkische Prinzen vor seinen Augen sterben sieht. Nun, ich gehe, meiner Schwägerin, der Baronin Eleonore zu schreiben; sie muß zu Deinem Verlobungsfeste eingeladen werden.

Franziska.

Ich begreife das, obgleich ich nicht eben sagen könnte, daß mir die Frau gefällt.

Baron.

Sie amüsirt mich.

Franziska.

Ich glaube, sie hat den seligen Onkel unter die Erde gebracht.

Baron.

Warum hat er sie genommen?

Franziska.

Sie ist nicht ein bischen gefühlvoll.

Baron.

Sie lacht oft, wo sie weinen sollte, und Du weinst, wo Du lachen solltest.

Franziska.

Der Graf scheint sich sehr in ihrer Gesellschaft zu gefallen.

Baron.

Du bist doch nicht etwa eifersüchtig?

Franziska.

Ach! wenn ich das sein könnte!

Baron.

Du bist und bleibst ein Närrchen. Diesen Abend mache ich ein Partiechen mit dem Kommerzienrathe; Du kannst mit der Generalin in's Theater gehen, wenn Du willst.

Franziska.

Ich werde zu Hause bleiben, wenn Sie erlauben.

Baron.

Zu Hause? — um Deinen Grillen nachzuhängen? Das auf keinen Fall, und heute mußt Du mir den Willen thun, denn es ist der letzte Tag meiner Regierung. (Er geht ab.)

Zweiter Auftritt.

Franziska. Lieschen.

Lieschen (steht von ihrer Arbeit auf).

Habe ich recht gehört? mein gnädiges Fräulein! ist der arme Malek Adhel wirklich todt?

Franziska.

Jetzt ist auch die Rede von Malek Adhel! morgen soll ich verlobt werden.

Lieschen.

Im Ernste?

Franziska.

Ich kann Dir nicht sagen, welchen Eindruck mir der Gedanke macht, morgen endlich das Opfer vollbringen zu müssen, auf das ich mich doch schon so lange vorbereite.

Lieschen.

Ist denn zuletzt das Opfer so ungeheuer groß?

Franziska.

Nach gewöhnlichen Begriffen nicht. Ich werde Gräfin, werde reich und bekomme, was mehr sagen will, einen sehr braven Mann. Aber für mein Gemüth, ich fühle es, gehört unendliche Wonne oder unendliches Weh.

Lieschen.

Sehen Sie, da kann ich Ihnen nicht unrecht geben, denn ich denke akurat so; auch will mir, seitdem wir die Bücher lesen, der reiche Meister Lorenz, der ein Auge auf mich geworfen hat, gar nicht mehr gefallen. Unendliche Wonne oder unendliches Weh! was so inmitten liegt, taugt alles nichts.

Franziska.

Zu spät leider hat mich das Schicksal ahnen lassen, daß doch die Liebe, von der die Dichter schreiben, kein leeres Ideal sein mag.

Lieschen.

In Ihrem Herrn Vetter Adolph hätten Sie einen Malek Adhel gefunden. Glauben Sie mir, der wäre so einer wahren, desperaten Liebe fähig. Hat er doch gestern Ihnen zu Gefallen beinahe den Hals gebrochen? Und fast möchte ich wünschen, er hätte ihn wirklich gebrochen; dann hätten wir sein Grab mit Blumen bepflanzt, und es wäre gar zu rührend gewesen.

Franziska.

Mein Vater hat sein Beginnen lächerlich gefunden.

Lieschen.

Das macht, weil der gnädige Herr nichts liest als nur die Zeitungen.

Franziska.

Ich muß gestehen, es verletzt mich immer, wenn ich bemerke, wie alte Leute alles in ihre Prosa hinabzuziehen bemüht sind, was die Jugend aus reinem Gefühle vollbringt. Der Vetter hat unvorsichtig gehandelt, thöricht, aber wenn Du gesehen hättest, wie er im Todeskampfe meinen Schleier fest an die Brust drückte, — ich werde den Anblick niemals vergessen.

Lieschen.

Es giebt nichts Interessanteres als solch' einen unbefangenen Jüngling, der eben von der Universität zurückgekehrt ist. — Und Sie konnten die Grausamkeit begehen, den Schleier von ihm zurückzufordern?

Franziska.

Mußte ich nicht, wenn ich Mißdeutungen entgehen wollte? — Dazu ist es jetzt meine Sorge, den Vetter von einer Leidenschaft zu heilen, die seiner Ruhe verderblich werden kann, und ich werde mich ganz von ihm zurückziehen, sobald ich verheirathet bin; vielleicht schenkt er dann seine Liebe einem andern Gegenstande, und ich kann mich noch glücklich fühlen in seinem Glücke.

Lieschen.

Ich an Ihrer Stelle, mein gnädiges Fräulein, wüßte mir besser aus der Klemme zu helfen, indem ich meinem Vater erklärte: ich habe alle erdenkliche Hochachtung für den Grafen, aber zum Manne wolle ich keinen Andern als den kleinen Cousin.

Franziska.

Welch' ein Einfall!

Lieschen.

Ich bin mit Ihnen aufgewachsen, mein gnädiges Fräulein, liebe Sie wie eine Schwester und wünsche, Sie glücklich zu

sehen. Nehmen Sie mir es darum nicht übel, wenn ich gerade heraus sage, was ich denke. Ihr Herr Vater hat Ihnen vollkommene Freiheit gelassen, sich einen Gatten nach Ihrem Sinne zu wählen.

Franziska.

Das ist es ja eben, was mich am schmerzlichsten martert.

Lieschen.

Wie so?

Franziska.

Ich wollte zehn Jahre meines Lebens dafür hingeben, wenn er sagte: So will ich's, so muß es sein! — Dann wäre der Zwiespalt in meinem Innern geschlichtet, dann folgte ich meiner Pflicht und grübelte nicht weiter.

Lieschen.

Was ist hier nur viel zu grübeln? Sie lieben den Grafen oder den Baron Adolph; den, welchen Sie lieben, müssen Sie heirathen und damit Punktum!

Franziska.

Ich habe den Grafen zu lieben geglaubt; jetzt erkenne ich wohl, daß das, was ich für ihn empfinde, nicht Liebe ist; aber bei dem allen könnte ich ihn doch nicht ohne Schmerz aufgeben. Er ist mir ein lieber, zuverlässiger Freund, der Vertraute meiner ersten Geheimnisse, ein kluger Rathgeber; mir ist's, als verließe ich den Weg des Guten, wenn ich von ihm mich wendete. Ueberdies habe ich ihm mein Wort gegeben.

Lieschen.

Dessen er Sie wohl entbinden würde, wenn Sie ihn darum bäten.

Franziska.

Aus Großmuth vielleicht.

Lieschen.

Ohne darüber aus Gram zu sterben.

Franziska.

Er setzt doch großen Werth auf meine Neigung.

Lieschen.

Thäte er das, so wäre er auch ein wenig eifersüchtig.

Franziska.

Weißt Du, ob er es nicht ist? — Mir scheint es bisweilen, als betrachte er Adolph mit scheelen Augen.

Lieschen.

Scherzt er doch mit ihm wie mit einem Kinde.

Franziska.

Das kann mich verdrießen, wenn ich es bemerke. — Wer kommt denn da?

Lieschen.

Es ist der Cousin.

Franziska (für sich).

Er wird doch nicht von meiner Verlobung auf morgen gehört haben?

Dritter Auftritt.

Vorige. Adolph. (Er hat eine Hand in der Binde.)

Adolph.

Störe ich Sie nicht?

Franziska.

Wie geht es Ihnen, Cousin? Haben Sie noch viele Schmerzen in der Hand?

Adolph.

Wunden, die der Wundarzt heilen kann, beachte ich nicht.

Franziska.

Ich bin untröstlich, die unschuldige Ursache des Unfalls gewesen zu sein. Warum mußten Sie aber auch der Galanterie mehr Gehör geben als der Vernunft?!

Adolph.

Der Galanterie?

Franziska.

Der Dienstfertigkeit, wenn Sie wollen.

Adolph.

Auf der Universität war ich der Ritter aller Schönen. Vor einem Monate wäre ich im Stande gewesen, um den Handschuh der ersten besten Dame in's Wasser zu springen, allein jetzt ist es anders. — O! ich bin unhöflich geworden, wie meine Bekannten sagen, denn ich kann nicht mehr aus Eitelkeit handeln, — nur aus Gefühl.

Lieschen (für sich).

Der junge Mann ist doch gar zu liebenswürdig! (Sie nimmt das Buch vom Tische und geht ab.)

Franziska (ablenkend).

Fahren Sie diesen Nachmittag noch auf's Land zum Herrn von Finkenstein?

Adolph.

Ich muß, aus leidiger Höflichkeit.

Franziska.

Wann kommen Sie zurück?

Adolph.

Diesen Abend noch.

Franziska.

Schon diesen Abend? (Für sich.) Das kommt mir ungelegen; ich hätte ihn morgen früh gern entfernt gewußt.

Adolph.

Ich muß mit der Zeit geizen, in der es mir erlaubt ist, glücklich zu sein. Wenn Sie einmal verheirathet sind — wird das bald geschehen?

Franziska.

Ich hänge ganz von meinem Vater ab und weiß nicht —

Adolph.

Sie stocken? — Sie sind verlegen? — Sie verhehlen mir —

Franziska.

Was soll ich Ihnen denn verhehlen?

Adolph.

Daß mein Schicksal entschieden ist, daß mein Urtheil nächstens unterschrieben sein wird. O, Franziska, ich lese es in Ihren Blicken: der Tag ist nicht fern, der mich zu Grunde richtet!

Franziska.

Fassen Sie sich, Cousin, Sie machen mir bange!

Adolph.

Der Tag, der Sie meinem Nebenbuhler schenkt, ist bestimmt, gestehen Sie mir's.

Franziska.

Adolph!

Adolph.

Gestehen Sie mir's! Von Ihrer Hand ist mir auch der Todesstreich willkommen.

Franziska.

Daß ich des Grafen Braut bin, wußten Sie, ehe Sie mich kennen lernten. Warum bewahrten Sie sich nicht vor einer Leidenschaft —

Adolph.

Kann man vor seiner Bestimmung sich bewahren? Ich fühle es, daß ich für Sie geschaffen worden, wie Sie für mich, und Sie, Franziska, fühlen das auch.

Franziska.

Sie werden unbescheiden.

Adolph.

Ich vergaß, daß ich mit der Gräfin Wildenhain spreche. Verzeihen Sie mir.

Franziska.

Gräfin? Noch bin ich nicht des Grafen Frau; wer weiß, wann ich es werde.

Adolph.

Sie suchen umsonst mich zu täuschen.

Franziska.

Der Graf hat wohl noch so mancherlei Geschäfte abzuthun, ehe er daran denken kann, sich häuslich niederzulassen; er sprach noch vor wenigen Tagen von einer Reise, die er zu unternehmen sich gezwungen sehen wird, und so kann wohl noch lange Zeit vergehen.

Adolph.

Wahrhaftig?

Franziska (für sich).

Ich weiß, daß ich lüge, aber der Himmel wird mir's vergeben, ich kann nicht anders. (Laut.) Warum sehen Sie mich so zweifelhaft an?

Adolph.

Darf ich Ihren Worten trauen?

Franziska.

Ja. Aber das darf Sie nicht zu thörichter Hoffnung ermuthigen. Würde der Graf auch erst nach Jahren mein Mann, einmal würde er es doch. Mein Rath wäre deßhalb, daß Sie die Frist, die Ihnen etwa das Schicksal gönnt, benutzen, um womöglich die Ruhe Ihres Herzens wieder zu erlangen; Entfernung soll gegen unglückliche Liebe das kräftigste Mittel sein; versuchen Sie es.

Adolph.

Sie wollen mich aus Ihrer Nähe verbannen?

Franziska.

Reisen Sie. Mein Vater ist gütig, er wird Ihnen die Mittel dazu verschaffen, wenn ich ihn darum bitte. Der junge Graf Haldern will die Schweiz besuchen und sucht einen Reisegefährten; gehen Sie mit ihm.

Adolph.

Ich verstehe. Sie fürchten, Ihr Glück möchte durch den Anblick meines Schmerzes gestört werden.

Franziska.

Sie quälen mich!

Adolph.

Das will ich. Das soll die Genugthuung sein, die ich mir für meine gemordete Glückseligkeit nehme. Kein Wort von meinen Lippen soll die Gräfin Wildenhain beleidigen, aber sie soll mich leiden sehen, sie soll mich hinwelken sehen, sie soll mich sterben sehen, und in meiner Todesstunde sich selbst bekennen, daß meine Liebe zuletzt doch mehr werth war, als die kalte Freundschaft ihres Gatten und sein Reichthum.

Franziska.

Sie werden mich zwingen, daß ich Sie bitte, mich zu verlassen.

Adolph.

Franziska!

Franziska.

Und Ihnen in Zukunft meine Thüre verschließe.

Adolph.

Dazu, verzeihen Sie, haben Sie nicht das Recht. Ich bin Ihr nächster Verwandter, vergessen Sie das nicht, und habe mir nichts zu Schulden kommen lassen, das eine solche Demüthigung verdiente. Schwärmerisch ist meine Liebe, aber ehrfurchtsvoll.

Franziska.

Fassen Sie sich, man kommt! — (Für sich.) Es ist der Graf, der fehlte mir eben! Was in mir vorgeht, ist nicht zu beschreiben!

Vierter Auftritt.

Vorige. Der Graf.

Graf.

Ich komme heute etwas spät, meine theure Franziska; ich glaubte, Sie würden sich nach den Beschwerden und Drangsalen des gestrigen Tages einige Ruhe gönnen. Aber, wie ich sehe, sind Sie schon in voller Thätigkeit und in guter Gesellschaft.

Franziska.

Der Vetter wünschte meinen Vater zu sprechen, der gewöhnlich die Morgenstunden bei mir zubringt.

Graf.

Sie tragen die Hand in der Binde, Baron? Haben Sie sich bedeutend verletzt?

Adolph.

Der Chirurg meint es.

Graf.

Sie müssen stolz auf eine Wunde sein, die Sie im Dienste einer schönen Dame empfingen.

Adolph.

Der Herr Graf scheinen nach dergleichen Ehrenzeichen nicht zu geizen.

Graf.

Auf meine Ehre, nein! Die Ritterdienste, in welchen der Jüngling sich gefällt, haben keinen Reiz mehr für den Bräutigam, der sein Glück in Wahrheit gefunden hat; und meine Franziska ist zu vernünftig —

Franziska.

Sie haben hohe Begriffe von meiner Vernunft.

Graf.

Ich weiß, daß Sie Ihren Spitzenschleier lieber verloren hätten als mich.

Franziska.

Das freilich auf jeden Fall. (Für sich.) Der Mann ist schrecklich prosaisch.

Adolph.

Herr Graf, was halten Sie von Leidenschaften?

Graf.

Daß sie gute Diener sind, aber erbärmlich schlechte Herren. Wie kommen Sie auf die Frage?

Adolph.

Infolge eines Streites, den ich vorhin mit der Cousine hatte. Franziska meint, wenn man zum Beispiel liebe, brauche man nur zu reisen, um gesund zu werden.

Graf.

Bei Ihnen würde das Mittel ohne Zweifel vor der Hand anschlagen, lieber Baron.

Adolph.

Bei mir? wofür halten Sie mich?

Graf.

Für einen liebenswürdigen, gutmüthigen jungen Mann, der sich aber selbst noch nicht kennt.

Adolph.

Folglich wahrer Liebe unfähig ist?

Graf (lächelnd).

Ganz und gar.

Adolph.

Sie beleidigen mich.

Graf.

Das ist wahrhaftig nicht meine Meinung. Sie wünschen Ihren Herrn Onkel zu sprechen; er ist in seinem Kabinete.

Franziska.

Und erwartet Sie ohne Zweifel; gehen Sie darum schnell, lieber Adolph.

Adolph.

Ich bin hier überflüssig, nicht wahr?

Graf.

I nun, ein Brautpaar ist sich wohl allein genug.

Adolph (gereizt).

Verzeihen Sie, daß ich mich nicht gleich bei Ihrem Eintritte entfernt habe. (Im Abgehen zu Franziska.) Einem solchen Manne aufgeopfert zu werden, einem solchen Manne! (Er geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Franziska. Der Graf.

Franziska.

Der Vetter ist ein wenig empfindlich, Sie sollten ihn mehr schonen.

Graf.

Bin ich bis jetzt doch immer leidlich mit ihm ausgekommen.

Franziska.

Er weiß wohl, daß ich's ihm nicht vergeben würde, wenn er sich gegen Sie vergäße.

Graf.

Und ich würde mir's nicht vergeben, wenn ich mich mit einem jungen Manne verfeindete, der Ihnen verwandt ist, und dem Sie gut sind.

Franziska.

Dem ich gut bin?

Graf.

Nun ja, als Ihrem Vetter.

Franziska.

Ich will nicht hoffen, daß seine Aufmerksamkeit für mich Sie beunruhigt.

Graf.

Sie beunruhigt mich nicht im entferntesten.

Franziska (etwas frappirt).

So? weil Sie ihn für zu wenig gefährlich halten?

Graf.

Weil ich meiner Franziska vertraue, mehr, als sie sich selbst vertraut. — Wie ich mir kein Leben denken kann ohne Sie, hoffe ich, können Sie sich keines denken ohne mich. Sehen Sie, davon bin ich sogar überzeugt.

Franziska.

Glauben Sie —?

Graf.

Keine Versicherungen; das ist zwischen zwei bewährten Freunden nicht nöthig. Von etwas Anderem. — Ihr Herr Vater hat den Tag unserer Verlobung auf morgen bestimmt; sind Sie damit einverstanden?

Franziska (verlegen).

O ja, gewiß — indeß — es war nur — nein, nein, es ist mir schon recht.

Graf.

Man hat bisweilen ein Vorurtheil gegen gewisse Tage, darum, wenn Sie einen andern wissen, dessen Gestirn Sie für günstiger halten —

Franziska.

Herr Graf, ich bin kein Kind.

Graf.

Werden Sie mir nicht böse. Ich habe diesen Morgen einen Brief von dem Verwalter auf meinem Gute Rosenstein erhalten, wo Sie und Ihr Herr Vater mich vorigen Sommer so oft besuchten.

Franziska.

Ei!

Graf.

Er schreibt mir verschiedene kleine Details, die Sie vielleicht interessiren können. Die Bäumchen, die wir zusammen gepflanzt haben, kommen vortrefflich fort; der Bau des Schweizerhäuschens wird vollendet sein, bevor die Kälte eintritt.

Franziska.

Des Schweizerhäuschens? — Ach? ja! — ich freute mich so sehr darauf. (Für sich.) Wie tief ergreift mich die Erinnerung an die vorige Zeit!

Graf.

Lieber noch als das alles wird es Ihnen sein, zu hören, daß der alte Martin, durch unsere Unterstützung gehoben, jetzt zufrieden lebt mit Weib und Kindern; daß der kleine, blinde Traugott, den wir zum Augenarzte in die Stadt geschickt haben, glücklich operirt zu seiner Mutter zurückgekehrt ist. Alle diese Leute gedenken unser wie rettender Engel, beten für uns; und was hat es uns gekostet, sie dem Elende zu entreißen? — Es ist doch ein schöner Vorzug des Landlebens, daß es einem auf dem Dorfe so leicht wird, Gutes zu thun.

Franziska (gerührt).

Wir wollen viel auf dem Lande leben, recht viel. Es giebt Stunden, wo ich mich hinaus sehnen kann, trotz der Zerstreuungen, welche die Stadt mir bietet. Mir ist dann, als müßte ich dort wiederzufinden suchen, was ich hier verloren habe.

Graf.

Sie haben nichts verloren, Franziska, denn Ihr Herz ist redlich geblieben, wie es immer war. Lassen Sie sich nicht entmuthigen, weil Sie einen Augenblick durch eitle Huldigungen geblendet worden sind; das begegnet wohl jedem Mädchen bei seinem ersten Eintritte in die Welt, aber für die Verständigen

währt die Täuschung nicht lange, und um eins so herzlich kehren sie sodann zu dem ersten Freunde zurück.

Franziska.

Das will ich, das werde ich, aber vorher müssen Sie alles wissen.

Graf.

Fassen Sie sich, Sie sind außer sich.

Franziska.

Ich muß Ihnen bekennen —

Graf (lächelnd).

Da werde ich von großen Sünden hören.

Sechster Auftritt.

Vorige. Lieschen.

Lieschen.

Draußen steht ein Bedienter der Baronin Eleonore, die den Herrn Grafen bitten läßt, sich auf einen Augenblick zu ihr zu bemühen.

Graf.

Ich komme, ich komme gleich. (Lieschen geht ab.)

Franziska (etwas verbrießlich).

Was haben Sie immer mit der Frau Baronin?

Graf (lächelnd).

Geheimnisse.

Franziska.

Mir ist sie zuwider.

Graf.

Das ist mir selten eine hübsche Frau. Aber trotz ihrer Schönheit muß sie sich gedulden, bis Sie mich entlassen haben.

Franziska (plötzlich durch den Gedanken an das Bekenntniß geängstigt).

Ich? — Meinetwegen können Sie gleich — ich sehe Sie doch später wieder.

Graf.

Es schien, als wollten Sie mir etwas vertrauen.

Franziska.

Nein — doch ja, ja — ich habe eine Bitte an Sie, die ich mich aber auszusprechen beinahe schäme.

Graf.

Wie so?

Franziska.

Indeß! meinten Sie nicht vorhin selbst, man habe bisweilen ein Vorurtheil gegen gewisse Tage? Nun, sehen Sie, ich habe ein solches gegen den morgenden.

Graf.

So wünschen Sie unsere Verlobung aufgeschoben?

Franziska.

Beschleunigt, lieber Graf, beschleunigt. Ueberreden Sie meinen Vater, daß er sie noch diesen Nachmittag vollziehen läßt — (für sich) so ist Adolph nicht dabei.

Graf.

Es ist freilich schon ein wenig spät, um die nöthigen Anstalten zu treffen, indeß —

Franziska.

Keine Anstalten, keine Festlichkeit, Niemand gegenwärtig,

als wer dazu gehört; so richten Sie es ein, wenn Sie mich verbinden wollen.

Graf (für sich).

Aus welchem Grunde begehrt sie das?

Franziska (sich gleichgiltig stellend).

Der Vetter Adolph ist auf diesen Nachmittag bei Finkenstein eingeladen; er darf nicht wissen, was wir vorhaben; sonst wäre er im Stande, aus leidiger Convenienz daheim zu bleiben, und ich mag Niemand um sein Vergnügen bringen.

Graf (für sich).

Jetzt verstehe ich. (Laut.) Ich gehe, um mit Ihrem Vater zu sprechen, Franziska, und schwöre Ihnen, daß Sie das, was Sie heute thun, niemals bereuen sollen. — (Er geht ab.)

Franziska (sieht ihm eine Weile erschüttert nach).

Mag nunmehr werden, was da will; ich bin mir bewußt, das Gute erwählt zu haben.

Siebenter Auftritt.

Franziska. Lieschen.

Lieschen.

Ich habe an der Thüre gehorcht, mein gnädiges Fräulein. Ist es wahr, ist es möglich, was ich gehört habe? Sie wollen sich heute noch mit dem Grafen verloben?

Franziska.

Ja denn, da Du es einmal weißt; aber wenn ein Wort davon über Deine Lippen kommt, so sind wir geschiedene Leute.

Lieschen.

Es ist also ein Geheimniß?

Franziska.

Um das auch Du nicht zu wissen brauchtest. Das Horchen an den Thüren ist doch eine abscheuliche Unart.

Lieschen.

Nun, ich werde Sie nicht verrathen. Ich plaudere nur das gern aus, was mich erfreut; was mich verdrießt, behalte ich ohne Mühe für mich.

Franziska.

Deine Meinung über mein Thun und Lassen ist mir sehr gleichgiltig.

Lieschen (fast weinend).

Ihr Wohl und Weh ist mir es nicht; dazu habe ich Sie zu lieb.

Franziska.

Lieschen, vergieb mir meine Heftigkeit, aber mein Entschluß steht so fest, daß mich der Gedanke außer mir bringen kann, Du wollest versuchen, ihn zu erschüttern.

Lieschen.

Weiß der arme Baron Adolph schon um das, was ihn erwartet?

Franziska.

Den Baron Adolph nennst Du mir nicht mehr. Hörst Du? niemals mehr!

Lieschen.

Ereifern Sie sich nicht, ich kann ja auch von ihm schweigen. Aber wenn er todt sein wird, so werde ich ihn beweinen, und Sie werden ihn mit mir beweinen.

Franziska.

Er wird mich vergessen.

Lieschen.

Das wird die Zukunft lehren.

Franziska.

Ich fürchte mich, ihn wiederzusehen.

Lieschen.

Warum hatte es nur mit der Verlobung so große Eile?

Franziska.

Ich fühlte, daß es Zeit war, mich vor mir selbst zu schützen, dem letzten Strahle der Vernunft zu folgen, der mir leuchtete, und finde eine schmerzliche Beruhigung in dem Gedanken, daß mir der Rückweg nunmehr abgeschnitten ist. — Mache mich darum nicht irre — aus Barmherzigkeit! — mache mich nicht irre! (Sie geht rasch ab.)

Lieschen (sieht ihr nach).

Die Menschen dünken sich doch niemals klüger, als wenn sie eben einen dummen Streich gemacht haben. — (Sie seufzt.) Ich will nur gehen und die Mathilde auslesen. (Sie geht ab.)

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

(Zimmer im Hause des Barons.)

Erster Auftritt.

Bernhard (allein. Er trägt einen Mantel).

Hier ist er auch nicht. Habe ich den Mantel doch schon beinahe im ganzen Hause herumgeschleppt! Das Pferd ist schon seit drei Uhr angespannt und fängt an unruhig zu werden. — Ein kurioser junger Herr! wenn unser Einer treiben wollte, was er bisweilen treibt, ich glaube, man brächte uns in's Tollhaus. Was habe ich nicht alles auf der Universität mit ihm vorgenommen, und die Frau Mama hatte mir ihn auf die Seele gebunden. Ich sollte gleichsam sein Mentor sein unter dem Titel eines Kammerdieners. Ja, damit war es eben etwas!

Zweiter Auftritt.

Bernhard. Adolph.

Bernhard.

Sagen Sie mir um's Himmels willen, wo Sie herkommen, lieber junger Herr? Ich habe Sie umsonst in allen Zimmern gesucht.

Adolph.

Ich komme aus dem Garten.

Bernhard.

Aus dem Garten? — es regnet ja.

Adolph.

So? Regnet es? Ich bin in dem dunklen Bogengange auf- und abgerannt, habe geträumt, geseufzt, mitunter auch gewüthet.

Bernhard.

Das alles hätten Sie aber in der Stube thun können. Sehen Sie, wie Sie sich den neuen Frack zugerichtet haben, und die Stiefel, die müssen Sie sich wahrhaftig putzen lassen, ehe Sie ausfahren. (Er zieht sein Schnupftuch heraus und trocknet an Adolph's Kleide.)

Adolph.

Ach, ich bin recht unglücklich!

Bernhard.

Seit wie lange denn?

Adolph.

Seit vier Wochen.

Bernhard.

Das Unglück ist also noch jung.

Adolph.

Wird aber nur mit meinem Leben enden.

Bernhard.

Wenn Sie Lust haben, noch vor Weihnachten zu sterben, vielleicht.

Adolph.

Ich bin verliebt.

Bernhard.

Schon wieder einmal.

Adolph.

Zum erstenmal; denn was ich etwa früher für Liebe gehalten —

Bernhard.

War eitel Tändelei, nicht wahr? Wir kennen das. Nun! und darf man wissen, wer in diesem Augenblicke Ihre erste Liebe ist?

Adolph.

Wie kannst Du fragen? Giebt es Eine auf der Welt, die ihr gliche! — Die Cousine Franziska.

Bernhard.

Oho! die ist ja aber Braut.

Adolph.

Das ist's ja eben, was mich zur Verzweiflung treibt.

Bernhard.

Und ich glaube, das ist's eben, weßhalb Sie sich in sie verliebt haben.

Adolph.

Spotte nicht über ein Gefühl, das mein Herz gereinigt und mein Betragen gebessert hat. Ich habe das Courmachen gänzlich eingestellt, seit vier Wochen kein Duell gehabt und seit acht Tagen kein Faro gespielt.

Bernhard.

Bewundernswürdig!

Adolph.

Wer mich auf der Universität gesehen hat, würde mich jetzt gar nicht mehr erkennen.

Bernhard.

Ich erkenne Sie doch noch recht gut.

Adolph.

Weißt Du, was ich gestern gemacht habe, als ich mich in mein Kabinet verschlossen hatte?

Bernhard.

Ich weiß nur, daß Sie das Haus beinahe in Brand gesteckt hätten, denn die Funken flogen zur Feueresse hinaus.

Adolph.

Alle Liebesbriefe von der Universität her habe ich in's Kamin geworfen.

Bernhard.

Eine hübsche Partie Papier. Schade darum. Wir hätten Papilloten und Fidibus auf ein ganzes Jahr gehabt.

Adolph.

Und die Cousine weiß von dem allen nichts, nicht das geringste. Das sind Opfer, die ich ihr bringe, ohne Dank dafür zu fordern.

Bernhard.

Das ist auch noch das klügste bei der Sache. Aber gnädiger Herr, es wird gleich halb vier Uhr schlagen; fahren Sie, oder fahren Sie nicht?

Adolph.

Wenn Du wüßtest, wie schwer es mir fällt, das Haus zu verlassen, in welchem sie weilt!

Bernhard.

Besser, Sie verlassen es, als Sie zünden es an. Da, nehmen Sie Ihren Mantel um, es ist frisch draußen.

Adolph.

Gieb her, es kann einmal nicht anders sein. (Indem Bernhard ihm den Mantel umgiebt, zuckt Adolph.)

Bernhard.

Sehen Sie, Sie haben noch immer Schmerzen an Ihrer Hand. Zeigen Sie doch einmal her. (Er streift ihm den Aermel auf, und ein blaues Band, welches Adolph um den Arm gebunden hat, wird sichtbar.) Was haben Sie denn da?

Adolph.

Ein Verbrechen, aber das schönste, das je begangen worden ist, ein Raub; dieses Band, — aber Bernhard, verrathe mich nicht! — habe ich von dem Putztische der Cousine entwendet.

Bernhard.

Erfahre ich doch endlich, warum ich seit einiger Zeit immer blaue Flecken in Ihren Aermeln finde. — Werfen Sie das Zeug weg, es färbt ab.

Adolph.

Mit diesem Bande soll man mich begraben.

Dritter Auftritt.

Vorige. Der Baron. Der Graf.

Baron.

Kommen Sie herein, mein lieber Graf, hier wollen wir warten. (Er erblickt Adolph.) Was machst Du noch hier? Adolph! ich dachte, Du seist längst über alle Berge.

Adolph.

Scheint's doch beinahe, als könnten Sie den Augenblick nicht erwarten, mich los zu werden.

Baron (für sich).

Verwünschter Ueberall und Nirgends! (Laut.) Ich kann's nicht leiden, wenn junge Leute nicht pünktlich sind. Herr von Finkenstein hat Dich zu Tische gebeten, er ißt um vier Uhr, und unter einer Stunde kannst Du nicht dort sein, also kommst Du auf jeden Fall schon um eine halbe Stunde zu spät.

Adolph.

So wird es zuletzt das klügste sein, wenn ich gar nicht hinfahre.

Baron (für sich).

Das fehlte mir. (Laut.) Bricht man so ein gegebenes Versprechen? Der Mann ist im Stande, auf Dich zu warten und Deinetwegen bis Abends zu hungern. Mache, daß Du fortkommst, ich bitte Dich.

Adolph.

Ich gehe schon, Herr Onkel, ich gehe schon! (Für sich.) Dahinter steckt etwas.

Baron.

Nun, glückliche Reise!

Adolph.

Mich gehorsamst zu empfehlen. (Für sich, im Abgehen.) Ich bin ein Narr! was soll denn nur dahinter stecken? (Er geht ab.)

Baron.

Bernhard, gehe Er ihm nach und melde Er mir's, sobald er im Wagen sitzt. (Bernhard geht ab.)

Vierter Auftritt.

Der Baron. Der Graf.

Baron.

Der Junge darf mir nicht bei der Verlobung gegenwärtig sein, meine Tochter will es nicht haben, und sie hat recht, denn er taugt zu nichts Ernstem. Böse wird er mir freilich werden, wenn er erfährt, was wir hinter seinem Rücken vorgenommen haben; aber treibt er's zu arg, so kaufe ich ihm ein Reitpferd, nach welchem er Belieben trägt, und wir sind wieder gute Freunde. Meine Schwägerin habe ich avertiren lassen, sie muß gleich hier sein. — Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, mein lieber Graf, wie sehr ich mich freue, Sie endlich meinen Sohn nennen zu dürfen.

Graf.

Ein edler Mann wie Sie freut sich immer, wenn er sieht, daß er einen Menschen glücklich macht.

Baron.

Glücklich? — Ja, ich hoffe, Sie sollen glücklich werden; und nicht wahr, Sie hoffen es auch.

Graf.

Ich bin fest davon überzeugt.

Baron.

Das beweist Ihre Ruhe, die ich bewundere.

Graf.

Warum sollte ich unruhig sein?

Baron.

Weil — sehen Sie, lieber Graf, ich sollte als Vater nicht

so sprechen, aber die Ehrlichkeit zwingt mich dazu. — Als Sie um meine Tochter anhielten, war sie ein lebensfrohes, unbefangenes Kind, mit dem wohl jeder brave Mann die Lebensreise unbesorgt antreten konnte. Finden Sie sie noch so, wie sie damals war?

Graf.

Nicht ganz und gar, aber auch nicht eben schlimmer.

Baron.

Ihr Wesen hat in der Stadt etwas Verschrobenes angenommen, etwas Unnatürliches.

Graf.

Das nicht lange an ihr haften wird, weil es eben unnatürlich ist.

Baron.

Sie hat da ohne alle Auswahl so viele verrückte Bücher gelesen. — Ich habe das von vornherein nicht gern gesehen, gar nicht gern; aber was will ich machen? — Zanken kann ich nicht. Sehen Sie, Graf, das sind nun so Gelegenheiten, bei welchen ich meine selige Frau vermisse. — Sie zankte zwar oft mit mir, aber noch öfter für mich und sprach mir dann aus der Seele heraus, was ich fühlte, aber nicht über die Zunge bringen konnte.

Graf.

Die Büscherexaltation ist die Art Schwärmerei, welche sich bei der Jugend am schnellsten verliert.

Baron.

Mein ganzes Vertrauen, lieber Graf, ist auf Sie gerichtet. Sie haben Charakterfestigkeit; lassen Sie sich nur von der Liebe nicht verblenden und setzen Sie sich sogleich in Autorität, dann wird noch alles gut gehen.

Graf.

Sie meinen?

Baron.

Wenn sie einmal mein Haus verlassen hat und sich dann bei mir über Sie beklagt, so verspreche ich Ihnen, daß ich sie nicht anhören werde.

Graf.

Ich hoffe, sie wird sich nicht beklagen.

Baron.

Nun? wenn Sie ihr den Text lesen?

Graf.

Das gedenke ich nicht zu thun.

Baron.

So?

Graf.

Ich liebe Ihre Tochter, wie ich nur lieben kann. Ich kenne sie besser, als Sie sie kennen. Lassen Sie mich meinen Weg mit ihr gehen, er führt gewiß zu unserem beiderseitigen Glücke.

Fünfter Auftritt.

Vorige. Eleonore.

Eleonore.

Wie? — Die Herren noch allein? Ich fürchtete wahrhaftig, schon zu spät zu kommen.

Baron.

Sieh' da, meine schöne Frau Schwägerin!

Eleonore.

Schön? Hören Sie, Graf, wie galant der alte Herr ist?

so sprechen, aber die Ehrlichkeit zwingt mich dazu. — Als Sie um meine Tochter anhielten, war sie ein lebensfrohes, unbefangenes Kind, mit dem wohl jeder brave Mann die Lebensreise unbesorgt antreten konnte. Finden Sie sie noch so, wie sie damals war?

Graf.

Nicht ganz und gar, aber auch nicht eben schlimmer.

Baron.

Ihr Wesen hat in der Stadt etwas Verschrobenes angenommen, etwas Unnatürliches.

Graf.

Das nicht lange an ihr haften wird, weil es eben unnatürlich ist.

Baron.

Sie hat da ohne alle Auswahl so viele verrückte Bücher gelesen. — Ich habe das von vornherein nicht gern gesehen, gar nicht gern; aber was will ich machen? — Zanken kann ich nicht. Sehen Sie, Graf, das sind nun so Gelegenheiten, bei welchen ich meine selige Frau vermisse. — Sie zankte zwar oft mit mir, aber noch öfter für mich und sprach mir dann aus der Seele heraus, was ich fühlte, aber nicht über die Zunge bringen konnte.

Graf.

Die Büchererxaltation ist die Art Schwärmerei, welche sich bei der Jugend am schnellsten verliert.

Baron.

Mein ganzes Vertrauen, lieber Graf, ist auf Sie gerichtet. Sie haben Charakterfestigkeit; lassen Sie sich nur von der Liebe nicht verblenden und setzen Sie sich sogleich in Autorität, dann wird noch alles gut gehen.

Graf.

Sie meinen?

Baron.

Wenn sie einmal mein Haus verlassen hat und sich dann bei mir über Sie beklagt, so verspreche ich Ihnen, daß ich sie nicht anhören werde.

Graf.

Ich hoffe, sie wird sich nicht beklagen.

Baron.

Nun? wenn Sie ihr den Text lesen?

Graf.

Das gedenke ich nicht zu thun.

Baron.

So?

Graf.

Ich liebe Ihre Tochter, wie ich nur lieben kann. Ich kenne sie besser, als Sie sie kennen. Lassen Sie mich meinen Weg mit ihr gehen, er führt gewiß zu unserem beiderseitigen Glücke.

Fünfter Auftritt.

Vorige. Eleonore.

Eleonore.

Wie? — Die Herren noch allein? Ich fürchtete wahrhaftig, schon zu spät zu kommen.

Baron.

Sieh' da, meine schöne Frau Schwägerin!

Eleonore.

Schön? Hören Sie, Graf, wie galant der alte Herr ist?

Graf.

Er hat mir nur das Wort vom Munde weggenommen.

Eleonore.

Die kleine Braut ist wohl noch mit ihrer Toilette beschäftigt?

Baron.

Ohne Zweifel. Nun, meine gnädige Frau, wie wird es Ihnen sein, wenn Sie der Lesung des Ehekontrakts beiwohnen werden? Wird Ihnen das nicht Lust machen, bald den eigenen zu unterzeichnen?

Eleonore.

Wer weiß? vielleicht. Ich hoffe nicht, daß Sie begehren, daß ich auch noch der Asche Ihres Herrn Stiefbruders treu bleiben soll?

Baron.

Behüte der Himmel!

Eleonore.

Er war ein redlicher Mann, aber, das müssen Sie selbst gestehen, langweilig, zum Sterben langweilig. — Sie waren, als ich mich verheirathete, schon Wittwer; warum haben Sie nicht um mich angehalten? — Ich glaube, Sie wären mir noch lieber gewesen als Ihr Stiefbruder.

Baron.

Ich hielt mich Ihrer für unwürdig.

Eleonore.

Das heißt, nicht wahr? Sie fürchteten sich vor mir? und das mit Unrecht; denn habe ich nicht für meinen Eheherrn die ausgesuchtesten Attentionen gehabt?

Baron.

Freilich. Sie gaben in Ihrem Salon Concerte mit

Trompeten und Pauken, während er in der Nebenstube im Bette lag.

Eleonore.

Das that ich, um ihn aufzumuntern, denn er war gar zu schläfrig.

Baron.

Sie machten jährlich gegen ein paar Tausend Thaler Schulden.

Eleonore.

Damit er lernen sollte, freigebig zu sein, denn er war gar zu geizig.

Baron.

Er war freilich ein unangenehmes Subjekt.

Eleonore.

Und mit dem allen, Sie werden es kaum glauben, wird es mir recht schwer, einen passenden Nachfolger für ihn zu finden. — Ich bin seit seinem Tode eben schon zum drittenmal Braut und zweifle noch, ob endlich Ernst aus der Sache werden wird. Ich habe Sie diesen Morgen zu mir rufen lassen, lieber Graf, Sie sind nicht gekommen. Natürlich, eigene Angelegenheiten gehen fremden vor; aber jetzt könnten Sie mir in aller Kürze sagen, was Ihr Herr Vetter so lange auf seinem Gute treibt. (Zum Baron.) Er ist mein jetziger Bräutigam.

Graf.

Mein Vetter hat mir geschrieben. Ich werde die Ehre haben, Ihnen seinen Brief mitzutheilen.

Eleonore.

Ist er noch immer eifersüchtig auf den Major Stürmer? Wie?

Graf.

Was soll ich darauf antworten?

Eleonore.

Die Wahrheit. Vor meinem Herrn Schwager habe ich keine Geheimnisse.

Baron.

Allzugütig!

Eleonore (zum Grafen).

Sie werden doch gestehen, daß Ihr Vetter bisweilen recht unerträglich ist?

Graf.

Ich kann es ihm nicht verdenken, wenn er das Glück, das ihm zugefallen ist, sich zu erhalten strebt.

Eleonore.

Er möchte, daß ich außer ihm keinem Menschen gefiele.

Graf.

Er möchte nur, daß Ihnen Niemand gefiele außer ihm.

Eleonore.

Habe ich ihm doch versichert, daß ich ihn allein liebe.

Graf.

Der Mensch ist einmal so geschaffen, daß er seinen Augen mehr traut als seinen Ohren.

Eleonore.

Wenn er so fortfährt, so bin ich im Stande, mit ihm zu brechen.

Graf.

Das muß er sich gefallen lassen.

Sechster Auftritt.

Vorige. Franziska. (Sie ist etwas nachdenkend und beklommen.)

Eleonore.

Endlich, endlich! Wenn Du nicht bald gekommen wärst, Franziska, so hätte ich aus Langeweile angefangen, mich mit dem Grafen zu streiten.

Franziska.

Ich will nicht hoffen, daß ich Sie allzulange habe warten lassen.

Eleonore.

Ich könnte Dich beneiden, Kind. Das sind die Pariser Blumen, die ich zu kaufen gedachte; Du bist mir eben um eine halbe Stunde zuvorgekommen.

Franziska.

Ihren Segen, mein Vater!

Baron.

Von ganzem Herzen. Frisch! munter! Denke, daß Du Deinem Glücke entgegengehst.

Graf.

Denken Sie, daß Sie Ihr Schicksal einem Freunde anvertrauen.

Franziska.

Ist alles bereit?

Eleonore.

Der Notarius sitzt schon im Saale und nimmt eine Prise Tabak nach der andern.

Siebenter Auftritt.

Vorige. Bernhard.

Bernhard (zum Baron).

Gnädiger Herr! gnädiger Herr! er ist fort!

Baron.

Endlich! dem Himmel sei's gedankt! So laßt uns gehen!

Eleonore.

Wer ist fort?

Baron.

Nichts, nichts; geben Sie mir den Arm! Lieber Graf, führen Sie meine Tochter.

Graf (indem er Franziska die Hand giebt).

Endlich mein!

Franziska.

Auf ewig! (Sie gehen ab.)

Eleonore.

Gehen Sie nur voran, Herr Schwager, ich folge Ihnen in zwei Minuten. (Der Baron geht ab.)

Achter Auftritt.

Eleonore. Bernhard.

Eleonore.

Hören Sie, Bernhard, auf ein Wort! Ich habe vorhin den Einspänner Ihres jungen Herrn im Hofe stehen sehen. Baron Adolph ist es, der fort ist?

Bernhard.

Er ist zum Herrn von Finkenstein auf's Land gefahren.

Eleonore.

Warum ist er denn nicht bei der Verlobung gegenwärtig.

Bernhard.

Eben weil er weggefahren ist.

Eleonore.

Das ist sehr sonderbar! Er ist ein Vetter der Braut.

Bernhard.

Aber nicht ihr Vormund.

Eleonore.

Gestehen Sie mir's, man hat ihn geflissentlich entfernt.

Bernhard.

Um Vergebung, Eure Gnaden! wer ist der man?

Eleonore.

Der Baron Adolph hat in der letzten Zeit seiner Cousine den Hof gemacht.

Bernhard.

Wem hat er den nicht gemacht?

Eleonore.

Und sie hat ihn nicht ungern gesehen.

Bernhard.

Nun, er sieht ganz passabel aus.

Eleonore.

Ob nur der Graf wirklich nichts davon bemerkt hat?

Bernhard.

War denn überhaupt etwas zu bemerken?

Eleonore.

Gehen Sie, Sie wissen das alles besser als ich und sind ein unausstehlicher Geheimnißkrämer. (Sie geht ab.)

Bernhard (verbeugt sich).

Ich empfehle mich zu Gnaden! — Geheimnißkrämer? — Ja, der Frau Baronin wollte ich eben auch Geheimnisse aufzuheben geben. — Mein junger Herr mag wohl jetzt schon die Thore der Stadt hinter sich haben. Der Himmel wird es schon dem Herrn von Finkenstein vergelten, daß er den Einfall hatte, ihn eben heute zu Tische zu bitten; er erspart uns dadurch vielleicht einen Skandal. Aber auf den Abend wird der Spektakel losgehen, wenn mein Herr nach Hause kommt und die Spitzbüberei entdeckt. Ich muß gestehen, ich fürchte mich davor. — Wäre es denn nicht möglich, ihn unter irgend einem Vorwande dahin zu vermögen, daß er ein paar Tage bei Finkenstein bliebe? Ich will mit dem Herrn Baron sprechen, sobald die Ceremonie vorüber ist; ich will ihm aufrichtig sagen, wie die Sachen stehen; scheint er doch ohnehin schon zur Hälfte davon unterrichtet. Vielleicht schafft er Rath.

Neunter Auftritt.

Bernhard. Adolph.

Adolph (in höchster Aufregung).

Bernhard!

Bernhard.

Wenn mich jetzt der Schlag nicht auf der Stelle trifft, so

bin ich unsterblich. Sagen Sie mir um des Himmels willen, welcher Dämon bringt Sie wieder hierher?

Adolph.

Nicht wahr, meine Zurückkunft paßt nicht in Euern Kram? Zur Stadt hinaus sollte ich, über Land sollte ich, damit man indeß daheim mein Glück in Ruhe morden konnte. Bernhard! und auch Du warst mit im Komplote?! Aber ich bin so leicht nicht zu täuschen. Ich hatte schon einigen Verdacht, als ich das Haus verließ, und dieser wurde beinahe zur Gewißheit, als mir an der Straßenecke der Wagen der Baronin Eleonore, der eben zurückfuhr, in die Augen fiel. „Woher, mein Freund?" rufe ich dem Kutscher zu. „Die Frau Baronin ist eben zum Herrn Baron von Falkenberg gefahren." — „Wozu?" — „Wissen der Herr Baron das nicht? Soeben wird die Verlobung des Fräuleins gefeiert." — Als ich das gehört hatte, lenkte ich meinen Einspänner so rasch um, daß die Achse brach, und ich auf dem Pflaster lag; aber das kümmerte mich nicht; ich raffte mich auf, ließ Pferd und Wagen unter der Obhut der Gassenbuben, drängte mich gewaltsam durch die umstehenden Gaffer, erreichte das Haus, und da bin ich.

Bernhard.

Was dem Himmel geklagt sein möge.

Adolph.

Ich kann Franziska nicht aufgeben; ich fühle es in diesem Augenblicke mehr als je, daß ich's nicht kann. Wo ist sie? wo ist der Graf? Die Verlobung darf nicht vor sich gehen, sage ich. Ich will den Kontrakt zerreißen. Der Bräutigam muß sich mit mir schlagen.

Bernhard.

Ich dachte, Sie duellirten sich nicht mehr?

Adolph.

Nun ist's aus mit meinen guten Vorsätzen!

Bernhard (für sich).

Jetzt, Geist des verewigten Mentor, stehe mir bei! (Laut.) Das Brautpaar und der Vater, und die Baronin, und die Zeugen und der Notarius sind im Salon, gehen Sie hin, wenn Sie wollen, ich halte Sie nicht. (Er läßt ihn los, bleibt ihm aber so nahe stehen, daß er ihn mit der Hand erreichen kann, und ist bei jeder Bewegung, die Adolph macht, im Begriffe, ihn wieder fest zu nehmen.) Ziehen Sie Ihrem Herrn Onkel für die viele Güte, die er Ihnen bewiesen hat, einen Schlagfluß zu, insultiren Sie eine Gerichtsperson, erschrecken Sie die Baronin, daß sie Krämpfe bekommt, und kompromittiren Sie Ihre Cousine, aber halten Sie sich dann nicht darüber auf, wenn man Sie in's Narrenhaus bringt. — Nun, gehen Sie; Sie sehen, ich halte Sie nicht.

Adolph.

Bringe mir meine Pistolen!

Bernhard.

Um Vergebung, die schließe ich ein.

Adolph.

Ich bin ein verlorener Mensch! Man hat mir meine Glückseligkeit gestohlen, meinen Himmel! (Er wirft sich laut weinend auf einen Stuhl.)

Bernhard (für sich).

Ach, Du mein Himmel, jetzt heult er, und ich höre eben Jemand kommen. — (Laut.) Lieber junger Herr, stehen Sie auf, ich bitte Sie, lassen Sie die Cousine Cousine sein. Es hat ja bei Ihnen noch mit keiner Liebe länger als drei Wochen angehalten; also, wenn wir bei dieser das Doppelte rechnen

wollen, so sind Sie sie in sechs Wochen los. — Folgen Sie mir auf Ihr Zimmer. — Es ist ja eine wahre Schande, wenn Sie sich in diesem Zustande vor den Leuten sehen lassen. — Er hört mich nicht, und da kommt das gnädige Fräulein! Nun! ich bin außer Schuld und mache mich davon! (Er geht ab.)

Zehnter Auftritt.

Adolph. Franziska (tritt durch die Mittelthüre ein).

Franziska (ohne Adolph zu bemerken, der mit verhülltem Gesicht unbeweglich auf dem Stuhle lehnt).

Es ist geschehen! Ich bin nicht mehr mein eigen und habe über meine Zukunft unwiderruflich verfügt. — Ich konnte es nicht aushalten inmitten der glückwünschenden Verwandten, deren lauter Jubel mich betäubte. Es that mir allzunoth nach einem Augenblick der Einsamkeit. — Ich bin nicht mehr mein eigen. Was sagt mein Verstand dazu? — Der billigt unbedingt, was ich gethan habe. — Mein Herz? — Das wird vielleicht in einem Jahre auch der Meinung des Verstandes sein. Jetzt aber! jetzt! — Wenn ich nur den Vetter nicht wiedersehen muß! — Ich will heute noch mit meinem Vater auf's Land fahren, und sobald ich verheirathet bin, muß der Graf eine Reise mit mir machen. (Sie erblickt Adolph.) Himmel, was sehe ich!

Adolph (sich aufraffend).

Franziska!

Franziska.

Sind Sie krank?

Adolph.

Erschrecken Sie vor meinem Anblicke? Die Liebe zu Ihnen hat mich so zugerichtet. — Grausame! wie konnten Sie es über's Herz bringen, mich so schrecklich zu hintergehen?

Franziska.

Ich bin des Todes!

Adolph.

Wer versicherte mir diesen Morgen noch, Ihre Verbindung mit dem Grafen sei auf unbestimmte Zeit verschoben worden?

Franziska.

Ich wollte Sie schonen, ich meinte es gut.

Adolph.

Wenn ich Sie einmal verlieren soll, so erlasse ich Ihnen auch die Mühe, mich zu schonen. — Aber muß ich Sie denn verlieren, muß ich? — Franziska, ich bete Sie an!

Franziska.

Die Gattin des Grafen darf Sie so nicht sprechen hören. — Was diesen Morgen Schwachheit war, wird jetzt zum Verbrechen.

Adolph.

So ist es denn geschehen? Der Bund ist geschlossen, und mein Todesurtheil unterzeichnet; denn, daß Sie es nur wissen, Franziska, ich erschieße mich.

Franziska.

Vetter! um des Himmels willen!

Adolph.

Ohne Sie ist mir das Leben eine Last.

Franziska (für sich).

Solche Liebe gefunden zu haben und ihr entsagen zu müssen! (Laut.) Bedenken Sie, Adolph, wie elend mich Ihr Tod machen würde.

Adolph.

Der Graf wird Sie über meinen Verlust bald zu trösten wissen.

Elfter Auftritt.

Vorige. Der Graf. (Er bleibt, da er die Beiden erblickt, an der Thüre stehen.)

Franziska.

Von dem Grafen ist auch die Rede!

Adolph.

Wenn Sie den Grafen nicht lieben, so muß ich glauben, daß Sie mich und sich entweder dem Grafen oder dem Ehrgeize aufgeopfert haben.

Graf (schmerzlich für sich).

Weit schlimmer, als ich dachte!

Franziska.

Meiner Pflicht habe ich Sie aufgeopfert und vielleicht mich auch. — Was sage ich?! (Adolph stürzt zu ihren Füßen.)

Graf (für sich).

Hier ist sonst kein Mittel übrig, als alles für alles zu wagen. — (Laut.) Franziska!

Franziska.

Himmel! der Graf.

Graf.

Ich kenne wohl nunmehr die Schuld, die Sie mir diesen Morgen bekennen wollten?

Franziska.

Wildenhain! vernichten Sie mich nicht! (Sie sinkt auf einen Stuhl.)

Adolph.

Fürchten Sie den Zorn eines Verzweifelnden, wenn Sie sie zu beleidigen wagen.

Graf.

Ruhig, junger Mann; ich fürchte weder Ihren Zorn, noch denke ich daran, das Fräulein zu beleidigen. Franziska, Sie zittern, — verkennen Sie denn Ihren Freund so ganz und gar? (Franziska vermag nicht zu antworten.) Um Ihren Spitzenschleier habe ich mein Leben nicht wagen wollen, aber Ihrem Lebensglücke das meinige aufzuopfern, dazu bin ich bereit. Noch bindet uns nur ein bürgerlicher Vertrag; Sie sind frei, sobald Sie frei sein wollen.

Adolph.

Wie? Graf!

Graf.

Sie lieben den Baron Adolph; wohlan, er kann noch der Ihrige werden. Plötzlich darf hier freilich nichts geschehen, denn auf dem Punkte, wo wir heute stehen, würde uns die Welt ein rasches Zurücktreten zum Nachtheile deuten. Aber vertrauen Sie mir, ich will unsere Verbindung unter einem Vorwande verschieben und mich dann nach und nach von Ihnen entfernen, bis unsere Bekannten vergessen, was wir uns werden sollten, und bis Sie diesen Ring von mir zurückfordern, diesen Ring, den ich vor wenigen Augenblicken mit so warmer Freude empfing und den ich von nun an nur noch als ein geliehenes Gut betrachte.

Franziska.

Wildenhain! —

Graf.

Meine ehrliche Liebe genügt Ihnen nicht, und das bloß deßhalb, weil sie dem heiligsten Gefühle, weil sie der Freund-

schaft zu ähnlich sieht. Treue Ergebenheit hat keinen Werth für Ihr Herz, Sie wollen angebetet sein. — Seien Sie es denn, ich will das Ideal Ihrer Zukunft nicht zerstören; bleibt mir doch Ihr Dank, falls Sie so glücklich werden, als Sie es zu werden hoffen; wo nicht, Ihre Reue. Leben Sie wohl! (Er geht ab. Franziska bricht in Thränen aus.)

Adolph (stürzt zu ihren Füßen).

Ich werde leben!

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Aufzug.

(Zimmer in Franziska's Wohnung.)

Erster Auftritt.

Franziska (an einem Tische links arbeitend). Adolph (an einem Tische rechts mit einem Buche in der Hand, schlafend).

Franziska (zählt die Stiche an ihrer Arbeit).

Fünfundzwanzig, sechsundzwanzig, siebenundzwanzig —

Adolph (läßt das Buch fallen und fährt auf).

Ach! was war das?

Franziska.

Was machen Sie da?

Adolph.

Ich glaube wahrhaftig, ich habe geschlafen.

Franziska.

Leicht möglich, es ist schon eine halbe Stunde her, daß Sie nicht mehr sprechen.

Adolph.

Bedenken Sie, daß ich bis vier Uhr Morgens auf dem Balle gewesen bin.

Franziska.

Wer hat Sie dazu genöthigt?

Adolph (gähnend).

Ich verlasse niemals eine Gesellschaft, solange Sie noch zugegen sind.

Franziska.

Ich habe Sie seit dem ersten Walzer nicht mehr zu Gesicht bekommen.

Adolph.

Und doch war ich beständig in Ihrer Nähe.

Franziska.

Wenn ich mich nicht irre, so gingen Sie in's Spielzimmer.

Adolph.

Auf einen Augenblick, ja, um ein paar Bekannte aufzusuchen.

Franziska.

Der Augenblick hat, scheint mir, ziemlich solange gedauert als der Ball.

Adolph.

Soll ich Ihnen Ihre Tänzer nennen, um Ihnen das Gegentheil zu beweisen? — Lieutenant Wiesen, Baron Braun, Herr von Finkenstein —

Franziska.

Meine gewöhnlichen Tänzer, die Freunde meines Vaters.

Adolph (lächelnd).

Wissen Sie, daß ich beinahe anfangen könnte, über den Herrn von Finkenstein eifersüchtig zu werden?

Franziska.

Abgeschmackt!

Adolph.

Unsern guten Grafen Wildenhain habe ich auch beobachtet; er hat sich gebildet, er macht jetzt ordentlich die Cour.

Franziska (etwas gereizt).

Daß sich jedes Mädchen durch seine Beachtung geehrt fühlt, ist deutlich zu bemerken.

Adolph.

Und er ist gegen weibliche Schönheit nicht mehr so unempfindlich wie vormals.

Franziska.

Was wollen Sie damit sagen?

Adolph.

Was die Stadt sagt. Ich hätte es dem eisigen Philosophen niemals zugetraut, und nur so einer reizenden, launigen Fee, wie die Baronin Eleonore ist, war es vorbehalten, diesen Stein zu beleben.

Franziska.

Verzeihen Sie, das kann ich nicht glauben. Zwar heißt es ja, um den Männern zu gefallen, selbst den klügsten, braucht eine Frau sonst nichts zu sein als nur kokett.

Adolph.

Er ist den ganzen Abend nicht von Eleonorens Seite gewichen.

Franziska (gezwungen lächelnd).

Er wird doch an seinem Vetter, der diese Huldin sein zu nennen hofft, nicht zum Verräther werden!

Adolph.

Mit dem Grafen Ernst und der Baronin ist es aus, schon seit längerer Zeit rein aus; das weiß ich aus guter Quelle.

Franziska.

So? — Nun, zu verdenken ist's dem Grafen Ernst nicht. Sie ist doch gar zu unbeständig.

Adolph.

Um so schmeichelhafter ist es, sie zu fesseln.

Franziska.

Und gar zu unausstehlich.

Adolph.

Der Meinung sind die Männer nicht.

Franziska.

Gehören Sie etwa auch zu ihren Verehrern?

Adolph.

Ich? — behüte der Himmel! für mich giebt es nur ein Mädchen auf der Welt. (Für sich.) Es ist entsetzlich, wie eifersüchtig sie ist!

Franziska (sieht auf ihre Arbeit).

Da habe ich mich nun verzählt und muß die ganze Blume wieder auftrennen. (Sie trennt ungeduldig, indem sie oft den Faden zerreißt.)

Adolph (für sich).

Das tête à tête wird langweilig! (Laut nach einer Pause.) Wünschen Sie, daß ich Ihnen etwas vorlese? Haben Sie etwas von neuen Romanen hier?

Franziska.

Nicht das geringste.

Adolph.

Wie geht das zu? Bei Ihnen fand man sonst immer Stöße von dergleichen.

Franziska.

Die Romane interessiren mich nicht mehr. Wenn man einen gelesen hat, so hat man sie alle gelesen, und sie lügen gar zu sehr.

Adolph.

Doch nicht, wenn sie von Liebe sprechen?

Franziska.

Eben da am meisten.

Adolph (für sich).

Die hat heute etwas gegen mich; ich will aber thun, als ob ich's nicht merke. (Laut.) Da schlägt's wahrhaftig schon zwölf Uhr!

Franziska.

Elf Uhr, Herr Vetter.

Adolph.

Wahrhaftig? Sehen Sie, wenn ich bei Ihnen bin, habe ich keine Gedanken für Zeit und Stunde.

Zweiter Auftritt.

Vorige. Lieschen.

Lieschen.

Des Herrn Barons Bernhard ist draußen, um anzufragen —

Adolph (aufspringend).

Ich weiß schon, ich weiß schon! Verzeihen Sie, meine theure Cousine, aber ich sehe mich gezwungen —

Lieschen.

Bleiben Sie, man wünscht nur zu wissen —

Adolph.

Ob ich Briefe auf die Post zu schicken habe? Ich eile, sie herauszugeben.

Lieschen.

Heute ist nicht Posttag. — Ob Sie hier speisen oder in der Stadt, wünscht man zu wissen.

Adolph.

Das muß ich dem Bernhard selbst auseinandersetzen, sonst versteht er es nicht. (Für sich.) Endlich erlöst! (Er geht rasch ab.)

Dritter Auftritt.

Franziska. Lieschen.

Lieschen.

Der junge Herr ist wie Quecksilber, aber mir ist es recht lieb, daß er ging, denn ich habe Ihnen etwas vorzutragen.

Franziska.

Das mag etwas sehr Wichtiges sein.

Lieschen.

Für mich wichtig genug.

Franziska.

Nun?

Lieschen.

Jetzt fürchte ich mich, es zu sagen. Sehen Sie, gnädiges Fräulein, ich hatte mir vorgenommen, mich nicht früher zu verheirathen als Sie; aber da zu Ihrer Verbindung mit dem Baron Adolph noch gar keine Anstalt getroffen wird, und da ein armes Mädchen immer mehr Gefahr läuft sitzen zu bleiben, als ein reiches Fräulein, so habe ich dem Meister Lorenz diesen Morgen das Jawort gegeben, und wenn Sie nichts dagegen haben, so soll die Hochzeit noch diesen Carneval sein.

Franziska.

Wie? Du nimmst den Meister Lorenz?

Lieschen.

Ach ja; ich bin recht froh, daß er wieder nach mir gefragt hat, denn mit den Romanliebhabern ist es nichts. Ich habe auch einen gehabt, einen Friseur, der nannte mich eine Muse, eine Grazie, eine Göttin, und einmal hat er sogar vor mir auf den Knieen gelegen; aber zuletzt erfuhr ich, daß er der Justine, die bei Frau Waller dient, eben solche schöne Dinge sagte als mir. Da ließ ich ihn laufen.

Franziska.

Und der ehrliche Lorenz kehrte zu Dir zurück? Man muß gestehen, Du hast mehr Glück als Recht.

Lieschen.

Ich möchte Ihnen, nur bei etwas mehr Recht, dasselbe Glück wünschen.

Franziska.

Was willst Du damit sagen?

Lieschen.

I nun, daß ich wünschte, der Graf machte es mit Ihnen wie der Meister Lorenz mit mir; aber leider ist dazu nicht viel Aussicht.

Franziska.

Glaubst Du, ich würde ihn unbedingt annehmen, wenn er zu mir zurückkehrte?

Lieschen.

Ach ja, das glaube ich. Aber er wird nicht zurückkehren.

Franziska.

Wie kannst Du das wissen?

Lieschen.

Er hat sich in die Baronin Eleonore verliebt, die mit seinem Vetter völlig gebrochen hat. Saß er doch gestern den ganzen Abend neben ihr.

Franziska.

Wer hat Dir das gesagt?

Lieschen.

Habe ich es doch gesehen. Ich stand ja neben der Musik mit dem Haushofmeister des Herrn von Finkenstein. Gegen das Ende des Balles gesellte sich der Kammerdiener des Herrn Grafen zu uns und erzählte, sein Herr gedenke in wenigen Tagen nach Wien abzureisen.

Franziska.

Wahrhaftig!

Lieschen.

Er schütze Geschäfte vor, die er dort abzuthun habe, wolle sich aber augenscheinlich durch diese Reise nur hier eingegangenen Verbindlichkeiten entziehen.

Franziska.

O mein Himmel!

Lieschen.

Nun, das Versprechen, sich von Ihnen zu entfernen, hat er ehrlich und redlich gehalten, denn seit mehr denn zwei Monaten haben Sie ihn nicht allein gesprochen.

Franziska.

Er hat die Gelegenheit, sich von mir loszusagen, recht hastig ergriffen. War es doch, als hätte er auf den Augenblick gelauert, in welchem falsche Betheuerungen mich zu einem Bekenntnisse hinrissen, von welchem nur meine Ein-

bildungskraft, aber mein Herz nichts wußte, um den Stab über meine Zukunft zu brechen.

Lieschen.

Bittere Thränen könnte ich über Ihr Schicksal weinen, mein gnädiges Fräulein, denn der Herr Baron Adolph will mir gar nicht mehr gefallen.

Franziska.

Der kleine Cousin, von welchem Du meintest, er werde meinen Verlust nicht überleben.

Lieschen.

Ach! ich habe damals recht dumm gemeint! und oft martert mich der Gedanke, daß mein einfältiges Reden vielleicht zum Theil Ihr Unglück veranlaßt hat.

Franziska.

Du hast mir oft schlechten Rath gegeben.

Lieschen.

Wußte ich doch für mich selbst keinen bessern.

Franziska.

Das Glück hat Deine Thorheit gut gemacht, die meinige bestraft es.

Lieschen.

Nein, so lügenhaft als mein Friseur ist doch der Baron Adolph nicht.

Franziska.

Aber eben sowenig im Stande, mich glücklich zu machen, als jener Dich. Wenn Du sehen könntest, wie oberflächlich ihn die Gebildeten meines Geschlechts behandeln, während sie Wildenhain mit Achtung und Vertrauen entgegenkommen! — Wildenhain, den ich mein genannt! Ach, ich werde den Augen-

blick nie vergessen, in welchem er mir entsagte. Er zerriß den Schleier, welchen Leichtsinn und Ueberspannung mir über die Augen geworfen hatten. Seitdem bin ich nicht mehr froh geworden.

Lieschen.

Verwünschte Bücher! Ich lese jetzt nichts mehr als die perfekte Köchin.

Vierter Auftritt.

Vorige. Eleonore.

Eleonore.

Du wirst staunen, Franziska, mich am Morgen nach einem Balle schon um elf Uhr auf den Beinen zu sehen, aber ich muß zwischen heute und morgen mit meinen Abschiedsvisiten fertig werden, denn übermorgen sitze ich im Reisewagen.

Franziska.

Du willst die Stadt verlassen?

Eleonore.

Ja. Aber, versteht sich, um sie mit einer anderen Stadt zu vertauschen. Auf's Land pflanze ich mich gewiß nicht im Monat Januar.

Lieschen (für sich).

Da haben wir's! sie reist nach Wien, um den Grafen dort zu treffen. Odiöses Weib! (Sie geht ab.)

Franziska.

Wohin gedenkst Du Dich zu wenden?

Eleonore.

Vor der Hand nach Berlin, wo in einigen Tagen ein

großer maskirter Ball sein soll. Möglich wäre es, ich begäbe mich von dort aus nach Wien, oder gar zum Schlusse des Carnevals nach Venedig. — Meine Reise ist eine bloße Lustfahrt und hat deßhalb keinen bestimmten Plan.

Franziska.

Wann gedenkst Du zurückzukommen?

Eleonore.

In einigen Monaten. Ich muß meinen Bekannten Zeit lassen, sich über das Wie und Warum meines Bruches mit dem Grafen Ernst gehörig auszureden.

Franziska.

So hast Du mit dem Grafen Ernst gebrochen?

Eleonore (mit einer Art von Behaglichkeit).

Ja, Franziska, ich bin wieder frei.

Franziska.

Auf wie lange?

Eleonore.

Das weiß der Himmel! aber, apropos, Cousinchen, da wir einmal von dergleichen sprechen, wie steht's denn mit Dir und Wildenhain? Ich habe Dich das lange fragen wollen; scheint's doch beinahe, als kämet Ihr immer mehr auseinander.

Franziska.

Was vielleicht manchen Leuten nicht unangenehm ist.

Eleonore (welche den Stich nicht bemerkt).

Im Augenblicke, wo der Tag Eurer Verbindung festgesetzt werden soll, sagt er, er habe dringende Geschäfte auf seinem Gute. Nach Wochen erst kehrt er von dort zurück, und statt sich Dir dann mit erneuetem Liebeseifer zu nähern, treibt

er sich in der Welt herum und findet oft in acht Tagen kaum einmal Zeit, Euch zu besuchen. Das sind schlimme Zeichen! Kind, Kind! wenn Dir an seinem Besitze noch etwas gelegen ist, so sei auf Deiner Hut.

Franziska.

Ich habe dem Grafen mein Wort gegeben und bin zu jeder Stunde erbötig, ihm dieses zu erfüllen, aber ängstlich und mühsam ein Herz zurückzuhalten, das mir etwa entschlüpfen wollte, habe ich nicht nöthig. (Mit Bezug auf Eleonore.) Ich stehe noch nicht in den Jahren, wo man seine Liebhaber zu Rathe halten muß.

Eleonore.

So klingt die Weise?

Franziska.

Verächtlich bliebe darum immer die Frau, die dem Herzen eines Bräutigams nachgestellt hätte.

Eleonore (ohne Bitterkeit).

Wenn nämlich die Braut durch ihre Gleichgiltigkeit ihr nicht die stillschweigende Erlaubniß dazu gegeben. Franziska! Franziska! ich sehe schon, es wird alles so kommen, wie ich mir's vor drei Monaten bereits gedacht habe. (Nach einer Pause.) Hat der Cousin Adolph Hoffnung zu einer baldigen Anstellung?

Franziska.

Mein Vater wünscht, daß er anfange, in der Regierung zu arbeiten.

Eleonore.

Sobald nur erst der Carneval aus ist.

Franziska (immer etwas gereizt).

Der Vetter kann es weit bringen, es fehlt ihm nicht an Talent.

Fünfter Auftritt.

Vorige. Der Baron.

Baron.

Sieh' da, die Frau Schwägerin!

Eleonore.

Mein Abschiedsbesuch.

Baron.

Es ist ja wahr, Sie reisen. Scheint es doch, als ob das Reisefieber nach und nach alle meine Bekannten ergriffe. Soeben erhalte ich ein Billet von dem Grafen von Wildenhain, der morgen nach Wien abreist und gleich selbst hier sein wird, um sich von uns zu beurlauben.

Franziska (erblassend).

So?

Eleonore.

Erst sechs Wochen auf dem Lande, nachher eine Reise, das ist doch sonderbar.

Baron.

Der Graf hat Geschäfte in Wien, wegen der Erbschaft seines Onkels.

Sechster Auftritt.

Vorige. Lieschen.

Lieschen.

Der Herr Graf von Wildenhain. (Sie geht ab.)

Eleonore.

Ich muß ihn vor seiner Abreise noch sprechen, Du weißt,

ich habe immer Geschäfte mit ihm. — Nun, er kommt gewiß später zu mir, denn jetzt gebietet mir die Diskretion, mich zu entfernen. Leben Sie wohl, Herr Schwager. Adieu, Franziska, ich schicke Dir morgen meine Kammerjungfer; sie soll Deinem Lieschen begreiflich machen, wie man jetzt die Kränze trägt; der Deinige stand gestern zuweit zurück. (Sie geht ab.)

Baron.

Gut, daß sie ging. Ich habe alle Kräfte anwenden müssen, um ihr meine Besorgniß zu verbergen. Franziska! was sagst Du zu dieser Reise des Grafen? — Hast Du darum gewußt?

Franziska.

Ich hörte davon sprechen, als von einer Stadtneuigkeit.

Baron.

Ich wünsche ein übler Prophet zu sein, fürchte aber, Deine Bücherweisheit und Romanschwärmerei wird Dir theuer zu stehen kommen. Nun, ich schicke Dir ihn her, da wirst Du bald wissen, woran Du bist. (Er geht ab.)

Franziska.

Kaum wollen mich die Füße noch tragen, und doch bedarf ich eben jetzt meiner ganzen Kraft, denn da er mich mit so leichter Mühe aufgeben kann, so darf ich ihn nicht ahnen lassen, daß ich meinen vergangenen Irrthum bereue. Ich will die Erste sein, die von unserem nun zu erklärenden Bruche als von einer längst abgemachten Sache spricht, und bin begierig zu sehen, wie er sich dabei benimmt. Wie er sich benimmt? Ist es doch beinahe, als ob ich noch hoffen wollte?

Siebenter Auftritt.

Franziska. Der Graf.

Graf.

Ihr Herr Vater gewährt mir die Gunst, Sie noch einmal allein sprechen zu dürfen, liebes Fräulein.

Franziska.

Ist es wahr, daß Sie morgen abreisen?

Graf.

Mein Gepäck ist bereits in Ordnung.

Franziska.

Sie haben, wie man sagt, dringende Geschäfte in Wien.

Graf.

Nein, Franziska, gegen Sie will ich die Lüge nicht gebrauchen, die meine übrigen Bekannten täuschen soll. Ich reise, weil meine Entfernung das leichteste Mittel ist, unsere Verbindung auf eine anständige Weise zu lösen.

Franziska (für sich).

So ist denn alles verloren!

Graf.

Ich glaube, Ihnen das Wort gehalten zu haben, das ich Ihnen an dem unseligen Tage unserer Verlobung gab. Schon ist die Stadt im Zweifel, was sie von unserem gegenseitigen Betragen denken soll, und somit wird es nicht befremden, wenn man nach meiner Abreise einen neuen Freier sich um Sie bewerben sieht. Sie lieben doch den Baron Adolph noch?

Franziska.

Das ist eine unbescheidene Frage.

Graf.

Die Unbescheidenheit war niemals mein Fehler, aber der Wunsch, mich zu überzeugen, daß ich wahrhaft Ihr Glück befördert habe, schien mir erlaubt.

Franziska (etwas gereizt).

Mein Vetter Adolph ist mir immer noch treu ergeben, und ich schätze ihn.

Graf.

Sie haben fast drei Monate Zeit gehabt, ihn zu prüfen.

Franziska.

Eine übergenügende Zeit.

Graf.

Und sind entschlossen, sich mit ihm zu verheirathen?

Franziska.

Könnte wohl von Heirath zwischen uns die Rede sein, während der Kontrakt, der mich mit Ihnen verbindet, noch besteht, und mein Vater in Ihnen noch meinen Bräutigam sieht?

Graf.

Wünschen Sie, daß ich mich noch vor meiner Abreise gegen Ihren Herrn Vater erkläre? (Er sieht sie forschend an.)

Franziska.

Das nicht; nein, nein, indeß, wenn Sie Eile haben, so thun Sie, was Sie wollen; ich bin mit allem zufrieden.

Graf.

Ich begehre nur, Ihren Willen zu erfüllen.

Franziska.

Wenn das der Fall ist, so möchte ich Sie bitten — (Für sich.) Er scheint bewegt; laß sehen, ob ich noch fähig bin, ihn zu erschüttern!

Graf.

Vollenden Sie.

Franziska.

Ich möchte Sie bitten, mir meine Briefe und mein Porträt zurückzustellen.

Graf.

Ist das Ihr Ernst?

Franziska.

Verletzt Sie meine Forderung?

Graf.

O nein, aber der Gedanke, einen Vertrag zu vernichten, der für die Ewigkeit geschlossen war, kann nur den Leichtsinnigen gleichgiltig lassen; das werden Sie selbst gestehen müssen.

Franziska.

Wenn Sie das Opfer reut, das Sie mir zu bringen entschlossen waren —

Graf.

Wer aus reinem Gefühle und mit Ueberlegung einen Entschluß gefaßt hat, kennt keine Reue. (Er zieht ein Portefeuille hervor.) Hier sind Ihre Briefe, die ich bis diesen Tag bei mir getragen habe; Ihr Porträt liegt dabei.

Franziska (sieht ihn lange an).

Wildenhain! (Plötzlich gereizt.) Ich danke Ihnen! (Sie nimmt das Portefeuille.)

Graf.

Befehlen Sie auch Ihren Ring.

Franziska.

Wie?

Graf.

Ihren Ring?

Franziska.

Mich deucht, es klopfte Jemand an der Thüre.

Graf (auf den Ring blickend).

Ich darf also den Ring vor der Hand noch behalten?

Franziska.

Trennen Sie sich ungern von ihm.

Graf.

Können Sie daran zweifeln?

Franziska.

Ich sehe Sie wohl noch einmal vor Ihrer Abreise? Sie kommen doch diesen Abend zur Finkenstein?

Graf.

Habe ich Hoffnung, Sie dort zu treffen?

Franziska.

Sie treffen mich dort, und wir besprechen dann das weitere.

Graf.

Franziska! –– Auf Wiedersehen denn, mein gnädiges Fräulein! (Er geht ab.)

Franziska.

Wildenhain! — Was will ich thun? — Nein, selbst darf ich's ihm nicht sagen, daß ich bekehrt bin und auf der Welt nichts mehr begehre, als ihm mein Leben zu weihen; selbst sagen darf ich es ihm nicht, das würde sich nicht schicken; aber mit der alten Frau von Finkenstein will ich reden; sie ist eine kluge Frau und meint es gut; sie wird unsere Angelegenheit in

Ordnung bringen, ohne mich zu kompromittiren. Weiß ich doch nun, daß Wildenhain mich noch liebt; ach ja, er liebt mich noch, mag die Baronin Eleonore sich einbilden, was sie will. — Er war gerührt, als ich die Briefe von ihm forderte, und dann sein hindeutender Blick, als von dem Ringe die Rede war! Er liebt mich noch und schweigt allein deßhalb, weil er an meiner Liebe zweifelt.

Achter Auftritt.

Franziska. Lieschen.

Lieschen.

Soeben ging der Graf an mir vorüber. Er grüßte mich recht freundlich und sah recht heiter aus. Wäre es möglich, hätten Sie sich mit ihm verständigt?

Franziska.

Das so eigentlich noch nicht, aber ich hoffe, es soll nun alles gut werden.

Lieschen.

Dem Himmel sei's gedankt! — Was haben Sie da in der Hand?

Franziska.

Meine Briefe, die ich, um den Grafen zu prüfen, von ihm zurückgefordert habe.

Lieschen.

Das ist aber das Portefeuille von Ihrer Arbeit nicht, in welchem der Graf die Briefe gewöhnlich trug.

Franziska.

Du hast recht, das ist es nicht. Sollte er sich vergriffen

haben? (Sie öffnet das Portefeuille und nimmt einen Pack Briefe heraus.) Das sind auch meine Briefe nicht. (Sie sieht fast unwillkürlich in einen der Briefe.) „Ihre Liebesschwüre, mein theurer Wildenhain“ — was soll das bedeuten? Die Schrift muß ich kennen.

Lieschen.

Es ist die Schrift der Baronin Eleonore.

Franziska (zieht ein Porträt aus dem Portefeuille).

Himmel, Eleonorens Bild! (Sie sinkt betroffen auf einen Stuhl.)

Lieschen.

Nun sage mir Einer, ob die Männer nicht alle Verräther sind.

Franziska.

Ist es der Zufall, der diese Beweise von Treulosigkeit in meine Hände bringt? oder wollte mich der Schändliche verhöhnen?

Lieschen.

Habe ich es Ihnen nicht gesagt, mein gnädiges Fräulein, wegen der Baronin Eleonore?

Franziska.

Wer hätte das von dem klugen, besonnenen Manne gedacht? — Ach, es giebt doch nichts Schwächeres, nichts Erbärmlicheres auf Erden als solch' einen Herrn der Schöpfung.

Lieschen.

Da haben Sie recht, solch' ein Mann ist etwas ganz Miserables.

Franziska.

Was mich am meisten ärgert, ist, daß ihm meine Gemüths-

bewegung während unserer Unterredung nicht entgangen sein kann. Er hat, dessen bin ich sicher und gewiß, er hat mich durchschaut, und sein letzter Blick, in welchem ich das Wiedererwachen der Liebe zu erkennen wähnte, glänzte in der Freude des Triumphs. Er will mich heute bei der Finkenstein treffen? o, er soll mich treffen, aber als Braut, als Adolph's Braut, das ist unwiderruflich fest beschlossen.

Lieschen.

Sie wollten —?

Franziska.

Ich trete in dieser Stunde noch vor meinen Vater, um ihn von der Liebe meines Vetters und der Verzichtleistung des Grafen in Kenntniß zu setzen. Er wird staunen, zürnen vielleicht, aber ich lasse nicht ab mit Bitten, bis er mir die Erlaubniß ertheilt hat, mich noch heute mit Adolph zu verloben.

Lieschen.

Ach, liebes gnädiges Fräulein, denken Sie an meinen Friseur; ich fürchte, Sie fahren mit dem Baron Adolph schlecht.

Franziska.

Warum? warum soll ich mit ihm nicht glücklich werden? und würde ich es nicht, so will ich es wenigstens dahin bringen, daß die ganze Welt mich für glücklich halten soll.

Lieschen.

Eine Heirath aus Rache.

Franziska.

Aus Ehrgefühl, aus beleidigter Weiblichkeit! (Sie bricht in Thränen aus.) Ach, Lieschen!

Lieschen.

Sehen Sie, Sie weinen. Sie wissen recht gut, daß Sie sich in's Unglück stürzen.

Franziska.

Ich weiß es. Aber Niemand außer Dir und außer mir soll es erfahren. (Sie geht ab.)

(Der Vorhang fällt.)

Vierter Aufzug.

(Saal im Hause des Barons.)

Erster Auftritt.

Adolph (allein).

Unglückseliger Ball, verwünschtes Ecarté. — Meine Kasse haben die Neujahrsgeschenke erschöpft, meine Uhr ist schon versetzt, meine Busennadel desgleichen, meine Kette ist nur plattirt, auf meine Lorgnette borgt mir Niemand etwas, und zweihundert Louisd'or, die ich heute zu bezahlen versprochen habe — da kommt Bernhard, der wird Augen machen, wenn er die Geschichte erfährt; aber ich will mich ihm vertrauen; vielleicht weiß er Rath.

Zweiter Auftritt.

Bernhard. Adolph.

Bernhard.

Soeben finde ich die volle Kaffeekanne eiskalt auf Ihrem Tische stehen. Haben Sie nicht gefrühstückt?

Adolph.

Ich hatte keinen Appetit.

Bernhard.

O weh! (Für sich.) Der hat wieder einmal etwas Dummes angegeben.

Adolph.

Bernhard, Du weißt, ich war gestern auf dem Balle, und da habe ich denn gespielt.

Bernhard.

Faro?

Adolph.

Behüte der Himmel! in einer solchen Gesellschaft? Es war Ecarté.

Bernhard.

Ist aus der nämlichen Familie.

Adolph.

Was will ich anfangen? Das Tanzen ist doch gar zu fade, wenn man dabei nicht Cour macht, und das Courmachen will sich denn doch in diesem Augenblicke für mich nicht schicken.

Bernhard.

Machen Sie denn dem Fräulein Franziska die Cour nicht mehr?

Adolph.

Ich liebe die Cousine, wahrhaftig, ich liebe sie, aber die Geschichte ist doch gar nicht mehr ein bischen pikant.

Bernhard.

Seitdem der Graf zurückgetreten ist? Ich begreife das. — Aber auf die Hauptsache zurückzukommen; Sie haben also gespielt? Hoch?

Adolph.

Barbarisch.

Bernhard.

Und verloren?

Adolph.

Verloren.

Bernhard.

Viel?

Adolph.

Zweihundert Louisd'or.

Bernhard.

Wo wollen Sie denn die hernehmen?

Adolph.

Ja, das frage ich Dich.

Bernhard.

In Ihrer Kasse sind nicht mehr als fünfundzwanzig Thaler.

Adolph.

Und heute muß ich zweihundert Louisd'or haben, sonst bin ich blamirt. — Was meinst Du? wenn Du mit meinem Onkel sprächst. —

Bernhard.

Der bezahlt nichts mehr für Sie.

Adolph.

So muß ich borgen.

Bernhard.

Zu zehn Prozent, mit vorläufigem Abzug der Interessen!

Adolph.

Gleichviel. Zu Ostern laufen wieder Gelder ein, und ich werde doch auch bald angestellt werden.

Bernhard.

Das Ecarté scheint mir eben nicht der Weg dazu zu sein.

Dritter Auftritt.

Vorige. Der Baron.

Baron.

Schöne Geschichten, die ich da erfahren muß.

Adolph.

Wie, Herr Onkel, Sie wissen —?

Baron.

Alles weiß ich, und möchte mit dem Kopfe gegen die Wand rennen, wenn sich das in meinem Alter schickte. (Da sich Adolph ihm nähern will.) Laß mich gehen, ich bin böse, bitter und böse.

Adolph (leise zu Bernhard).

Bernhard, er zankt, er wird bezahlen.

Baron.

Mich so zu betrügen, meine besten Pläne so zu zerstören! Nun, ich will weiter nichts sagen, komm nur her. Ich weiß, daß ich schwach handle, und vielleicht thöricht, aber meine Tochter hat mir eine Stunde lang vorgewinselt, und da ich ihr nichts abschlagen kann, so sollen Deine Wünsche in Erfüllung gehen.

Adolph.

Bravo, Herr Onkel! Jetzt sollen Sie aber auch sehen, was ich für ein Mensch werden will. — Also die gute Cousine hat für mich gebeten?

Baron.

Sie hat mir auch versichert, daß der Graf, was ihm der Himmel vergeben möge, sich erboten habe, zurückzutreten, und somit (seufzend) könnt Ihr denn heirathen, sobald Ihr wollt.

Adolph (erstarrt).

Heirathen?

Bernhard (für sich).

Verwünschtes quid pro quo!

Baron.

Ja, und ich wünschte, es geschehe noch diesen Carneval, damit ich die Pille bald verschluckt hätte.

Adolph.

Der Herr Onkel sind gar zu gütig.

Baron.

Danke mir nicht, denn ich thue es nicht gern. Du bist ein Mensch, der eigentlich vor dem dreißigsten Jahre an's Heirathen gar nicht hätte denken sollen.

Adolph.

Nicht wahr?

Baron.

Du weißt noch nicht, was Du bist, aber ich kann einmal nicht jammern hören und denke, wenn ich den Leuten thue, was sie begehren, so können sie sich in keinem Falle über mich beklagen. Uebrigens wärst Du nicht der erste Wildfang, den eine kluge Frau zur Vernunft gebracht hätte, und Ihr sollt bei mir logiren, damit ich Dich beständig unter den Augen habe.

Adolph (für sich).

Jetzt wird mir schlimm!

Baron.

Meine Tochter sagt, Du seist ihretwegen völlig von Sinnen gekommen.

Adolph.

Ich bin noch nicht gänzlich wieder bei mir.

Baron.

Du habest Dich erschießen wollen.

Adolph.

Fast.

Baron.

Sage mir, welcher Dämon Dir eingegeben hat, Dich in sie zu verlieben!

Adolph.

Ich weiß nicht, welcher.

Baron.

Nun, ich gehe und hole sie. Erwarte mich hier. (Er geht ab.)

Vierter Auftritt.

Adolph. Bernhard.

Adolph.

Hast Du Lust zu wissen, wie ein Dummkopf aussieht? — Sieh' mich an.

Bernhard.

Sie werden also heirathen?

Adolph.

Amüsirt Dich das etwa? — Ich möchte von Sinnen kommen! Heirathen im einundzwanzigsten Jahre, ehe ich noch Paris und London gesehen habe!

Bernhard.

Man kann auch ohne das einen recht stattlichen Hausvater abgeben.

Adolph.

Hausvater! Bernhard! ich ein Hausvater? — Es ist zum Rasendwerden!

Bernhard.

Wie so?

Adolph.

Kommt ein Hausvater je in die Mode? He?

Bernhard.

Brauchen Sie in die Mode zu kommen, wenn Sie Ihr Glück in Ihren vier Mauern finden?

Adolph.

Ein schönes Glück! Hast Du gehört, daß ich noch obendrein bei dem Alten logiren soll?

Bernhard.

Die Liebe hilft jede Beschwerde muthig ertragen.

Adolph.

Bernhard, denke von mir, was Du willst, aber ich glaube, mit meiner Liebe ist's nicht weit her. Als der Onkel das Wort „Heirathen" aussprach, war's, als ob mir Jemand den Kopf mit kaltem Wasser übergösse.

Bernhard.

Nicht möglich! Erinnern Sie sich, wie Sie vor drei Monaten hier auf demselben Flecke gerast haben?

Adolph.

Der Himmel allein weiß, was damals für ein Geist in mich gefahren war.

Bernhard.

Ich mußte Ihre Pistolen verstecken.

Adolph.

Das hättest Du unterlassen können. Geschossen hätte ich nicht.

Bernhard.

Sie wollten den Kontrakt zerreißen.

Adolph.

Ach! es waren gute Zeiten!

Bernhard.

Und als nun endlich der Graf großmüthig sich erbot —?

Adolph.

Von der Großmuth wollen wir weiter nicht viel sprechen. Ich habe den Verdacht, daß der Graf recht froh war, einen Vorwand zu finden, um sich mit Ehren aus der Affaire zu ziehen. Aber dem sei, wie ihm wolle: das Mädchen ist durch mich um die gute Partie mit dem Grafen gekommen, und sie ist in mich vernarrt, darum will ich honnet handeln und will sie nehmen.

Bernhard.

Das nenne ich Heroismus!

Fünfter Auftritt.

Vorige. Der Baron. Franziska.

Baron.

Da ist sie, und jetzt seid mir nicht etwa stumm und verlegen; denn fröhliche Gesichter will ich zum mindesten für meine Nachgiebigkeit zu sehen bekommen. — Versteht Ihr mich?

Adolph.

Mein theurer Onkel hat mir vor wenigen Augenblicken angekündigt, daß Sie, — daß ich, daß wir — Sie sehen, die Freude macht mich ganz einfältig.

Baron.

Zum Cicero freilich macht sie Dich nicht.

Adolph.

Ich hätte eher des Himmels Einfall vermuthet, das heißt, ich hätte niemals zu hoffen gewagt — ich hätte —

Baron.

Laß mich in Ruhe mit Deinem „ich hätte!“ Gebt Euch die Hände, umarmt Euch, und damit ist es gut.

Franziska.

Einen Augenblick, mein Vater! Ich habe nach dem Grafen und der Baronin Eleonore geschickt. Nur in Gegenwart dieser beiden Personen erhält der Vetter mein Jawort.

Baron.

In Gegenwart des Grafen?

Franziska.

Natürlich. Muß er mich doch frei geben, bevor ich mich für einen Andern entscheide.

Baron.

Da hast Du recht. Ein gescheites Mädchen ist sie doch, meine Tochter.

Bernhard.

Ich glaube, da sind schon der Herr Graf.

Baron.

Und Eleonore gleichfalls.

Sechster Auftritt.

Vorige. Der Graf. Eleonore.

Eleonore (zu Franziska).

Soeben sagt mir Dein Friedrich, Du wünschest dringend meine Gegenwart. Ich bin zu Fuße über die Gasse gelaufen, um Dich nicht warten zu lassen.

Graf.

Auch ich habe mich beeilt, Ihrem Befehle Folge zu leisten, mein Fräulein! Sie sind im Kreise aller Ihrer Freunde. Was ist Ihr Begehr?

Franziska.

Das können Sie leicht errathen. Nur für die Frau Baronin Eleonore wird das, was ich jetzt sagen werde, überraschend sein, denn auch mein Vater ist bereits von allem unterrichtet. (Mit zitternder Stimme zu Eleonore gewendet.) Wenige Augenblicke nach meiner vor drei Monaten gefeierten Verlobung setzte ein Zufall den Grafen in Kenntniß, daß mein Herz schon seit längerer Zeit einem Andern angehöre, und, weit entfernt, mich deßhalb mit Vorwürfen zu kränken, beschloß der Großmüthige vielmehr, sein Glück dem meinigen zum Opfer zu bringen. Das Verschieben unserer Hochzeit, seine Reise auf's Land und sein nachheriges auffallendes Zurückziehen waren Folgen dieses Entschlusses. Er wollte unser Band nicht zerreißen, sondern nur lösen, und hatte mich über diese seine Bedächtigkeit durch das Versprechen beruhigt, mir mein Wort förmlich zurückgeben zu wollen, sobald ich es fordern würde. Der Augenblick der Forderung ist nun gekommen; mein Vater willigt in die Verbindung mit meinem Vetter, und nichts trennt mich mehr von meinem Geliebten

als ein Kontrakt, dessen Vernichtung das Wort eines Edelmannes mir verbürgt.

Graf (für sich, schmerzlich).

Auf diesen Ausgang war ich nicht gefaßt.

Franziska.

Sie erblassen? Herr Graf! Lassen Sie sehen, ob ich nicht bei mir führe, was Sie trösten kann. Ein Kleinod, das etwa vor einer Stunde der Zufall in meine Hand gegeben hat. (Sie überreicht ihm Eleonorens Portefeuille.)

Graf (nimmt es).

Was sehe ich? — Sollte ich, als Sie die Briefe —? (Er sucht in seinem Kleide und zieht ein anderes Portefeuille hervor.) Ja, ganz gewiß; hier ist, was Sie verlangten. Verzeihen Sie der Rührung jenes Augenblickes: ich habe ohne Zweifel mich vergriffen.

Eleonore.

Das ist wohl gar mein Portefeuille, das Sie vorhin nicht finden konnten?

Graf.

Frau Baronin, ich bin außer mir! —

Franziska (scharf).

Seien Sie ruhig, ich habe nichts gelesen.

Eleonore.

Hättest alles lesen können, gutes Kind. Es sind meine Briefe an den Grafen Ernst von Wildenhain, die mir, sowie mein beiliegendes Porträt, der gute Graf zurückgeschickt hat. Ich mag den Männern, wenn ich einmal mit ihnen gebrochen habe, dergleichen Dinge nicht in den Händen lassen, denn sie prahlen gern damit; aber zu schämen brauche ich mich der Correspondenz nicht, denn Graf Ernst war ja mein Bräutigam.

Franziska (für sich).

Ich Unglückliche! Mich noch einmal übereilt zu haben!

Graf (für sich).

Sie scheint betroffen, erschüttert! Sollte der Mißgriff mit den Briefen allein ihren Entschluß bestimmt haben und weibliсher Stolz —? —

Baron.

Sagt mir in aller Welt, warum Ihr Alle plötzlich so stumm geworden seid! Ich sehe schon, ich muß mich in's Mittel schlagen, wenn wir nicht bis morgen auf demselben Flecke stehen bleiben wollen, und präsentire somit Gegenwärtige, meine Tochter Franziska, und Gegenwärtigen, meinen Neffen Adolph, der gegenwärtigen Gesellschaft als Verlobte.

Graf.

Nicht so rasch, Herr Baron! Noch trage ich den Verlobungsring des Fräuleins am Finger, und nur mit diesem Ringe — so lautete die Abrede — verliere ich meine Rechte an sie.

Baron.

So geben Sie den Ring her, damit ein Ende wird.

Graf (zieht die Hand zurück).

Mit nichten. Das Fräulein hat ihn mir angesteckt, und nur dem Fräulein überlasse ich ihn.

Franziska (versucht ihm den Ring abzuziehen).

Nein, ich kann nicht.

Graf.

Wenn Sie mir ihn nicht nehmen, so trage ich ihn bis zum Tode.

Franziska (blickt ihn eine Weile sprachlos an, dann plötzlich im Ausbruche des Gefühls).

Tragen Sie ihn bis dahin, und lassen Sie Ihre Freundeshand mich durch's Leben leiten. Geben Sie mir den Platz in Ihrem Herzen wieder, um welchen meine Thorheit mich gebracht hat, und vergessen Sie eines Irrthumes, den ich schon mit vielen Thränen gebüßt habe.

Graf.

Franziska! ewig geliebtes Mädchen!

Baron.

Was soll das heißen?

Franziska.

Daß ich bekehrt bin, daß ich enttäuscht bin, daß ich nunmehr wahre Liebe von eitler Schwärmerei zu unterscheiden verstehe, und diesem Manne oder keinem meine Zukunft vertrauen will.

Baron.

Dem Grafen?

Graf (zu Franziska).

Ich habe ein gewagtes Spiel gespielt, aber ich baute dabei auf Ihr Herz, und wohl mir, ich habe mich nicht betrogen. — Herr Baron, Ihren Segen!

Baron.

Also meine Tochter heirathet Sie?

Franziska.

Wenn Sie damit zufrieden sind, mein Vater.

Baron.

Ich? — Deckenhoch möchte ich springen vor Freuden! —

Aber was wird nun aus meinem Neffen? Der arme Junge dauert mich doch! Adolph! was sagst Du zu dem allen?

Adolph.

Die Zeit wird meinen Kummer lindern.

Baron.

Wenn ich etwas wüßte, das Dich trösten könnte?

Bernhard.

Ich wüßte etwas, Herr Baron.

Baron.

Rede Er, lieber Bernhard, rede Er!

Bernhard.

Der junge Herr Baron hat aus Desperation über Ihr Fräulein Tochter zweihundert Louisd'or im Ecarté verloren.

Baron.

Zweihundert Louisd'or? Junge!

Bernhard.

Wenn Sie so gütig sein wollten, die zu bezahlen, so würden Sie Balsam auf sein Herz legen.

Baron.

Komm mit, Junge, ich will Dir das Geld gleich selbst auszahlen.

Adolph.

Sie sind ein Onkel sondergleichen. (Der Baron, Adolph und Bernhard gehen ab.)

Eleonore (sieht Adolph nach, dann lachend zu Franziska).

Ueber Den kannst Du ruhig sein, Franziska; Der stirbt Dir nicht aus Gram. (Sie geht durch die andere Thüre ab.)

Franziska.

Werden Sie mir jemals wieder vertrauen können, lieber Graf?

Graf.

Unbedingt! Sie waren nicht verwandelt, Franziska, Sie waren krank, und nur das, was Ihr Uebel hervorgebracht hatte, konnte es auch wieder heilen. Meine Kur war eine homöopathische.

(Der Vorhang fällt.)

Der Zögling.

Lustspiel in vier Aufzügen.

Personen.

Gräfin Emilie von Werdenbach, Wittwe.
Ida von Grünau, ihre Nichte.
Herr von Grünau, deren Oheim.
Robert von Hallerfeld.
Graf von Bibereck.
Salome, Ida's gewesene Wärterin.
Damen, Herren, Hausleute.

Die Scene ist in den beiden ersten Aufzügen auf dem Gute der Gräfin, in den beiden letzten ebendaselbst zwei Jahre später.

Erster Aufzug.

(Salon.)

Erster Auftritt.

Ida. Salome.

Salome.

Wie ich Ihnen sage, mein liebes Fräulein, es wird hier in Jahr und Tag eine Veränderung vorgehen, eine große Veränderung.

Ida.

Ich verstehe Dich nicht.

Salome.

Erinnern Sie sich nur an den letzten Andreasabend, wie wir Beide und das kleine Malchen Böhring die Schuhe hinter uns warfen. Mein Schuh lag mit der Ferse nach der Thüre, so wie Malchen's Schuh, und das war ganz natürlich, denn Malchen war zwölf Jahre alt und ich sechszig, folglich waren wir Beide in einem Alter, in welchem man nicht zu heirathen pflegt; aber der Ihrige flog mit der Spitze so behend nach der Schwelle, daß er zu sagen schien: macht mir Platz, laßt mich hinaus!

Ida.

Salome, ich bitte Dich, sei still. Die Tante hat mir

verboten, dergleichen Possen ferner zu treiben. Sie nennt das Aberglauben und Unsinn.

Salome.

Freilich, die Tante ist eine belesene Frau, die alles verachtet, was sie eben nicht wie das Einmaleins begreifen kann. Mit der Tante zu streiten, will ich mich nicht unterstehen; die Tante weiß alles besser.

Ida.

Sie ist eine vortreffliche Frau und meint es gut mit mir; sieh', das fühle ich.

Salome.

Bleiben Sie bei der guten Meinung von ihr, da Sie denn doch einmal, dem Himmel sei's geklagt, unter ihrer Obhut stehen.

Ida.

Ich bin damit zufrieden.

Salome.

Ich aber nicht und kann's Ihrem seligen Herrn Vater im Tode nicht verzeihen, daß er Sie unter die Botmäßigkeit dieser Modedame gebracht hat. Was sollen Sie denn bei ihr? Ihre Erziehung vollenden? das hieße ja soviel, als ob Sie nicht erzogen wären.

Ida.

Ich weiß recht gut, was mir mangelt.

Salome.

Nichts mangelt Ihnen, nichts in der Welt. Können Sie nicht lesen, schreiben und rechnen? Können Sie nicht stricken und nähen? Können Sie nicht Klavier spielen und französisch reden?

Ida.

Ach, Salome, das ist noch lange nicht alles.

Salome.

Was wollen Sie mehr? Die Comtesse Marburg konnte nicht einmal soviel, als der Herr Graf von Thurnfeld sie nahm.

Ida.

Sie lebt auch eben nicht glücklich, und die Tante meint, daß sie sich zu jung verheirathet habe, sei schuld daran.

Salome.

Ei was! Jung gefreit, hat Niemand gereut! aber ich weiß schon, warum die Frau Tante so spricht, — nun, ich mag ihr nichts Uebles nachsagen.

Ida.

Das dürfte ich auch gar nicht leiden.

Salome.

Seien Sie ruhig, ich will blind sein, taub und stumm. Habe ich mir doch schon ohnehin, seit ich in diesem Hause bin, beinahe abgewöhnt, von meinen Fakultäten Gebrauch zu machen. Aber Ihr Herr Onkel, der wird sich nicht zur Ruhe verweisen lassen, der wird Ihre Rechte verfechten, Ihnen selber zum Trotze.

Ida.

Mein Onkel! —

Salome.

Ein respektabler Herr; den hätte der liebe Selige Ihnen zum Vormunde bestellen sollen, so ginge alles besser, als wie es geht.

Ida.

Der Onkel hat doch wohl nicht soviel Verstand als die Tante.

Salome.

Verstand? Wozu nützt der Verstand? Glauben Sie mir, die Welt ginge zu Grunde, wenn es nicht noch glücklicherweise Menschen darauf gäbe, die gar keinen Verstand haben.

Ida.

Das ist denn doch eine sonderbare Behauptung!

Salome.

Nicht so sonderbar, als sie klingt. Sie sind bald sechszehn Jahre alt und ein charmantes Fräulein. Eine Person ohne Verstand würde Sie in Gesellschaft führen.

Ida (seufzend).

Ich ginge wohl gern bisweilen unter die Leute.

Salome.

Kommt ein allerliebster junger Herr in's Haus, ein Herrchen zum Malen, das sich nicht ohne Absicht hierher gewendet, — eine Person ohne Verstand würde Sie mit ihm verheirathen.

Ida (erschrocken).

Verheirathen! — Salome!

Salome.

Nun, was wär's denn weiter? Der junge Hallerfeld gefällt Ihnen doch einmal. —

Ida.

Ich glaube, er ist ein guter Mensch.

Salome.

Und Sie gefallen ihm.

Ida.

Er ist immer recht freundlich mit mir; ich betrachte ihn wie meinen Bruder.

Salome.

Was wollen Sie mit dem Bruder? Brüder sind recht angenehm, solange man Federball und Blindekuh spielt, aber für ein sechszehnjähriges Mädchen gehört ein Freier, damit man das Fräulein bald gnädige Frau heißen könne. — O, wie wollte ich auf Ihrer Hochzeit tanzen! Ich zöge dann zu Ihnen.

Ida.

Ja, liebe Salome, das müßtest Du thun.

Salome.

Wissen Sie wohl, daß Hallerfeld das Veilchensträußchen, das Sie ihm gestern früh im Garten gegeben, noch heute im Knopfloche stecken hat?

Ida.

Wahrhaftig?

Salome.

Alle Tage besucht er die Blumen, die Sie für die Frau Tante überwintert haben, und begießt sie mit eigener Hand.

Ida.

Ach, und sie sind doch so schlecht.

Salome.

Das Hänflingsnest, das Ihnen vor zwei Tagen der Gottlob gebracht, hat er mit Gefahr seines Lebens heruntergeholt. Der Gottlob wagte sich nicht soweit hinauf.

Ida.

Wenn ich das hätte denken können, nimmermehr hätte ich das fatale Nest begehrt.

Salome.

Machen Sie sich nichts daraus?

Ida.

Wenn er meinetwegen unglücklich geworden wäre?!

Salome.

Genießen Sie Ihre gute Zeit. In zwanzig Jahren von hier wird Keiner mehr Ihretwegen unglücklich.

Ida.

Wie so?

Salome.

Weil dann Niemand mehr in Sie verliebt ist.

Ida (erschrocken).

Verliebt! — wie Du nur so reden kannst!

Salome.

Nun ja, verliebt. Der junge Hallerfeld ist in Sie verliebt, und deßhalb hängt er den Kopf, irrt im Garten herum und klettert auf die Bäume.

Ida.

Ich sollte Dich eigentlich gar nicht anhören, wenn Du solche Dinge vorbringst.

Salome.

Warum nicht? Der junge Mann ist Ihres Standes, hat Vermögen und ist majorenn; also können Sie ihm gut sein in allen Ehren, und wer etwas dagegen sagt, meint es falsch und hat seine eigenen Absichten dabei.

Ida.

Was für Absichten?

Salome.

O, es ist nicht alles Gold, was glänzt. Der Neid, mein Fräulein, der Neid ist ein Laster, das in die Kleider aller nur

möglichen Tugenden paßt, und mir ist nichts odiöser als die Wittwen; sie feiern nach dem Tode ihrer Männer gleichsam eine zweite Jugend und greifen in die Rechte der folgenden Generation.

Zweiter Auftritt.

Vorige. Robert.

Robert.

Guten Morgen, Fräulein Ida. Darf ich fragen, wo die Frau Tante ist?

Ida.

Sie schreibt, muß aber, wie ich glaube, gleich hier sein, denn sie hat noch nicht gefrühstückt.

Robert.

Wenn Sie erlauben, so erwarte ich sie.

Ida.

Es wird mir eine Ehre und ein Vergnügen sein.

Salome.

Das Frühstück hatte ich ganz vergessen. Ich muß nur sehen, ob der Zwieback aus der Stadt angekommen ist.

Ida (leise).

Salome! laß mich nicht allein.

Salome.

Wer wird so schüchtern sein. Unterhalten Sie nur den lieben Gast. (Sie geht ab.)

Dritter Auftritt.

Ida. Robert.

Robert.

Geniren Sie sich um meinetwillen ganz und gar nicht. Thun Sie, als ob ich gar nicht im Zimmer wäre.

Ida (geht langsam an ihren Arbeitstisch und setzt sich).

Wollen Sie nicht auch Platz nehmen?

Robert (setzt sich auf die andere Seite).

Ach!

Ida.

Sie seufzen?

Robert.

Das passirt Ihnen wohl niemals?

Ida.

Warum nicht? Bisweilen doch.

Robert.

Wenn der Lehrmeister nicht aufhören will zu dociren. (Ida schweigt.) Oder wenn der Schneider das neue Kleid nicht zur versprochenen Stunde bringt? nicht wahr?

Ida.

Ich bin kein Kind mehr, Herr von Hallerfeld.

Robert.

Kein Kind, das thäte mir leid für Sie, wenn es wahr wäre. Die Kinder allein sind glücklich! Hat Ihnen der Gottlob das Hänflingsnest gebracht, nach dem Sie sich so gewaltig sehnten.

Ida.

Er hat — es sind vier Junge darin, das eine ist ein wenig schwach, aber ich hoffe doch, es aufzubringen.

Robert.

Das ist ja recht schön.

Ida.

Ich weiß auch, wem ich die Freude eigentlich verdanke.

Robert.

So?

Ida.

Sie haben sich meinetwegen exponirt.

Robert.

Exponirt? Ein Mensch, der fünf Jahre lang Turnstunden genommen, exponirt sich nicht, wenn er einen Baum hinanklettert.

Ida.

Sie wollen Ihr Verdienst herabsetzen.

Robert.

O nein, denn ich sage Ihnen, ich hätte das Nest auch von einer Thurmspitze herabgeholt, da ich wußte, daß sein Besitz Sie glücklich machen würde.

Ida.

Sie sind wirklich gar zu gut.

Robert.

Es giebt nur ein Alter, in welchem sich das Glück von einem Baume herabholen oder mit einem Thaler Geld erkaufen läßt. Wehe deßhalb dem Menschen, der diesem Alter etwas versagt.

Ida.

Sie sagen das in einem so feierlichen Tone.

Robert.

Lassen Sie sich durch meinen Ton nicht beunruhigen.

Ida.

Sie sehen traurig aus.

Robert.

Die Tage der Fröhlichkeit liegen hinter mir.

Ida.

So? Ich wüßte aber doch nicht, — verzeihen Sie mir — was Ihnen abginge.

Robert.

Seien Sie froh, daß Sie es nicht wissen.

Ida.

Sie befinden sich doch wohl?

Robert (seufzend).

Ich bin gesund. Sie kennen wohl noch kein Leiden, als nur die Krankheit?

Ida.

Habe ich doch im vorigen Jahre meinen Vater verloren. O, ich weine noch oft um ihn.

Robert.

Meine Aeltern starben so früh, daß ich wohl sagen kann, ich habe sie nie gekannt.

Ida.

Das ist sehr betrübend!

Robert.

Und nun finde ich Niemand, der mich lieben will.

Ida.

O, wenn's nur das ist, — ich weiß Jemand, der Sie recht sehr lieb hat.

Robert.

Wahrhaftig! und das wäre?

Ida.

Mein Onkel Grünau.

Robert.

Der? — so!

Ida.

Wenn Sie nur wollten, er würde Ihnen Ihres Vaters Stelle ersetzen.

Robert.

Unendlich verbunden. Ohne Vater will ich mich vor der Hand noch behelfen.

Ida (für sich).

Der arme junge Mensch! Ich kann nicht sagen, wie sehr er mich dauert. Ach, wenn ich nur ein weniges älter wäre, vielleicht würde er mir dann seinen Kummer anvertrauen, und ich könnte ihn trösten, oder doch mit ihm weinen. Weinen? Ja, das Weinen hat zu Zeiten auch etwas Angenehmes. (Sie arbeitet fort, während Robert, in der andern Ecke der Stube sitzend, in Büchern oder Zeitungen blättert.)

Vierter Auftritt.

Vorige. Grünau.

Grünau.

Wo finde ich sie denn, meine liebe Nichte?

Ida (springt auf).

Ach! der Onkel! (Sie eilt ihm entgegen.) Das ist ja recht schön; wir erwarteten Sie erst morgen.

Grünau.

Hatte alle meine Geschäfte gestern Abend beendigt, sehe heute früh die Sonne zum Fenster hereinscheinen, fällt mir ein: warum willst Du auf morgen verschieben, was Dir heute Freude machen kann — also angespannt und hinein in den Wagen.

Robert.

Herr von Grünau, ich bin unendlich erfreut.

Grünau (lächelnd).

Sieh' da! Ei, ei! Charmant! Ich finde da mein Nichtchen in vortrefflicher Gesellschaft — recht so! gut so! Ich will gar nicht gestört haben.

Robert.

Wenn Sie erlauben, so melde ich der Frau Gräfin Ihre Ankunft.

Grünau.

Bin schon bei ihr gewesen, habe sie schon gesprochen. Gehöre jetzt meiner Ida und Ihnen allein an. Wissen Sie wohl, daß wir uns vier Wochen lang nicht gesehen haben?

Robert.

Freilich wohl.

Grünau.

Sehen recht frisch und munter aus.

Robert.

Daß ich nicht wüßte.

Grünau.

Nicht wahr, es gefällt Ihnen wohl hier auf dem Lande?

Robert (mit Bedeutung).

Ich möchte, ich könnte immer hier bleiben, immer.

Grünau.

Es wird Sie Niemand vertreiben. Die Gräfin hat sich von jeher für Sie interessirt, und Ida — (Er sieht Ida an.) Mädchen, sage mir, was ist aus Dir geworden? Du kommst mir um einen halben Kopf größer vor als vor vier Wochen, und Deine Physiognomie hat eine Bedeutsamkeit erhalten, die sie nie zuvor gehabt. (Zu Robert.) Finden Sie das nicht auch?

Robert (zerstreut).

O ja.

Grünau (zu Ida).

Ich habe Dir für das schöne Geschenk noch nicht gedankt, das Du mir zu meinem Geburtstage geschickt hast, für den allerliebsten Beutel. Ich trage ihn immer bei mir. (Er zieht ihn hervor. Zu Robert.) Da sehen Sie einmal, wie zierlich sie arbeitet.

Robert (höflich).

Ganz vortrefflich.

Grünau.

Und ein Französisch spricht sie — haben Sie sie wohl schon singen gehört?

Ida (verlegen).

Onkel!

Robert.

Ich war noch nicht so glücklich.

Grünau.

Das müssen Sie hören. Hier steht eben das Pianoforte.

Ida (leise zu ihm).

Lieber Onkel, das geht nicht, wahrhaftig, es geht nicht!

Grünau.

Du wirst Dich doch nicht zieren? — Wir sind ja unter uns.

Robert.

Das Fräulein ängstigt sich, lassen Sie sie gehen.

Ida.

Noch dazu bin ich etwas heiser.

Robert.

Sie ist heiser.

Grünau.

Ei was! sie spricht ja mit recht vernehmlicher Stimme. Ich nehme keine Entschuldigung an. Ein Onkel läßt sich nicht abweisen wie ein junger Liebhaber. (Er öffnet das Pianoforte.) Ida, setz' Dich her. (Ida steht unentschlossen.) Setze Dich her, oder ich werde böse. (Ida erschrickt und setzt sich schnell an's Pianoforte. Grünau sucht unter den Noten und ergreift ein Blatt.) „Freudvoll und leidvoll, gedankenvoll sein" aus dem Egmont. (Zu Robert.) Kennen Sie das?

Robert.

Ein herrliches Lied!

Grünau.

Nicht wahr? Das hat sie mir in der Stadt alle Tage vorsingen müssen, und ich bin dabei völlig hingeschmolzen. (Zu Ida.) Jetzt Du, nimm Dich zusammen! und Sie (zu Robert) geben Sie Achtung. (Ida singt das Lied anfangs mit zitternder Stimme, zuletzt sicherer. Grünau unterbricht sie von Zeit zu Zeit, indem er ruft:) Bravo! Deliziös! zum Küssen! (Robert steht in Gedanken versunken, scheint gerührt, und endlich treten ihm Thränen in die Augen.)

Fünfter Auftritt.

Vorige. Die Gräfin (bleibt, von den Uebrigen unbemerkt, unter der Thüre stehen).

Grünau (nachdem Ida ausgesungen).

Bravo! Bravissimo! (Zu Robert.) Nun? was sagen Sie?

Robert (aus seinen Träumen aufgeschreckt).

Ich?

Grünau.

Ich will wissen, was Sie sagen.

Robert.

Verzeihen Sie meiner Zerstreuung. Der himmlische Goethe war schuld daran.

Grünau.

Sie sind ganz gerührt, und nicht wahr, meine Nichte hat eine hübsche Stimme?

Robert (gedankenlos).

Eine sehr hübsche.

Grünau.

O, sie singt auch Rossini'sche Arien, sie geht bis in's hohe B.

Robert (vor sich hinsingend).

„Glücklich allein ist die Seele, die liebt.“ — (Seufzend.) Ach ja wohl.

Gräfin (vortretend).

Ha, ha! Hier fällt man, wie es scheint, in's Sentimentale.

Robert.

Sehe ich Sie endlich, meine gnädige Frau? Ich habe Sie diesen Morgen bei Ihren Blumen gesucht und nicht gefunden;

später war ich in Ihrem Vorzimmer, denn ich fürchtete, Sie wären unwohl, man sagte mir aber, Sie wären beschäftigt.

Grünau.

Soeben hat Ida dem Herrn von Hallerfeld das Lied aus Egmont gesungen.

Gräfin.

Ich habe es gehört.

Grünau.

Unser junger Freund scheint das Herzbrechende zu lieben, darum soll ihm unsre kleine Malibran nächstens auch den Gesang der Thekla aus Wallenstein und den Ritter Toggenburg zum besten geben.

Gräfin (lächelnd).

Das möchte denn doch des Guten zu viel werden. — Robert, hier ist ein Billet für Sie vom Baron Weiler; er jagt hier in der Gegend — wahrscheinlich eine Einladung.

Robert.

Die ich ablehnen werde.

Gräfin.

Weßhalb? — Ich dachte, Sie wären ein leidenschaftlicher Jäger.

Robert.

Ich war's. Jetzt mache ich mir nichts mehr aus der Jagd, wie es denn im ganzen wenige Dinge giebt, aus welchen ich mir noch etwas mache.

Gräfin.

Das mißfällt mir an einem Manne in Ihren Jahren.

Robert (seufzend).

Hypochondrie!

Grünau.

Freundchen! Freundchen! keine Jagd mehr, keine Gesellschaft mehr, und das Lied aus Egmont, das hat etwas zu bedeuten.

Robert (erröthend).

Nichts in der Welt.

Gräfin (zu Robert).

Was haben Sie diesen Morgen getrieben?

Robert.

Gelesen, geschrieben, gearbeitet. Meine Beschützerin hat Ursache, mit mir zufrieden zu sein.

Gräfin.

Ist mir lieb.

Robert.

O, ich bin jetzt recht fleißig, denn ich will das meinige gethan haben, um mich zum brauchbaren Geschäftsmanne zu bilden, obgleich ich befürchte, daß ich es darum doch nicht weit bringen werde.

Gräfin.

Warum?

Robert.

Weil mir der Lebensmuth fehlt, mit dessen Hilfe der Mensch allein ein hohes Ziel zu erreichen fähig ist.

Gräfin.

Bedenken Sie, daß dem Jüngling die ganze Welt offen steht.

Robert.

Die Welt hat keinen Reiz für mich.

Gräfin.

Wird ihn nur zubald wiederbekommen.

Grünau.

Wer weiß, vielleicht haben wir ein Mittel in den Händen, Sie aufzurichten, und wenn das der Fall sein sollte, so reden Sie nur frei heraus, ganz frei heraus. Sie wissen, wir sind Ihre besten Freunde.

Gräfin (die während dieser Rede an's Fenster getreten).

Ein schöner, heller Tag.

Robert (froh, das Gespräch abbrechen zu können).

Nur etwas heiß.

Gräfin.

Ich hätte Lust zu malen. Wollten Sie mir wohl einen Blumenstrauß aus dem Garten holen? Sie verstehen die Blumen malerisch zu ordnen.

Robert.

Finden Sie das? Wahrhaftig? Ich eile, meine gnädige Frau, und bedaure in diesem Augenblicke nur, daß ich kein Orientale bin.

Gräfin.

Weßhalb?

Robert.

Um einen Selam winden zu können.

Grünau.

Vielleicht liest ein ehrlicher Deutscher in Ihren Augen, was Ihre Blumen nicht zu sagen verstehen.

Robert.

Vielleicht — vielleicht auch nicht. (Er geht ab.)

Grünau.

Ein prächtiger junger Mensch!

Gräfin.

Es geht wohl an.

Grünau.

Wer Den nicht festzuhalten suchte, müßte von Sinnen sein. Ida, nicht wahr, er ist hübsch?

Ida (erröthend).

Recht hübsch.

Grünau.

Und gut.

Ida.

Gewiß.

Grünau.

Und liebenswürdig dazu. Ich hätte Dich küssen mögen, daß Du das Lied so vortrefflich sangst. Dicke Thränentropfen hat er geweint.

Ida.

Habe ich nicht einigemal detonirt?

Gräfin.

Das hast Du, Kind. Auch war Robert's Rührung wohl kaum durch Deine Rührung veranlaßt, und wenn Dein Onkel mir folgen will, so wird er Dir künftig die Verlegenheit ersparen, noch unausgebildete Talente vor den Leuten zur Schau zu tragen. Geh' jetzt in den Saal, ich habe ein paar Worte mit Deinem Onkel zu sprechen. (Ida geht ab.)

Sechster Auftritt.

Grünau. Die Gräfin.

Grünau.

Was steht zu Diensten?

Gräfin.

Ich bitte Sie als Freund und Onkel, die Ruhe eines kindlichen Gemüthes nicht zu stören.

Grünau.

Wie so?

Gräfin.

Ihre Nichte nicht auf Gedanken zu bringen, die ihr noch lange fremd bleiben mögen.

Grünau.

Ich verstehe Sie nicht.

Gräfin.

So muß ich deutlicher reden. Was wollen Sie mit Ida und dem jungen Hallerfeld?

Grünau.

Daß sie sich heirathen sollen.

Gräfin.

Heirathen!

Grünau.

Nun ja, heirathen. Er ist reich, eine anständige Partie. Wollen Sie Ihre Nichte zu Hause behalten, bis etwa ein Prinz sich meldet?

Gräfin.

Hallerfeld meldet sich nur eben auch nicht.

Grünau.

Er wird es thun, sobald Sie wollen.

Gräfin.

Ich zweifle sehr daran.

Grünau.

O, er hat große Ehrerbietung für Sie.

Gräfin.

Er hat ein dankbares Gemüth, ist überhaupt ein trefflicher Jüngling, der wohl geleitet ein ausgezeichneter Mann werden kann.

Grünau.

Die Leitung, wie es scheint, haben Sie übernommen.

Gräfin.

Ich thue, was ich vermag, um den letzten Wunsch eines Mannes zu erfüllen, der einst mein Glück auf Kosten des seinigen begründete.

Grünau.

Sie meinen den Vater, den alten Hallerfeld. Nicht wahr, er ist einmal in Sie verliebt gewesen?

Gräfin.

Und meine Aeltern hatten mich ihm zugesagt. Es lag nur an ihm, mein Mann zu werden, ich mußte gehorchen. Aber er entdeckte, daß mein Herz einem Andern angehörte, meinem guten seligen Werdenbach, und ungeachtet seiner großen Liebe zu mir leistete er nicht bloß Verzicht auf meine Hand, sondern wußte alle Hindernisse zu beseitigen, die meiner Verbindung mit meinem Geliebten entgegenstanden, und ruhte nicht eher, als bis er mich mit ihm vereinigt sah.

Grünau.

Das heiße ich nobel gehandelt.

Gräfin.

Er war Wittwer, als er um mich geworben hatte, und schritt zu keiner zweiten Ehe. Auf seinem Sterbebette ließ er



mich rufen und empfahl mir seinen damals achtjährigen Robert. „Ich lasse diesen Knaben allein in der Welt zurück,“ sprach er. „Sie wollten seine Mutter nicht sein, werden Sie sein Schutzgeist, wenn ich nicht mehr bin.“ Weinend versprach ich ihm, dereinst nach Kräften über das Wohl seines Sohnes zu wachen, und bis jetzt habe ich mein Gelübde erfüllt.

Grünau (halb höhnisch).

Das muß Ihnen selbst der Neid nachsagen.

Gräfin.

Sobald der Tod meines Gatten mich in dieses Land zurückgeführt hatte, erkundigte ich mich nach Robert und nahte mich ihm als ältere Freundin. Ich fand ihn noch unverdorben, aber schwankend in seinen Grundsätzen, von Leichtsinnigen und Parasiten umdrängt, und jede ernste Beschäftigung fliehend. Ihn im Guten zu befestigen, falsche Freunde von ihm zu entfernen, ihn zur Thätigkeit zu ermuntern, war nun mein Bestreben, und wohl mir, es war nicht fruchtlos, denn das Vertrauen, welches er zu mir faßte, machte es mir leicht, Einfluß auf ihn zu gewinnen.

Grünau.

Diesen Einfluß sich zu bewahren, sollten Sie ihn je eher desto lieber zu Ihrem Neffen machen.

Gräfin.

Das wird wohl nicht angehen.

Grünau.

Weßhalb nicht?

Gräfin.

Ida ist noch ein Kind.

Grünau.

Ein sechszehnjähriges.

Gräfin.

Ihre frühere Erziehung war sehr vernachlässigt.

Grünau.

Die zweite Erziehung vollendet ein braver Mann.

Gräfin.

Wie kann er das, wenn er selbst nicht viel mehr als ein Kind ist? — Lieber Herr von Grünau, lassen Sie uns nicht gewaltsam in das Schicksal dieser jungen Leute eingreifen. Wenn wir sie, wie sie jetzt sind, miteinander verbinden wollten, so machten wir sie unglücklich. Zudem liebt Robert Ida nicht.

Grünau.

Da möchte ich denn doch das Gegentheil behaupten. Bemerken Sie denn nicht, daß er wie ein Mondsüchtiger herumgeht? Und die Bedienten sagen, er horche auf die Nachtigalen und gucke über jede Kirchhofsmauer.

Gräfin.

Daß ihn seit einiger Zeit irgend ein überspanntes Gefühl beschäftigt, habe auch ich bemerkt, aber Ida, glauben Sie mir, ist der Gegenstand *nicht*, der es erregt.

Grünau.

Wer sollte es sonst sein?

Gräfin.

Das weiß ich nicht, und es beunruhigt mich.

Grünau.

Sagen Sie, was Sie wollen, ich bleibe bei meiner Meinung.

Gräfin.

So sehe ich mich gezwungen, Ida von hier zu entfernen.

Grünau.

Wie?

Gräfin.

Ich darf das gute Mädchen nicht um seine jugendliche Fröhlichkeit betrügen lassen, und sende es deßhalb auf ein Jahr in die Pension der Frau von Braun, mit der ich darüber schon vorläufige Rücksprache genommen habe.

Grünau.

In eine Erziehungsanstalt?

Gräfin.

Die ausgezeichnetste, die ich kenne, in welcher Ida mehr Gelegenheit als auf dem Lande finden wird, ihre Talente zu vervollkommnen.

Grünau (heftig).

Das werden Sie nicht thun! Ich bin des Mädchens Oheim.

Gräfin.

Eben deßhalb. Ich kann den Oheim nicht abweisen, wenn er seiner Nichte den Kopf verdreht, aber der Vorsteherin einer Erziehungsanstalt ist das erlaubt. Seien Sie mir nicht böse, Herr von Grünau, nichts für ungut. Ich schicke Ihnen die Salome, um Ihnen Ihr Zimmer anzuweisen. (Für sich im Abgehen.) Durch die Dummen wird wahrhaftig mehr Uebel in der Welt angerichtet als durch die Bösen. (Sie geht ab.)

Grünau.

Eine kuriose Frau! Ich habe Sie nie ausstehen können, aber sie weiß den Unsinn so vorzutragen, daß er bisweilen ordentlich vernünftig klingt. Wenn ich nur wüßte, weßhalb sie gegen die Heirath mit dem Hallerfeld eingenommen ist. Dahinter muß etwas stecken.

Siebenter Auftritt.

Grünau. Salome.

Salome.

Sind Sie endlich da, mein gnädiger Herr?

Grünau.

Guten Morgen, Mamsell Salome! Was macht der böse Fuß?

Salome.

Alles geheilt, alles vergessen, da ich Sie wiedersehe, unsern Papa, unsern Tröster, unsern Beschützer. Ach, ich habe recht nach Ihnen geseufzt.

Grünau.

Wie ist es Ihnen denn in den vier Wochen gegangen?

Salome.

Miserabel. Ich habe mir beinahe die Schwindsucht angeärgert.

Grünau.

Wie so? Ei, ei!

Salome.

Daß ich wie das fünfte Rad am Wagen angesehen werde, wollte ich noch verschmerzen, aber das arme Fräulein.

Grünau.

Meine Nichte?

Salome.

Das die gnädige Frau so unterdrückt.

Grünau.

Ida?

Salome.

Jeden Morgen früh sieben Uhr wird sie aus dem Bette getrieben.

Grünau.

J nun —

Salome.

Und dann heißt's: spazieren gehen. — Das Fräulein hat schon einmal von einer solchen Promenade den Schnupfen bekommen. Bei Tische werden gelehrte Gespräche geführt, englisch oder russisch, ich verstehe kein Wort davon, und des Abends überspannte Bücher gelesen, von verstorbenen Königen und dergleichen. Dazu kann das liebe Nichtchen der Frau Tante nichts recht machen, gar nichts. Ihre Arbeiten sind nicht neumodisch genug, ihr Klavierspielen, über das doch die Bauerjungen auf unserm Gute so oft gejubelt haben, ist ausdruckslos; kurz, alles, was sie thut, wird getadelt, und die Gnädige sollte doch froh sein, ein solches Fräulein in der Familie zu haben. Sie hätten das Kleinod besser zu schätzen gewußt, mein gnädiger Herr; Ihnen hätte der gute Selige seine Tochter anvertrauen sollen.

Grünau.

Wäre mir recht gewesen; sie hat Geld, hätte sie gern genommen.

Salome.

Das arme Kind erträgt alles mit beispielloser Geduld und beklagt sich gegen Niemand, aber sie kränkt sich innerlich und verfällt.

Grünau.

Von dem Verfallen habe ich noch nichts bemerkt.

Salome.

Sie sind Onkel; könnten Sie es denn nicht dahin bringen, daß wir aus diesem Hause kämen?

Grünau.

Werden wohl auch ohne meine Einmischung am längsten darin gewesen sein. Die Frau Gräfin ist der Meinung, Ida in eine Pension zu schicken.

Salome.

In eine Pension? Das große Fräulein?

Grünau.

So etwa auf ein Jahr.

Salome.

Da sehe man die Bosheit! Das thut sie bloß, um Ihre Nichte um die gute Partie mit dem Herrn von Hallerfeld zu bringen.

Grünau.

Beinahe scheint es so.

Salome.

Aber Sie müssen das nicht leiden.

Grünau.

Was soll ich thun? Das Testament meines Bruders, die Gesetze sprechen für die Gräfin.

Salome.

Die Gesetze sind doch auch nicht ein bischen pfiffig.

Grünau.

Wenn ich nur wüßte, weßhalb die Frau den Hallerfeld nicht zum Neffen haben will.

Salome.

Das will ich Ihnen wohl sagen.

Grünau.

So?

Salome.

Aber Sie müssen mich nicht verrathen.

Grünau.

Behüte der Himmel!

Salome.

Weil sie ihn lieber zum Manne haben möchte.

Grünau (höchst erstaunt).

Mamsell Salome!

Salome.

Glauben Sie's, oder glauben Sie's nicht, wie Sie wollen, Sie haben die Wahl. Ich aber lebe und sterbe darauf, daß es so und nicht anders ist.

Grünau.

Da mögen Sie sich denn doch wohl irren. Ich habe, ehe Sie kamen, wohl eine Stunde lang mit der Gräfin gesprochen, und da hat sie mir die Gründe ihrer besonderen Theilnahme für Hallerfeld auseinander gesetzt und eine recht lange Brühe darüber gemacht.

Salome.

Der einzige Grund ihrer Theilnahme ist, daß sie in den jungen Menschen verliebt ist.

Grünau.

Wenn das wahr wäre, so wäre es abscheulich.

Salome.

Glauben Sie einer erfahrenen Person, die von der Malice der Wittwen ein Lied zu singen weiß. Ich hätte mich auch in meinen jungen Jahren verheirathen können und erwartete nur den Augenblick, wo der Herzliebste um mich anhalten würde; da fischte mir ihn eine Wittwe weg.

Grünau.

Der Sache muß ich auf den Grund kommen.

Salome.

Es war einer vom Militär.

Grünau.

Wer?

Salome.

Meine alte Amour.

Grünau.

Wer spricht von Ihrer Amour? Die gehört schon in den Bereich der Geschichte. Lassen Sie mich jetzt allein, denn ich glaube, ich höre den Hallerfeld.

Salome.

Ich gehe. Ach, gnädiger Herr, wenn Sie ihn dahin bringen können, daß er um das Fräulein anhält, — ich tanze auf der Hochzeit mit Ihnen. (Sie geht ab.)

Grünau.

Das wäre mir eine schöne Belohnung. (Man hört außer der Scene Robert das Lied aus Egmont singen.) Er ist's, und immer noch in den Wolken, wie es scheint. Wenn ich ihn nur in der Schwärmerei so packen könnte, daß er nachher nicht im Stande wäre, sich wieder loszumachen.

Achter Auftritt.

Grünau. Robert (einen Blumenstrauß in der Hand.)

Robert (singend).

Glücklich allein ist die Seele, die liebt!

Grünau.

Das hat seine Richtigkeit.

Robert (ihn eben bemerkend).

Was?

Grünau.

Was das Lied sagt.

Robert.

Ich kann die Melodie nicht aus dem Kopfe bringen.

Grünau.

Sollen's auch nicht und vorzüglich die Worte nicht. (Robert geht.) Wohin wollen Sie?

Robert.

Zur Gräfin, ihr diese Blumen zu bringen.

Grünau.

Damit hat's Zeit. Jetzt habe ich mit Ihnen zu reden.

Robert.

Womit kann ich Ihnen dienen?

Grünau.

Sie? mir? — Lieber junger Freund; ich bin's, der Ihnen dienen will. — Legen Sie die Blumen da weg. Wissen Sie, daß Ihre Schwermuth mir zu Herzen geht?

Robert.

Naturell!

Grünau.

Pah! Zwanzig Jahre, eine hübsche Figur, hunderttausend Thaler im Vermögen macht ein kostbares Naturell. Von Naturell kann bei Ihnen gar nicht die Rede sein.

Robert.

So denken Sie von mir, was Sie wollen. (Er will gehen.)

Grünau.

So bleiben Sie doch — sind ja wie Quecksilber. Sie haben einen geheimen Kummer.

Robert.

Wenn er geheim ist, so ist das ein Beweis, daß ich ihn Niemanden vertrauen will.

Grünau.

Sie sind verliebt.

Robert.

Herr von Grünau!

Grünau.

Aergern Sie sich nicht, ich stehe ja da, um Ihnen zu helfen.

Robert.

Erlauben Sie mir, Sie zu verlassen.

Grünau.

Nicht doch, hören Sie mich an. Seien Sie nicht kindisch. Weßhalb wollten Sie sich schämen? Die Person, die Sie lieben, ist ja doch frei.

Robert.

Wer sagt Ihnen überhaupt, daß ich liebe?

Grünau.

Ihr Gesicht.

Robert.

Und wenn ich das der Lüge beschuldigte?

Grünau.

Nehmen Sie mir's nicht übel, so lügen Sie selbst. — Also vernünftig gesprochen. — Die Person, die Sie lieben, nicht wahr? ist frei und hier ganz in der Nähe. (Robert schweigt betroffen.) Nun, warum werden Sie roth?

Robert (nach einer Pause).

Was Sie auch immer glauben mögen, Herr von Grünau, so hoffe ich, daß Sie die Delikatesse haben werden, Ihre Vermuthungen zu verschweigen.

Grünau.

Wie kann aber die Angelegenheit zu einem glücklichen Ende geführt werden, wenn Niemand reden soll?

Robert.

Wer spricht hier von einem glücklichen Ende?

Grünau.

I nun, ich.

Robert.

Aus ihrer Nähe nicht verbannt zu werden, ist alles, was ich wünschen darf!

Grünau.

Verbannt?

Robert.

Es könnte leicht dahin kommen, wenn ich mich erklärte. Deßhalb habe ich mir ewiges Stillschweigen gelobt; deßhalb beschwöre ich Sie, das Geheimniß zu bewahren, das Sie so unbegreiflicher Weise entdeckt haben.

Grünau.

So ist es denn wahr, was ich nicht glauben wollte? — Sie fürchten — nicht wahr? — Die Eifersucht? nicht wahr? O, die Eifersucht ist ein schändliches Laster.

Robert.

Ich verstehe nicht ein Wort.

Grünau.

O Salome! Salome!

Robert.

Was wollen Sie mit der alten Salome?

Grünau.

Sie hat recht gesehen, sie ist ein gescheites Weib. Aber das soll Sie nicht um Ihr Glück bringen, seien Sie ruhig. Ich werde als Onkel auftreten; ich werde Himmel und Erde in Bewegung setzen.

Robert.

Wollen Sie mich zu Grunde richten?

Grünau.

Lassen Sie mich gehen. — Ich werde, wenn es nöthig ist, den Schutz der Gesetze anrufen.

Robert (für sich).

Ich glaube, Der ist von Sinnen.

Grünau.

Lassen Sie mich gehen, sage ich. — Die Einwilligung der Gräfin gebührt Ihnen und muß Ihnen werden.

Robert.

Ueberlegen Sie, was Sie sagen.

Grünau.

Bedarf gar keiner Ueberlegung. Erst wollen wir's im guten versuchen; aber gelingt das nicht, fiat justitia et pereat mundus. Leben Sie wohl, mein lieber Neffe.

Robert.

Neffe?

Grünau.

Nun ja, wenn Sie meine Ida heirathen.

Robert (erstarrt).

Ida? — O, mein Himmel!

Grünau.

Ich will eben zu ihr gehen und sie auf Ihren Antrag vorbereiten. Ist Ihnen das nicht recht?

Robert.

Mir? — Herr von Grünau, ich weiß wahrhaftig nicht, was ich Ihnen sagen soll.

Grünau.

So schweigen Sie still. (Er will gehen.)

Robert.

Uebereilen Sie sich nicht.

Grünau.

Herr! ich habe keine Zeit, lange Ceremonien zu machen, denn ich reise morgen in die Stadt zurück.

Robert.

So sehe ich mich denn gezwungen, Ihnen ohne weiteres zu sagen, daß Sie mich falsch verstanden haben.

Grünau.

Wie?

Robert.

Daß es mir niemals in den Sinn gekommen ist, Ihre Nichte zu lieben.

Grünau.

Ist das Spaß?

Robert.

Mir ist eben sehr ernst zu Muthe.

Grünau.

Ein fataler Ernst!

Robert.

Ich hielt es für meine Pflicht, Sie von einem für beide Theile gleich unangenehmen Schritte durch eine aufrichtige Erklärung zurückzuhalten.

Grünau.

Erklärung! Erklärung! Da meinen die Herren alles Unrecht gut gemacht zu haben, wenn sie sich nur erklären! — Wenn Sie meine Nichte nicht lieben, Herr Baron, warum haben Sie mit ihr geschwatzt, gelacht, über Lieder geheult, Nester von den Bäumen geholt? — Ich bin von allem unterrichtet und begehre Rechenschaft!

Robert.

Sie faseln!

Grünau (ohne auf ihn zu hören).

Und warum haben Sie mir jetzt soeben gesagt, als ich von Ihrem geheimen Kummer sprach, und von dessen Gegenstande, der hier, eben hier — ganz nahe — hier ist ja außer meiner Nichte — (Plötzlich von einem Gedanken ergriffen.) Ach, Du mein Himmel! Sie sind erschrocken! Erschrocken sind Sie! Seien Sie still, gehen Sie weg, jetzt weiß ich alles. O Salome! Salome!

Robert.

Fangen Sie schon wieder an mit der Salome?

Grünau.

Das fehlte mir noch! Das ist mein letztes!

Robert.

Sagen Sie nur, was Sie haben!

Grünau.

So unverständig zu sein, junger Mann, und so staar-

blind, sich von einer alten Kokette fangen zu lassen. Soll man denn nicht rasen?

Robert (sehr ernsthaft).

Wen meinen Sie mit der alten Kokette?

Grünau.

Die Gräfin, die sich in ihrem Alter nicht schämt, ihrer Nichte die Freier abspenstig zu machen.

Robert.

Nicht weiter, mein Herr! Ihre sechszig Jahre halten meinen Arm zurück, sonst sollten Sie fürwahr nicht ungestraft eine Dame lästern, die der tiefsten Verehrung würdig ist.

Grünau (spöttisch).

Und der zärtlichsten Liebe.

Robert.

Warum nicht? Auch dieser. Kennte doch alle Welt ein Gefühl, das ich bis jetzt aus Bescheidenheit und nicht aus Scham verborgen! Ich liebe sie, die edelste, vortrefflichste der Frauen, und diese Liebe ist mein Glück und mein Stolz. Mögen Andere an dem Getändel junger Mädchen Wohlgefallen finden, mich kann nur die Schönheit fesseln, die im Glanze bewährter Tugend strahlt.

Grünau (ärgerlich und höhnisch).

So gehen Sie hin, und machen Sie ihr einen Heiraths-antrag.

Robert.

Noch hatte ich nicht den Muth, ihr auch nur durch ein Wort meine Empfindung zu verrathen, aber fürwahr, Sie sind im Stande, mir diesen Muth zu geben, und wer weiß, was ich in der nächsten Stunde thue.

Grünau (heftig).

Thun Sie, was Sie wollen; ich bin Ihr Vormund nicht, ich kann Ihnen kein Hinderniß in den Weg legen, aber reden kann ich und reden werde ich; raisonniren kann ich und raisonniren werde ich. Die Welt soll wissen, was sie von Ihnen und von der Intriguantin zu denken hat, der ein betrogener Vater seine Tochter anvertraute.

Robert.

Sie trotzen auf das Mitleid, das ich Ihrem Alter schenke, aber treiben Sie mich nicht auf's äußerste. Sie haben doch wohl einen Verwandten, einen Zögling, einen Freund; und ich schwöre Ihnen, daß, wofern Sie sich ein Wort der Beleidigung gegen die Gräfin erlauben, ich mich an diesen halte und die gekränkte Tugend mit seinem Blute räche.

Neunter Auftritt.

Vorige. Die Gräfin.

Gräfin.

Robert! was thun Sie? — Was erlauben Sie sich?

Robert.

Verzeihung, meine gnädige Frau. Ich weiß, was ich Ihrem Hause schuldig bin, aber wenn Sie die Veranlassung kennten —

Gräfin.

Sie sei, welche sie wolle; ich fordere Achtung von Ihnen für einen älteren Mann, meinen Gast und Verwandten; ich fordere sie.

Robert (blickt die Gräfin lange an).

So will ich thun wie Carlos, wenn die Königin Elisabeth zwischen ihn und den Herzog von Alba tritt. (Er wirft sich heftig in Grünau's Arme.)

Grünau (schreit).

Junger Herr, Sie treten mir auf die Hühneraugen! (Robert stürzt hinaus.)

Gräfin.

Was hat das zu bedeuten?

Grünau.

Komplete Tollheit! Ich empfehle mich. (Er geht ab.)

Gräfin (blickt erstaunt vor sich hin).

Wäre es möglich? — Wäre es wirklich möglich? — Ich muß meinen Spiegel darüber befragen. (Sie tritt vor den Spiegel.) Ist es möglich? (Mit fast unwillkürlichem weiblichen Selbstgefallen. I nun — (Sie geht ab.)

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

(Derselbe Saal.)

Erster Auftritt.

Gräfin (allein).

Ich kann nicht daran zweifeln, ich habe eine Eroberung gemacht, und wenn ich mir jetzt Robert's schwärmerische Ergebenheit, sowie seine Schwermuth mit mancher seiner Aeußerungen zusammenreime, so wundere ich mich nur, daß ich nicht früher hinter dieses Geheimniß gekommen bin. Aber wie konnte ich mir nur träumen lassen! Schmeichelhaft ist die Entdeckung immer! aber sie kommt mir ungelegen und beunruhigt mich. Ich werde mich von dem jungen Menschen zurückziehen müssen, und wie wird Grünau mit mir umgehen, wenn er, wie ich befürchte, um die Thorheit weiß? Grünau, der mir's nicht verzeihen kann, daß sein Bruder mich und nicht ihn zur Leitung seiner Tochter bestellte? Er wird mich lächerlich machen und vielleicht meinen Charakter in ein falsches Licht setzen. Ich glaube, da kommt er. Ich bin wahrhaftig verlegen, wie ein siebenzehnjähriges Mädchen.

Zweiter Auftritt.

Grünau. Die Gräfin.

Grünau (verdrießlich).

Meine gnädige Frau, ich komme, meinen Abschiedsbesuch zu machen, sonst sähen Sie mich schwerlich hier, aber Höflichkeit geht über alles. Höflichkeit muß sein.

Gräfin.

Gedachten Sie nicht bis morgen hier zu bleiben?

Grünau.

Gedachte es, gedenke es aber nicht mehr. Die Luft wird mir hier zu schwül, ich habe die Pferde bestellt und räume in einem Stündchen das Feld. Ja, das thue ich, Sie können ganz ruhig sein.

Gräfin.

Wollen Sie nicht Platz nehmen, Herr von Grünau?

Grünau.

Werde stehen bleiben, wenn Sie es erlauben. Bin nicht gesonnen, mich lange aufzuhalten; will nicht im Wege sein, wenn etwa ein angenehmer Besuch sich meldete.

Gräfin.

Ich wüßte keinen, der mir angenehmer wäre als der Ihrige.

Grünau.

Redensart! Bin sechszig Jahre alt, und heutzutage gilt nur das, was soeben aus der Kinderstube kommt, das regiert den Staat und die Herzen.

Gräfin.

Herr von Grünau, ich verstehe Sie nicht.

Grünau.

Doch, doch. Sind ja eine gescheite Frau, bis auf die streitigen Punkte.

Gräfin.

Sie werden mich böse machen.

Grünau.

Ist nicht meine Meinung; aber sehen Sie, ich denke, wenn das Herz in's Spiel kommt, so wird auch der Klügste dumm.

Gräfin.

Was wollen Sie mit meinem Herzen?

Grünau.

Das Herz kommt mir vor, wie der Perpendikel einer Uhr. Man sieht es nicht, aber es pickt und pickt, bis es Mitternacht zu drei Uhr gemacht hat. Darf man gratuliren?

Gräfin.

Wozu?

Grünau.

Der Baron von Hallerfeld haben sich wohl nun deklarirt?

Gräfin.

Deklarirt? als was?

Grünau.

Als Liebhaber, als Freier.

Gräfin.

Sie sind nicht klug — der junge Mensch — was fällt Ihnen ein, wie können Sie glauben —?

Grünau.

Ich glaube nur das, was er mir selbst gesagt hat.

Gräfin.

Er? Ihnen? Sollte er sich soweit vergessen haben?

Grünau.

Er dachte noch heute um Sie anzuhalten.

Gräfin.

O, Herr von Grünau, verhindern Sie das.

Grünau.

Wie soll ich? Er ist ganz rasend. Haben Sie doch selbst gesehen, wie wir Beide fast aneinander geriethen.

Gräfin.

Wer weiß, was Sie ihm gesagt haben!

Grünau.

Nichts als treugemeinte Wahrheit; aber er hört nicht und glaubt seiner Sache bei Ihnen gewiß zu sein.

Gräfin.

Unmöglich!

Grünau.

Seine Worte.

Gräfin.

Das wäre abscheulich.

Grünau.

Da sehen Sie, so sind unsere jetzigen Gecken. Gebt ihnen den kleinen Finger, sie nehmen die ganze Hand.

Gräfin.

Mein Wohlwollen für ihn war so rein, ich zog ihn in meine Nähe aus so edler Absicht —

Grünau.

Fatal, daß Ihnen das nun kein Mensch glauben wird.

Gräfin.

O, es giebt noch Menschen, die meinen Charakter kennen, und im schlimmsten Falle bleibt mir mein Bewußtsein.

Grünau.

Nun, ich will Sie defendiren, so gut ich kann, denn nach Ihrem edlen Zorne zu urtheilen, scheint es, daß ich Ihnen unrecht gethan habe.

Gräfin.

Kommen Sie zu der Erkenntniß?

Grünau.

Denn, nicht wahr? der junge Mensch ist ein Narr; es fällt Ihnen nicht ein, ihn heirathen zu wollen?

Gräfin.

Wo denken Sie hin?

Grünau.

Was werden Sie aber machen, wenn er sich zu Ihnen drängt und die Courage hat, sein Anliegen vorzubringen?

Gräfin.

Was Pflicht und Vernunft mir gebieten. — Von etwas Anderem jetzt, ich habe eine Bitte an Sie.

Grünau.

Befehlen Sie über mich.

Gräfin.

Sie reisen, wie Sie sagen, heute noch. Nehmen Sie Ida mit sich in die Stadt.

Grünau.

Ida? Wozu das?

Gräfin.

Es möchte hier im Hause Scenen geben, welchen beizu=

wohnen für sie nicht taugen würde. Führen Sie sie zu Frau von Braun, die schon auf ihren Eintritt eingerichtet ist.

Grünau.

Haben Sie noch immer die Marotte mit dem Institut?

Gräfin.

Ich ändere diesen Plan auf keinen Fall.

Grünau.

Daß ich ihn nicht billige, wissen Sie.

Gräfin.

Leider!

Grünau.

Und doch muthen Sie mir zu, daß ich selbst —?

Gräfin (verbindlich).

Ich rechne auf Ihre Gefälligkeit.

Grünau.

Meinetwegen denn. Platz im Wagen habe ich. (Für sich.) Wenn ich sie in die Pension bringe, so sieht das doch mindestens aus, als hätte der Onkel Autorität. (Laut.) Was sagen Sie?

Gräfin (die in Gedanken gestanden).

Ich? gar nichts.

Grünau.

Da kommt der Seladon.

Gräfin.

Bleiben Sie da, und lassen Sie mich machen.

Dritter Auftritt.

Vorige. Robert (etwas befangen).

Robert.

Sie verzeihen, meine gnädige Frau. — Ah, sieh' da, Herr von Grünau.

Grünau.

Haben Sie sich beruhigt?

Robert.

Ich versprach der gnädigen Frau, Frieden mit Ihnen zu halten; mögen Sie mich niemals verleiten, dieses Versprechen zu brechen.

Gräfin.

Nichts mehr von dem bösen Zwiste. (Zu Robert.) Haben Sie Briefe aus der Stadt erhalten?

Robert.

Nein.

Gräfin.

Ich habe.

Grünau.

So? Was schreibt man neues?

Gräfin.

Vielerlei, worunter ich mir nur eins, seiner Sonderbarkeit wegen, gemerkt habe. — Es heißt, die Generalin Kirst heirathe den jungen Reinsberg; ich kann das nicht glauben.

Robert.

Warum nicht?

Gräfin (nicht ohne Bedeutung).

Eine Frau in gesetzten Jahren, die Wittwe eines aus=

gezeichneten Mannes, sollte diesem einen Jüngling zum Nachfolger geben, der noch nichts geleistet hat, ja sich selbst nicht kennt? Verzeihen Sie mir, das wäre eben so tadelnswerth als lächerlich. Mir scheint, man rief mich. Sie erlauben? (Sie geht ab. Robert steht betroffen.)

Vierter Auftritt.

Robert. Grünau.

Grünau.

Das war fein gegeben.

Robert (heftig).

Was?

Grünau.

Das von der Heirath.

Robert.

Weiß die Gräfin um meine Liebe? Weiß sie darum?

Grünau.

Alles weiß sie.

Robert.

Durch Ihre Indiskretion.

Grünau.

Nicht doch, durch Ihre Faxe mit dem Carlos, und was sie davon denkt, das haben Sie soeben gehört.

Robert.

So bin ich denn verloren, um all' mein Lebensglück gebracht! — O, warum sprachen Sie aus, was ich mir kaum zu denken erlaubt hätte? Warum reizten Sie mich, einen

Schritt zu wagen, den ich nicht zurückthun kann? Sie ganz allein sind der Stifter meines Elends.

Grünau.

Jetzt soll ich der Sündenbock sein.

Robert.

O, könnte ich noch einmal stehen, wo ich gestern stand! Wie war ich da noch so glücklich, mitten in meiner Schwermuth.

Grünau.

Das Pläsir, dächte ich, könnten Sie sich wieder machen.

Robert.

O, Sie verstehen mich nicht. Wo sich die Liebe verräth, räumet die Freundschaft das Feld. Das schöne Verhältniß, in welchem ich mit der Gräfin gestanden, ehe sie um das Geheimniß meines Herzens wußte, ist, da ihr dieses nun bekannt ist, nicht mehr anzuknüpfen. Sie wird mir nie vergeben, daß ich mein Auge bis zu ihr erhoben, und ich, ich werde mich zu Zeiten — das fühle ich — nicht ohne Bitterkeit daran erinnern, daß sie des Jünglings Herz verachtet hat. Beleidigter Stolz von der einen, gekränktes Gefühl von der andern Seite hindern fortan jede trauliche Mittheilung. Ich kann nicht leben im ewigen Wechselkampfe zwischen Zurückhaltung und Verlegenheit, und will darum heute noch diesen Ort verlassen.

Grünau.

Im Grunde ist dies das Gescheiteste.

Robert.

Was kümmert mich Ruhm und Beförderung! Nur um sie zu erfreuen, wünschte ich mich zu erheben. Da dieser Zweck nunmehr mir fehlt, so ist es mit meinem Ehrgeize am Ende.

Ich gebe meine Carrière auf, lasse meine Studien liegen, und Zerstreuung allein sei künftig die Loosung meines Lebens. Ich bin vermögend; London und Paris sollen mir ihre Thore öffnen; jede Lustpartie will ich mitmachen, jede Thorheit, und im Geräusche des Vergnügens will ich zu vergessen suchen, daß ich das Höchste der Güter verlor.

Grünau.

Machen Sie's aber nur nicht gar zu toll. Einmal kommen Sie doch wieder. Nicht wahr?

Robert.

Das weiß der Himmel allein! Bringen Sie der Gräfin meinen Abschiedsgruß.

Grünau.

Ist mir ein Vergnügen.

Robert.

Sagen Sie ihr, ich ließe ihr für die viele mir bewiesene Güte danken.

Grünau.

Werde es ausrichten.

Robert.

Und sie möchte mir meine Dreistigkeit von heute verzeihen.

Grünau.

Hab's verstanden.

Robert.

Ihr Urtheil treibe mich in die Welt hinaus.

Grünau.

Schon gut.

Robert.

Und ich wünsche, daß sie wieder ein Herz finden möge, das sie gleich dem meinigen verstände.

Grünau.

Ja.

Robert.

Sagen Sie ihr auch, den Ring, den sie mir gegeben, nähme ich mit mir.

Grünau.

So?

Robert.

Ich würde ihn niemals von mir legen.

Grünau.

Hm!

Robert.

Und wenn ich etwa im fremden Lande stürbe —

Grünau.

Jetzt ist's genug, mehr kann ich mir nicht merken.

Robert (gegen den Himmel).

O, es ist hart! Sehr hart! (Er stürzt hinaus.)

Grünau.

He! He! Fort ist er, geht nicht mehr zu ihr hinein, und das ist gut. Ich habe sie wohl durchschaut, die Frau Gräfin; sie hätte ihn gar zu gern genommen, wenn das mit einem gewissen Comment hätte geschehen können. Aber dafür war ich da und heizte ihr ein, immer mit Façon, immer verblümt, bis sie die Sache verredet hatte, sodaß sie nun nicht mehr einlenken kann. Ich bin von Natur nicht maliziös, aber sie hat ihrer Nichte die Partie verdorben; soll sie auch nicht machen. Strafe muß sein.

Fünfter Auftritt.

Grünau. Ida und Salome (weinend).

Ida.

Ach, mein lieber Onkel, finde ich Sie endlich?

Salome.

Helfen Sie uns, mein lieber gnädiger Herr!

Grünau.

Sagt mir in aller Welt, was Ihr zu heulen habt? Ein solcher Spektakel kommt mir eben gelegen.

Ida.

Ist es wahr, daß ich fort soll?

Grünau.

Du fährst mit mir in die Stadt.

Salome.

Und daß ich zurückbleibe.

Grünau.

Auf dem Bocke, der etwas eng ist, sitzt mein Bedienter; ich kann Ihnen also nichts offeriren als das Handpferd.

Ida.

Ach, lieber Onkel, warum soll ich denn fort?

Grünau.

Warum? — Darum. Die Frau Tante will's so haben, und zuletzt ich auch. Du kommst in die Pension der Frau von Braun.

Salome.

Also wirklich? Also doch? Und ohne mich?

Grünau.

Ihre Erziehung ist vollendet.

Salome.

O, mein armes Fräulein! O, die bösen Menschen, wollen sie noch die einzige Person von Ihrem Herzen reißen, die es gut mit Ihnen meint, damit Sie Niemand haben, der Sie beklagt, wenn es Ihnen übel geht.

Grünau.

Nun, sie kommt ja doch nicht unter die Wilden.

Salome.

Das Fräulein kann sich doch wahrhaftig in der Pension nicht selbst bedienen?

Grünau.

Das verstehe ich nicht.

Salome.

Und wer soll sie coiffiren?

Grünau.

Machen Sie mir den Kopf nicht warm!

Salome.

Und wer soll sie pflegen, wenn sie krank wird?

Grünau.

Behüte uns der Himmel! Mamsell Salome, Sie fangen an, in Unsinn zu verfallen.

Salome.

Ich sehe schon, Sie sind auch gegen mich.

Grünau.

Das unnütze Geplauder macht mich ungeduldig. Sie machen

mir damit das Mädchen ganz confus. Schäme Dich, Ida, nimm Dich zusammen. Wenn ich mit Dir im Wagen sitzen soll, so darfst Du mir den Kopf nicht hängen.

Ida.

Ach, Onkel, mir ist, als ob mein Herz und meine Seele hier zurückblieben.

Grünau.

Bleiben nicht zurück, oder werden Dir doch bald nachkommen. Mit Deinem Spaße hier wär's ohnehin aus gewesen, denn sobald wir fortgehen, geht auch der Baron Robert.

Ida.

Auch er? Und wohin denn?

Grünau.

Nach London, Paris, was weiß ich; sich zu zerstreuen, sich zu amüsiren. Aber das hat nichts zu bedeuten; mag er laufen, wenn er will. Wer mich nicht ehrt, ist meiner nicht werth. Ich verschaffe Dir einen andern Mann, und das soll ein Herrchen sein zum Malen; hübscher als der Hallerfeld, viel hübscher, wirst schon sehen. Nun! frisch auf! — Nur ein bischen munter! (Heftig.) Oder wenn Du durchaus schluchzen willst, so thue es jetzt ab. (Er zieht die Uhr hervor.) Hast noch eine halbe Stunde Zeit dazu. (Er geht ab.)

Ida (nach einer Pause).

Also Hallerfeld reist weg, ganz weg — warum nur das?

Salome.

Er muß wohl, der arme junge Herr, man hat es ihm darnach gemacht.

Ida.

Hat ihn hier Jemand beleidigt?

Salome.

Intrigue, Kabale, höllische Künste.

Ida.

Ich bitte Dich, liebe Salome, sprich deutlicher!

Salome.

Ich sehe auch nicht ein, warum ich's Ihnen verschweigen soll. Es ist gut, wenn Sie Ihre Leute kennen lernen. Der Baron Robert hat Sie heirathen wollen, das hat man nicht gewollt. Nun hat die Frau Tante ihn heirathen wollen, das hat er nicht gewollt, und so bleibt ihm denn nichts weiter übrig, als das Weite zu suchen.

Ida.

Die Tante? Was sagst Du?

Salome.

Fragen Sie den Herrn Onkel, ob ich lüge. Was habe ich Ihnen immer von der gnädigen Frau gesagt? Was habe ich Ihnen gesagt? Sie haben nichts auf meine Worte geben wollen. Nun, jetzt kommt Ihnen leider der Glaube in die Hände.

Ida.

Salome, Du machst mich ganz irre.

Salome.

Da ist die gnädige Frau, lassen Sie sich von dem, was Sie gehört haben, nichts merken, aber bestehen Sie darauf, daß man mich nicht von Ihnen trenne. Wenn ich nur bei Ihnen bleibe, so wird noch alles gut.

Sechster Auftritt.

Vorige. Die Gräfin.

Gräfin.

Ich komme, Dir eine glückliche Reise zu wünschen, meine Ida, und Abschied von Dir zu nehmen, aber nur auf ganz kurze Zeit, denn in wenigen Tagen kehre auch ich in die Stadt zurück und besuche Dich dann täglich.

Ida (etwas zurückhaltend).

Sie sind gar zu gnädig.

Gräfin.

Du scheinst betroffen. Der Entschluß, den ich für Dich gefaßt, gestehe es mir, hat Dich überrascht?

Ida.

Das kann ich nicht leugnen.

Gräfin.

Aber glaube mir, die Sorge für Dein Wohl allein bestimmte mich dazu, und ist's zuletzt nicht besser, den einmal zu erwartenden Schmerz rasch auf sich zu nehmen? (Zu Salome.) Haben Sie das Gepäck des Fräuleins in Ordnung gebracht?

Salome.

Ich wußte nicht, daß es damit so große Eile habe.

Gräfin.

Die Postpferde werden bereits eingespannt. Legen Sie schnell das Nöthigste in einen Koffer; was heute nicht fortkommt, das schicken wir in ein paar Tagen nach.

Salome (für sich, im Abgehen).

Die Frau möchte das Mädchen lieber zum Hause hinauswerfen. (Sie geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Gräfin. Ida.

Gräfin (zu Ida, welche weint).

Du weinst? Kind, sei vernünftig. Der Thränen ist die Sache denn doch nicht werth.

Ida.

Unter Fremde gestoßen, so ganz allein.

Gräfin.

Du hast Frau von Braun gesehen und gesprochen, sie ist eine ebenso würdige als liebenswerthe Frau.

Ida.

Und doch, wenn ich mich darein fügen soll, in ihr Haus zu ziehen, so müssen Sie erlauben, daß mich Salome begleite.

Gräfin (sanft, aber fest).

Das geht nicht an.

Ida.

Ich dächte doch, nach dem Opfer, welches ich bringe —

Gräfin.

Das Opfer bringe ich, da ich mich von Dir trenne, denn ich werde Deinen Umgang sehr vermissen. Indeß verläßt Du mein Haus bloß auf ein Jahr, und Deine Salome, die wohl durch ihre treue Pflege Deine Dankbarkeit verdient, bleibt

während dessen bei mir und folglich in guten Händen. Beruhigt Dich das?

Ida (zurückhaltend).

Ich muß wohl ruhig sein, da mir hier keine Stimme gelassen wird.

Gräfin.

Ich möchte, daß Du einsähest, wie ich nur Dein bestes im Auge habe.

Ida.

Da ich gehorche, kann Ihnen an meiner Meinung wenig gelegen sein.

Gräfin (sieht sie lange an).

Ida, es ist etwas in Dir, was Du nicht aussprichst, was Deinem Herzen fremd und nicht gut ist. — (Mit Innigkeit.) Mißtrauest Du mir?

Ida.

Ach, ich möchte nicht gern, aber —

Gräfin.

Nicht wahr, man hat Dich gegen mich aufgehetzt?

Ida.

O, lassen wir das. Wie Sie da vor mir stehen, kann ich ja doch nichts Uebles mehr von Ihnen glauben.

Gräfin.

Also hat man Dir Uebles von mir gesagt? Ich begehre nicht zu wissen, wer, aber was, bitte ich Dich, mir mitzutheilen.

Ida.

Das kann ich nicht über meine Lippen bringen.

Gräfin.

Ich muß auf meiner Forderung bestehen.

Ida.

Nein, nein, ich schäme mich zu sehr.

Gräfin.

Sprich, Ida, Du giebst mir dadurch einen Beweis Deiner Liebe.

Ida.

So will ich's denn versuchen. Es hieß — aber ich glaube es nicht.

Gräfin.

Es hieß — was?

Ida.

Es hieß, Sie seien meinem Glücke entgegen gewesen, weil — dies einzige zu sagen, erlassen Sie mir.

Gräfin.

Ich, Deinem Glücke entgegen?

Ida.

Ja, und das sei nun schuld daran, daß Hallerfeld reise.

Gräfin.

Reist Hallerfeld? Davon weiß ich kein Wort.

Ida.

Sie wissen das nicht?

Gräfin.

Nein. Wohin reist er denn?

Ida.

Nach London, sagt der Onkel, nach Paris, sich zu zerstreuen, sich zu amüsiren. Er will heute schon fort.

Gräfin.

Ist es möglich? (Für sich.) Das darf ich nicht zugeben, das muß ich verhindern.

Ida.

Nicht wahr, es thut Ihnen selbst leid?

Gräfin (für sich).

Seine Studien bei Seite legen, seine Carrière aufgeben, und in einer so gewaltsamen Stimmung, ohne Freund, ohne Rathgeber sich in den Strudel der Welt stürzen; der junge Mann wäre verloren.

Ida.

Vielleicht können Sie es dahin bringen, daß er bleibt.

Gräfin.

Vielleicht! — Lebe indeß wohl, meine Ida. — Und nicht wahr, was auch immer kommen mag, Du wirst an mir nicht mehr zweifeln?

Ida.

Gewiß und wahrhaftig nicht.

Gräfin.

Wenn sich Dir ein Glück dargeboten hätte, ich hätte es Dir gewissenhaft bewahrt; aber glaube mir, vor der Hand erwartete Dich noch kein solches. So schlage Dir darum Gedanken und Wünsche aus dem Sinne, die einem späteren Alter bestimmt sind, und sei wieder das fröhliche Kind, das Du noch vor wenigen Wochen gewesen. Am nächsten Sonntage sehen wir uns wieder! (Für sich im Abgehen.) Er darf nicht fort, und sollte ich zu einem verzweifelten Mittel schreiten. (Sie geht ab.)

Ida.

Die Tante mag recht haben. Wohl war ich vergnügter, als ich jetzt bin, ehe die Salome, und dann der Onkel — ich glaube, es wäre gut für mich, wenn ich wieder zum Kinde werden könnte, aber es wird schwer halten. Die Lehrstunden scheinen mir jetzt langweiliger als je, und alle Spiele

läppisch. Wenn ich zu jung bin, um eine Figur in der Welt zu spielen, warum hat man meinen Sinn älter gemacht, als er sein sollte? (Sie tritt an's Fenster.) Da steht der Wagen des Onkels, die Pferde sind schon eingespannt. In wenigen Minuten bin ich fort, und immer noch ist es mir, als ob ich nicht fort könnte. (Sie nimmt einen kleinen Demantring vom Finger.) Ein Andenken an diesen Augenblick will ich doch hier zurücklassen, ein Andenken für mich ganz allein, das Niemand in die Augen fällt, das ich aber aufsuchen kann, wenn ich wiederkomme. (Sie schreibt mit dem Ringe auf die Fensterscheibe.) „Leb' wohl, Robert!" Da steht es. Wer nicht darum weiß, sieht es nicht. Was werde ich denken, wenn ich das wiedersehe? Werde ich vielleicht darüber lachen? Lachen? — schwerlich.

Achter Auftritt.

Ida. Robert (tritt ein und sieht sich suchend im Zimmer um).

Ida (welche noch auf das Fenster gesehen, wendet sich rasch um).

Ach! Sie sind's, Herr von Hallerfeld?

Robert.

Die Frau Tante hat nach mir geschickt. Ist sie zu Hause?

Ida.

Sie ging vorhin in ihr Kabinet.

Robert (lächelnd).

Ist Ihnen ein Unglück begegnet, Fräulein Ida, daß Sie so melancholisch vor sich hinsehen?

Ida.

Wissen Sie nicht, daß ich wegreise?

Robert.

Nein, fürwahr, die Nachricht ist mir ganz neu.

Ida.

Auf ein ganzes Jahr.

Robert.

Wohin denn?

Ida.

In die Stadt.

Robert.

Also doch nicht bis an den Nordpol.

Ida.

Scherzen Sie nicht. So klein die Entfernung sein mag, so werde ich doch aus allen freundlichen Verhältnissen gerissen. Ich ziehe zu Frau von Braun.

Robert.

Die Pension wird sehr gerühmt.

Ida.

Aber meine Hänflinge nehme ich mit.

Robert.

Da haben Sie recht.

Ida.

Und auch die Blumenstöcke, die Sie so oft begossen haben.

Robert.

Schön. Pflegen Sie dieselben nur recht sorgfältig.

Ida.

Ich will sie pflegen. (Sie weint.)

Robert.

Und warum weinen Sie? Das müssen Sie nicht.

Ida.

Ich kann mir nicht helfen.

Robert.

Sie werden sich in der Pension ungleich besser befinden, als hier, werden Ihre Kenntnisse erweitern und eine Menge allerliebster junger Mädchen zu Gefährtinnen und Freundinnen haben.

Ida (mit unterdrückter Kränkung).

Ich werde auch hier Niemand fehlen.

Robert.

Die Frau Tante kommt zum Herbst in die Stadt und wird Sie besuchen.

Ida (etwas ärgerlich).

Der Onkel auch.

Robert.

So wird denn alles, was Sie liebt, bald wieder in Ihrer Nähe sein.

Ida.

Das hoffe ich. (Für sich.) Ach, meine Tante sprach die Wahrheit! (Laut und kurz.) Leben Sie wohl, Herr von Hallerfeld! (Sie geht ab.)

Robert (nach einer Pause).

Sie verlangt mich zu sprechen. Was will sie von mir? Reut es sie, das aufrichtige Gefühl eines Jünglings so schnöde verletzt zu haben; oder will sie mich in ein Verhältniß zurückbringen, das ich jetzt nicht mehr zu tragen fähig bin? Ich weiß es nicht, aber qualvoll wird auf jeden Fall für mich die nächste Viertelstunde sein. Kaum habe ich den Muth, an ihre Thüre zu klopfen, an dieselbe Thüre, die ich sonst mit so leichtem Herzen öffnete, und doch muß ich — ich muß! (Er klopft an die Thüre der Gräfin.)

Neunter Auftritt.

Robert. Die Gräfin.

Gräfin.

Sind Sie da, lieber Robert? Ich habe Sie mit Ungeduld erwartet und hoffe, daß Sie mich nicht der Unhöflichkeit zeihen, weil ich Sie vorhin mit dem Onkel habe stehen lassen. Mit guten Freunden, dachte ich, brauche man keine Umstände zu machen.

Robert (durch ihre Unbefangenheit stutzig).

Meine gnädige Frau —

Gräfin.

Sollte ich Sie indeß verletzt haben, so biete ich die Hand zum Frieden.

Robert (nach einer Pause).

War es nur das, was Sie mir zu sagen hatten?

Gräfin.

O nein. Ich habe noch viele andere Dinge auf dem Herzen. Robert, ist es wahr, daß Sie reisen wollen?

Robert (mit niedergeschlagenen Augen).

Ja.

Gräfin.

Und heute noch?

Robert.

Ich meinte, es sei so am besten.

Gräfin.

Warum wollen Sie reisen?

Robert.

Um die Welt zu sehen.

Gräfin.

Sie unterbrechen in diesem Augenblicke durch eine Reise Ihre Carrière.

Robert.

Meine Carrière gebe ich auf.

Gräfin.

Das wäre, verzeihen Sie mir, thöricht gehandelt.

Robert.

Warum? Ich bedarf keiner Anstellung, um zu leben.

Gräfin.

Aber um zu nützen, bedürfen Sie ihrer.

Robert.

Ich sehe nicht ein, warum ich einer Welt dienen soll, die mir für meine Dienste nichts mehr bieten kann, was Werth für mich hätte.

Gräfin.

Ist Ihnen die Achtung der Welt ganz gleichgiltig?

Robert.

Achtung? Um geachtet zu werden, muß man zum mindesten vierzig Jahre zählen. Das habe ich erst heute zu meinem Schaden erfahren.

Gräfin.

Sie werden bitter, weil Sie sich meine Frage zu beantworten schämen.

Robert.

O nein. Ich bin bereit, Ihnen, sobald Sie wollen, die Beweggründe meines Handelns deutlich auseinander zu setzen, und das ohne zu erröthen, denn Unglück ist zuletzt keine Schande.

Gräfin.

Ich verlange die Hirngespinnste Ihrer Einbildungskraft nicht zu wissen, hoffe aber, daß Sie die Wichtigkeit Ihres Entschlusses noch einmal erwägen werden, wenn ich Ihnen sage, daß er mich kränkt.

Robert.

Haben Sie sonst noch etwas zu befehlen, meine gnädige Frau?

Gräfin.

Sie gehen? — Sie gehen wirklich? (Robert verbeugt sich stumm, wie zum Abschiede.) Sie ließen mich einst glauben, daß ich als Freundin Einfluß auf Ihre Meinung habe.

Robert.

Lassen Sie uns die vergangene Zeit vergessen, die niemals mehr zurückkommt.

Gräfin.

So zurückhaltend, so schroff habe ich Sie noch niemals gesehen.

Robert.

Sie wollen ja nicht, daß ich vertraulicher sein soll. Sie finden ja, die Anhänglichkeit eines Jünglings zu dulden, unter Ihrer Würde.

Gräfin.

Wer hat Ihnen das gesagt?

Robert.

Sie selbst, meine gnädige Frau. O, ich habe Sie nur gar zu wohl verstanden.

Gräfin.

Ich? — und wann?

Robert.

Erinnern Sie sich, als Sie von der Generalin Kirst sprachen —

Gräfin (als besinne sie sich).

Generalin Kirst? Ja, ganz recht. Ich tadelte sie, da sie, wie man sagt, mit einem jungen Manne sich verbindet, der in der Welt noch nichts geleistet hat.

Robert.

Kann man wissen, ob die Liebe ihn nicht dahin bringen wird, auch das Herrlichste zu leisten?

Gräfin.

Dieses Wunder der Liebe, meine ich, sollte sie abwarten, bevor sie sich auf immer fesselt.

Robert.

Verstehe ich Sie recht? Wenn der Jüngling, der um die höher gestellte Geliebte wirbt, sich durch Fleiß und Thätigkeit auf eine ihres Standes würdige Stufe geschwungen, dann würden Sie ihre Wahl nicht mehr verdammen?

Gräfin.

Seine Ausdauer hätte dann die Beständigkeit seiner Neigung bewährt.

Robert.

So erlauben Sie, daß ich — verzeihen Sie mir, wenn ich — o, meine gnädige Frau, daß Sie mich errathen haben, ist klar. Seien Sie barmherzig. Ersparen Sie mir die Verlegenheit, auszusprechen, was Sie ja ohnehin schon wissen — kommen Sie mir mit einem freundlichen Worte entgegen.

Gräfin.

Robert!

Robert.

Ich will warten, Jahrelang warten, bis ich ganz bin, wie Sie mich wünschen. Erlauben Sie mir nur, daß ich hoffen darf.

Gräfin.

Robert, Sie sind außer sich, fassen Sie sich!

Robert (sich plötzlich besinnend).

Himmel, was habe ich gesagt? Wie konnte ich einen Augenblick nur denken? — Leben Sie wohl. Nachdem ich das Bekenntniß ausgesprochen, das nie über meine Lippen hätte gehen sollen, werden Sie selbst begreifen, daß ich mich auf ewig von Ihnen entfernen muß.

Gräfin.

Bleiben Sie, Robert.

Robert.

Wollen Sie sich am Anblicke meiner Verwirrung weiden? Das wäre grausam, meine gnädige Frau, und auch unrecht. Denn bin ich Ihnen auch zu gering, und können Sie mich auch nicht lieben, so habe ich doch ein Herz, das vielleicht der Prüfung werth gewesen wäre.

Gräfin.

Wer sagt Ihnen, daß Sie mir zu gering sind?

Robert.

Meine gnädige Frau!

Gräfin.

Wer sagt Ihnen, daß ich Sie nicht lieben kann?

Robert.

Wäre es möglich?

Gräfin.

Daß ich Sie nicht wirklich liebe?

Robert.

Emilie!

Gräfin.

Ja, ich liebe Sie, Robert, und sage Ihnen das, weil ich sonst kein Mittel finde, Sie von einer Thorheit abzuhalten. Nur deßhalb sage ich es Ihnen, vergessen Sie das nie.

Robert.

Also wirklich? — wirklich! Helfen Sie mir mein Glück begreifen.

Gräfin.

Sie reisen doch wohl jetzt nicht mehr?

Robert.

Reisen? Die Zeit verschwenden, von welcher mir fortan jede Stunde unschätzbar ist? Ich müßte unsinnig sein, um das zu wollen. Nein, der Arbeit, der Arbeit allein gehört von diesem Augenblicke an all' meine Kraft; denn am Ziele meiner Bemühungen erwartet mich, nicht wahr? zum Lohne diese Hand.

Gräfin.

Einen Augenblick. (Sie setzt sich an einen Tisch, legt Papier vor sich und ergreift eine Feder.)

Robert.

Was thun Sie?

Gräfin.

Lassen Sie mich gehen. (Sie denkt einen Augenblick nach und schreibt, während Robert sie gespannt betrachtet, einige Zeilen auf das Blatt; sobald sie fertig ist, klingelt sie, und ein Bedienter tritt ein.) Licht! (Der Bediente geht ab.)

Robert.

Kann ich endlich wissen?

Gräfin.

Gleich. (Der Bediente kommt mit Licht zurück und geht ab. Die Gräfin couvertirt das Blatt und versiegelt es; dann steht sie auf.)

Robert, Sie werben um meine Hand und glauben, ohne diese nicht glücklich werden zu können, nicht wahr?

Robert.

Niemals.

Gräfin.

Wohlan denn. Wenn Sie solange, bis Sie eine Ihren Fähigkeiten angemessene Anstellung erhalten, und Ida eine passende Partie gefunden, das, was hier unter uns verabredet worden ist, gegen Jedermann verschweigen, so sage ich sie Ihnen zu.

Robert.

Ich schwöre Ihnen, daß ich sie verdienen will.

Gräfin.

Meine Freunde, vielleicht einst Sie selbst, könnten den Schritt mißdeuten, den ich eben gethan. Dieses Blatt enthält meine Rechtfertigung, die Auseinandersetzung der Gründe, die mich bewegen, so und nicht anders zu handeln. Ich lege es in Ihre Hände nieder, aber erst am Tage unserer Verlobung ist es Ihnen erlaubt, es zu erbrechen. (Sie giebt ihm das Blatt.)

Robert.

O, wäre dieser Tag schon heute!

Gräfin.

Er wird nicht ausbleiben. Wir sehen uns fortan täglich, denn von diesem Augenblicke an betrachte ich mich als Ihre Braut. (Sie geht ab.)

Robert (sieht ihr eine Weile starr nach).

Meine Braut? Habe ich recht gehört? Ist es kein Traum? Hat sich wirklich mein Schicksal so wunderbar gewendet? O, wenn ich es mir nur so recht vorstellen, wenn ich es nur so recht glauben könnte!

Zehnter Auftritt.

Robert. Grünau (reisefertig).

Grünau.

Ich komme, Ida abzuholen. — Mein Reisewagen steht bereit, und der Ihrige auch.

Robert.

Der meinige? Der hat sich umsonst in Bewegung gesetzt. Ich reise nicht, ich habe mich eines besseren besonnen, fürchte mich vor dem Pariser Straßenpflaster und vor dem Londoner Kohlendampf, befinde mich hier besser, bei weitem besser. — Onkelchen, erlauben Sie mir, Sie zu küssen.

Grünau (erschrocken).

Schon wieder?

Robert (umarmt ihn).

Ich habe heute meinen tollen Tag, meine muntere Laune, und küsse hiermit in Ihrer Person die ganze Welt! (Er dreht sich mit ihm um und springt dann zur Thüre hinaus.)

Grünau.

Verrückter Mensch!

(Der Vorhang fällt.)

———— ————

Dritter Aufzug.

(Saal wie in den vorigen Aufzügen. Zwei Jahre später.)

Erster Auftritt.

Ida (tritt ein).

Es hat mir einen sonderbaren Eindruck gemacht, ihn wiederzusehen. Er ist in den zwei Jahren männlicher geworden — hübscher. Ein Glück, daß er mich nicht erkannt hat, denn wie ich ihn so vor mir stehen sah, den angestellten Mann, den Herrn Legationsrath, und mir dabei alle Kindereien der vorigen Zeit in's Gedächtniß kamen, gerieth ich in eine recht peinliche Verlegenheit. — Das wird später nicht mehr der Fall sein, wenn ich besser gekleidet bin und ihm in Gegenwart Mehrer von der Tante förmlich vorgestellt werde. Habe ich mich doch lange nicht so auf etwas gefreut als auf das heutige Frühstück. Ein Ball am hellen Tage ist für mich etwas ganz Neues. O, ich will nicht vom Platze kommen, ich will tanzen, ohne auszuruhen, vom Anfange bis zum Ende, denn ich fühle mich so heiter gestimmt, so fröhlich. — Ohne Zweifel macht dies das schöne Wetter.

Zweiter Auftritt.

Ida. Die Gräfin.

Gräfin.

Im Garten ist alles in voller Thätigkeit, und mir schien es, als sähe ich auf der Anhöhe ein paar Wagen, die uns wahrscheinlich Gäste bringen. Wir werden an dreißig Personen zusammen bekommen.

Ida.

Hat der Onkel Grünau Ihre Einladung angenommen?

Gräfin.

Ich wette, er ist der Erste auf dem Platze. Er hat den Grafen Bibereck mit sich.

Ida.

Das freut mich. Ich bin gern in Gesellschaft mit dem Grafen.

Gräfin (lächelnd).

Er weiß den jungen Damen viel Schönes zu sagen.

Ida.

Ach, das ist es nicht, aber er amüsirt mich, und dann —

Gräfin.

Ich habe ihn hergebeten, um Hallerfeld eine Freude zu machen. Du weißt, er war sein Schulfreund.

Ida.

Wissen Sie wohl, liebe Tante, daß ich Hallerfeld diesen Morgen gesehen habe?

Gräfin.

So? und wo denn?

Ida.

Im Dorfe, vor dem Hause der alten Margarethe, die ich heute zum erstenmal an die Luft geführt habe. Er blieb stehen, als er mich erblickte, und sah mich eine ganze Weile unbeweglich an. Aber er näherte sich nicht und sprach kein Wort; so meine ich, daß er mich nicht erkannt hat.

Gräfin.

Leicht möglich, denn ich zweifle, ob er weiß, daß Du hier bist.

Ida.

Freilich kam ich erst aus der Pension, als er sich schon als Gesandtschafts-Attaché in Wien befand, und Sie haben ihm wohl niemals von mir geschrieben?

Gräfin.

Ist Dir doch während dieses ganzen Jahres weder Glückliches noch Unglückliches begegnet, das mir Stoff zu einem Briefartikel gegeben hätte.

Ida (gezwungen lächelnd).

Er weiß wohl kaum mehr, daß ich jemals in seiner Nähe gelebt habe!

Gräfin.

Um so besser. So macht er heute in Dir eine neue Bekanntschaft. Bist Du mit Deiner Toilette in Ordnung?

Ida.

Ich will mich einfach kleiden, recht einfach.

Gräfin.

Aber geschmackvoll doch?

Ida.

Das freilich wohl, und eben deßhalb bin ich zwischen zwei Kleidern streitig, zwischen dem weißen und dem blauen.

Gräfin.

Wähle ja aus, was Dir am besten steht. Ich möchte, daß Du heute zu Deinem Vortheile erschienest. Verstehst Du?

Ida.

Verlassen Sie sich auf mich. Sie wissen, ich bin nicht eitler, als eben nöthig ist, aber auf einem Balle, vorzüglich wenn er bei Tage gehalten wird, mag doch kein Mädchen das häßlichste sein. (Sie geht an die Thüre und kommt wieder zurück.) Nicht wahr? ich thue am besten, wenn ich das weiße Kleid anziehe? Es sieht so anspruchslos aus und ist dabei so frisch.

Gräfin.

Du hast recht.

Ida (geht ab, kommt aber, während die Gräfin an den Schreibtisch geht, wieder herein).

Wenn ich's recht überlege, so meine ich doch, das blaue sei hübscher.

Gräfin.

Putze Dich nach Deinem Gefallen. (Ida geht ab. Die Gräfin setzt sich an den Tisch und öffnet eine auf demselben stehende Cassette, aus welcher sie Briefe zieht.) Seine Briefe, seit einem Jahre geschrieben, eine respektable Menge. Laßt uns doch einmal sehen. (Sie öffnet einige.) Vom Juli vorigen Jahres, — vier Seiten, auch fünf und sechs Seiten — „heißgeliebtes Wesen“ und so weiter; — vom December — zwei Seiten, auch wohl drei — „meine theure Gräfin“ — vom April dieses Jahres — Eine Seite, — „Ewig verehrte Freundin!“ — Der April ist ein böser Monat! — Aber ach! — Hier kommt's noch schlimmer — vom Juni! — eine halbe Seite — Geschäfte, Mangel an Zeit, und „meine gnädige Frau!“ — O, die Männer! die Männer! aber können sie zuletzt dafür, daß die Schwärmerei, die sie mit dem Namen der Liebe belegen,

nicht ewig dauert? Müssen wir ihnen nicht noch Dank wissen, wenn sie sich nicht in Gleichgiltigkeit, sondern in ruhiges Wohlwollen verwandelt?

Dritter Auftritt.

Die Gräfin. Robert.

Robert.

Ich störe Sie doch nicht, meine gnädige Frau?

Gräfin.

Nicht im geringsten, lieber Robert, denn ich war eben mit Ihnen beschäftigt. — Ich blätterte in Ihren Briefen. —

Robert.

Sie beschämen mich. Ich war in der letzten Zeit im schreiben sehr lässig, aber da ich wußte, daß ich in kurzem so glücklich sein würde, Sie wiederzusehen —

Gräfin.

Eine Entschuldigung ist unter Freunden nicht nöthig; dazu macht mich Ihre Rückkunft so froh, daß ich heute durchaus nicht zürnen kann. Setzen Sie sich. (Robert nimmt einen Stuhl und setzt sich.) Und nun erzählen Sie mir von Wien. — Hat es Ihnen dort gefallen?

Robert.

Wo alles fröhlich ist, muß man es zuletzt wohl auch sein, ob man gleich deßhalb die Sehnsucht nach den entfernten Lieben nicht verliert.

Gräfin (lächelnd).

Mein Eldorado hier wird Ihnen, der Kaiserstadt gegenüber, nicht sehr brillant vorkommen.

Robert.

Ich kann Ihnen nicht sagen, wie mir zu Muthe war, als ich das Thürmchen Ihrer Dorfkirche von weitem sah. Alle Bilder meiner ersten frohen Zeit traten mir vor die Seele und die hellen Thränen in die Augen.

Gräfin.

Werden Sie lange bei uns bleiben?

Robert.

Das weiß ich nicht, da ich, wie ich Ihnen gestern sagte, als Legationsrath angestellt worden bin und folglich zu jeder Stunde den Befehl erhalten kann, mich zur Abreise nach Frankfurt anzuschicken.

Gräfin.

Ich sehe voraus, daß wir Sie in kurzem wieder verlieren werden.

Robert.

Wenn Ihnen die Trennung von mir wirklich schwer fällt, meine gnädige Frau, so steht es ja nur bei Ihnen, sie zu vermeiden.

Gräfin.

Wie das?

Robert.

Indem Sie endlich meine Wünsche krönen, sich auf ewig mit mir verbinden.

Gräfin (blickt ihn ergriffen an).

Robert! Und wenn ich nun geneigt wäre, das zu thun, was Sie sagen?

Robert.

So würde ich mich so geehrt als glücklich fühlen.

Gräfin.

Ihre Gesinnung steht also immer noch fest?

Robert.

Unerschütterlich.

Gräfin (mit Thränen im Auge).

Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, wie mich das rührt. (Plötzlich abbrechend.) Haben Sie nicht Lust, Ihre Lieblingsplätze im Garten zu besuchen, ehe die Gesellschaft kommt?

Robert.

Habe schon diesen Morgen meine Runde gehalten. Auch das Dorf habe ich besucht und war dort Zeuge eines wahrhaft ergreifenden Auftritts. Die Thüre einer kleinen, ärmlichen Hütte öffnete sich, und eine alte, dem Anscheine nach kranke Frau trat heraus, auf ein junges, wohlgekleidetes Mädchen gestützt. Die Alte erquickte sich sichtbar an der warmen, reinen Luft, und das Mädchen trug ihr sorgsam einen Lehnstuhl an den ruhigsten, reinsten Platz, steckte ihr das Halstuch zu und schob ein Kissen unter ihre Füße. Sie kam mir vor wie eine Samariterin, und wie ich sie schärfer betrachtete, war mir's, als ob ich ihre Züge früher schon gesehen habe; aber ich wagte nicht, sie anzureden. Wissen Sie mir nicht zu sagen, meine gnädige Frau, wer sie wohl sein könnte?

Gräfin (lächelnd).

Niemand sonst als Ida.

Robert.

Ida? — Ich wußte nicht, daß sie jetzt bei Ihnen wohne.

Gräfin.

Seit einem Jahre schon. Sie hätten sie gestern Abend schon gesehen, wenn Sie nicht so spät angekommen wären.

Robert.

Ida? Wahrhaftig, Sie haben recht; sie war es. — Sie scheint sich zu ihrem Vortheil verändert zu haben.

Gräfin.

Loben Sie sie, Robert, wenn Sie mich verbinden wollen. Ich bin stolz auf ihre Schönheit, auf ihre Bildung, mehr noch auf ihr Herz. Die alte Frau, die Sie sie heute zum erstenmal an die Luft führen sahen, hat sie mit Hilfe ihrer kleinen Hausapotheke hergestellt, und fühlt sich überglücklich, eine Mutter ihren Kindern erhalten zu haben.

Robert.

Gut war sie schon als Kind.

Gräfin.

Und wird, wie ich hoffe, nun bald als Gattin das Glück eines edlen Mannes machen. — Ihnen kann ich es schon vertrauen, ich habe eine Partie für sie im Sinne.

Robert (etwas betroffen).

So? Und darf ich wissen, mit wem?

Gräfin.

Das muß ich vor der Hand verschweigen, denn der Mann, von dem die Rede ist, hat sich noch nicht erklärt.

Robert.

Noch nicht?

Gräfin.

Aber ich denke, er wird nicht lange mehr damit zögern, und sehen Sie, das ist der Grund, weßhalb ich Ihren Vorschlag von vorhin so schnell annahm. Mit Ida's Heirath sinkt das letzte Hinderniß, das unserer Vermählung noch im Wege steht.

Robert.

Glauben Sie, daß Ida den Mann liebe, für den Sie sie bestimmt haben?

Gräfin.

Sie scheint ihm gut zu sein.

Vierter Auftritt.

Vorige. Graf von Bibereck.

Graf (zur Gräfin).

Ihrer gütigen Einladung zufolge bin ich hierher nicht gefahren, sondern geflogen. Meine Ungeduld schien sich den alten Rappen des Onkels Grünau mitgetheilt zu haben und —

Gräfin.

Sehen Sie doch um sich, lieber Graf! Bemerken Sie hier Niemand außer mir?

Graf (sieht sich um).

Robert! Wahrhaftig, Du bist es! Willkommen im Vaterlande, tausendmal willkommen!

Robert.

Alfred!

Graf.

Still! — Laß Dich einmal ansehen. (Er sieht ihn an.) Ich bin zufrieden — und jetzt — laß Dich umarmen. (Sie umarmen sich.)

Robert.

Sage mir, weßhalb Du mir während meiner Abwesenheit auch nicht ein einzigesmal geschrieben hast.

Graf.

Ich schreibe an keinen Menschen, denn gewöhnlich schreibt man, ohne es zu ahnen, dummes Zeug, und fallen Einem nach Jahr und Tag die eigenen Briefe wieder in die Hände, so begreift man gar nicht, wie man sie hat schreiben können.

Robert.

Wie geht es Deinem Vetter Rudolph, der Cousine Wilhelmine, unserm Professor Rode und Deinem Freunde, dem Lieutenant Milden?

Graf.

Sie sind Alle todt.

Robert.

Todt?

Graf.

Du sollst sie wenigstens vor der Hand dafür halten, sonst reden wir soviel von der lieben Freundschaft, daß uns keine Zeit übrig bleibt, von uns selbst zu reden.

Gräfin.

Wenn Sie erlauben, meine Herren, so lasse ich Sie nunmehr allein, ich muß sehen, wie weit meine Anstalten gediehen sind, und will Ihre gegenseitige Mittheilung nicht stören. (Sie geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Robert. Der Graf.

Robert (der Gräfin nachsehend mit einem Seufzer).

Sie ist doch noch recht hübsch, die Frau, recht wohl conservirt, nicht wahr, Alfred?

Graf.

Ich habe noch nicht darüber nachgedacht. Die Schönheiten, die einige dreißig Jahre zählen, gehen alle unbemerkt an mir vorüber.

Robert.

Da bedaure ich Dich. Es giebt doch Damen, die in diesem Alter noch wahrhaft interessant sind.

Graf.

Kann sein. Aber da wir einmal von Damen und Schönheiten sprechen. — Du warst ein ganzes Jahr lang in Wien; dort giebt es reizende Frauen! Hast Du Dein Herz vor ihnen behütet und es frei wieder zurückgebracht? Hast Du? Sei aufrichtig.

Robert.

Meine Aufmerksamkeit, meine Bewunderung haben einige auf sich gezogen, gefesselt hat mich keine.

Graf.

Nicht? — Das thut mir leid.

Robert.

Wie so?

Graf.

Siehst Du, es ist — ich bilde mir ein, Du hast eine Partie im Sinne.

Robert.

Das könnte wohl sein.

Graf.

Nun, da haben wir's.

Robert.

Ich verstehe Dich nicht.

Graf.

Hier ganz in der Nähe, nicht wahr? Sie war Dir schon lange zugedacht, schon lange?

Robert (sieht ihn erstaunt an).

Alfred!

Graf.

Von der Familie des Mädchens.

Robert.

Des Mädchens?

Graf.

Nun, ist's nicht Fräulein Ida, auf die Du rechnest?

Robert.

Ida? Nein.

Graf.

Nicht? So nimmst Du mir einen Stein vom Herzen.

Robert.

Liebst Du sie?

Graf.

Beinahe. Wenigstens habe ich in meinem Leben kein Mädchen gesehen, das mir so wohl gefallen hätte. Schönheit, Geist, Einfachheit, Talente, Herzensgüte; sie vereinigt alle Eigenschaften, die sich ein vernünftiger Mann, oder auch ein unvernünftiger, an einer Frau nur wünschen kann, und so sehr ich mich von jeher gegen das Ehejoch gesträubt habe, so stehe ich nicht dafür, daß sie mich zuletzt zu einem verzweifelten Entschlusse bringt. Hast Du sie schon singen hören?

Robert.

Vor Zeiten.

Graf.

Jetzt mußt Du sie hören. Hast Du sie schon tanzen sehen?

Robert.

Ich bin erst vor wenigen Stunden angekommen.

Graf.

Der heutige Ball ist eine gefährliche Klippe für meine Freiheit, denn jedesmal, wenn sie tanzt, bin ich ganz weg. Aber, Freundchen, da bemerke ich eben, daß Du mir ganz nachdenklich wirst; am Ende bin ich ein Narr, Dir das Fräulein so herauszustreichen, und ziehe mir selbst einen Nebenbuhler heran.

Robert.

Darüber kannst Du ruhig sein. Gesetzt auch, Ida entzückte mich, wie Dich, so käme das bei mir zu spät.

Graf.

Du bist also nicht mehr zu haben?

Robert.

Ich bin unauflöslich gebunden.

Graf.

Das ist mir sehr lieb; und darf man wissen, an wen?

Robert.

Vor der Hand ist das noch ein Geheimniß, aber in kurzem denke ich, werde ich es Dir sagen können. (Er sieht ihn forschend an.) Vielleicht gar heute noch.

Graf.

Und auf wen kommt es dabei an?

Robert.

Auf Dich.

Graf.

Auf Proben meiner Diskretion?

Robert.

Ich weiß, was ich meine. (Für sich.) Ohne Zweifel ist er's, dem man Ida bestimmt hat.

Graf.

Kenne ich Deine Erwählte.

Robert.

Das hieße zuviel verrathen.

Graf.

Ist sie hübsch?

Robert.

Die Begriffe von Schönheit sind verschieden.

Graf.

Ist es eine Heirath aus Liebe?

Robert.

Aus Achtung, Freundschaft und Dankbarkeit.

Graf.

Ach, Du lieber Himmel!

Robert.

Die edlen Gefühle, die ich Dir nannte, sind wohl besser geeignet, das Glück des Lebens zu sichern, als die Schwärmerei der Leidenschaft.

Graf.

Von der Philosophie habe ich niemals etwas begriffen, das weißt Du noch aus den Schulstunden.

Robert.

Es wäre möglich, daß Du anfangs meine Wahl tadeln wirst.

Graf.

Sehr möglich.

Robert.

Später wirst Du mich darum beneiden.

Graf.

Das glaube ich kaum.

Robert.

Und selbst, falls ich minder glücklich würde, als ich es zu werden hoffe, so könnte ich niemals bereuen, ein heiliges Wort erfüllt zu haben.

Graf.

Wer wird aber die heiligen Worte so unbesonnen hinaussprechen!

Sechster Auftritt.

Vorige. Grünau.

Grünau.

Endlich bin ich im Stande, mich vor hübschen Leuten sehen zu lassen! Der Staub, der fürchterliche Staub! — Eine Viertelstunde haben sie an meinem Kragen geputzt, und eine halbe Stunde an meiner Haartour. Sieh' da, Herr von Hallerfeld! Habe die Ehre, mein Kompliment zu machen.

Robert.

Ich bin sehr erfreut, Sie wohl und munter wiederzusehen, Herr von Grünau.

Grünau.

Mir scheint beinahe, Sie seien gewachsen.

Robert (lächelnd).

Das sollte ich denn doch nicht meinen.

Grünau.

Den Stephansthurm gesehen? In den Prater gefahren? Im Augarten gewesen? Den Strauß gehört, nicht wahr? Das müssen Sie mir noch alles zu seiner Zeit ausführlich erzählen. Jetzt sagen Sie mir nur das einzige: Bleiben Sie hier? oder kommen Sie fort?

Robert.

Man schickt mich nach Frankfurt.

Grünau.

Auch gut. Sind ein junger Mann, müssen in der Welt herumkommen, müssen wirken.

Siebenter Auftritt.

Vorige. Die Gräfin. Ida (im Ballstaate).

Gräfin (auf Ida zeigend).

Hier, Herr von Hallerfeld, habe ich die Ehre, Ihnen eine alte Bekannte vorzustellen.

Robert.

Bin ich so glücklich, mein Fräulein, von Ihnen noch gekannt zu sein?

Ida.

Halten Sie mich für so vergeßlich? Ich freue mich recht sehr, daß wir nach so langer Zeit wieder das Vergnügen haben —

Robert.

Wenn ich nicht irre, so habe ich Sie diesen Morgen schon gesehen. Aber Sie haben mich wohl nicht bemerkt?

Ida (lächelnd).

O, doch! — (Sie schweigt plötzlich verlegen.)

Robert.

Wirklich? — Erröthen Sie nicht, ich traf Sie bei einem frommen, heiligen Werke.

Ida (lächelnd).

Die Alte war recht wunderlich, wollte das Halstuch von sich werfen, die Füße auf die kühlen Steine setzen, ich hatte meine Noth mit ihr.

Graf (zu Ida).

Haben Sie sich wieder ein Gaudium gemacht mit einer alten Bauerfrau? (Zu Robert.) Denn die alten Bauerfrauen, muß ich Dir sagen, sind des Fräuleins liebste Gesellschaft.

Ida (scherzhaft).

Bin ich nicht die Verwandte der Gutsherrschaft, und theile einige ihrer Rechte? Muß ich darum nicht auch einen Theil ihrer Pflichten auf mich nehmen? (Ein Bedienter tritt ein und spricht leise mit der Gräfin.)

Gräfin.

Alles ist zum Frühstück bereit, und meine Gäste sind im Kostüm. Was meinen Sie? Soll erst gegessen oder erst getanzt werden?

Graf.

Erst getanzt. Man muß sein Brod verdienen, ehe man es genießt. (Zu Ida.) Darf ich mir den ersten Walzer ausbitten, mein Fräulein?

Ida (mit einem fast unwillkürlichen Blicke auf Robert).

Mit Vergnügen.

Gräfin.

So lassen Sie uns gehen. (Die Flügel der Mittelthüre werden geöffnet, und man sieht Gäste und Musiker im Garten. Die Gräfin, der Graf und Ida gehen hinaus. Die Thüre wird hinter ihnen nicht geschlossen. Man sieht während des folgenden Auftritts die Gräfin ihre Gäste begrüßen. Später beginnt ein Walzer, welchen der Graf mit Ida tanzt.)

Achter Auftritt.

Robert und Grünau (welche im Zimmer zurückgeblieben).

Grünau (den Abgegangenen nachsehend).

Ein charmantes Paar! das da — ein allerliebstes Paar!

Robert.

Wen meinen Sie?

Grünau.

Nun, den Grafen Alfred und Ida. Verrathen Sie mich nicht, aber ich hoffe, ich bringe die Mariage zu Stande. Der Graf hat heute im Wagen fortwährend von meiner Nichte gesprochen.

Robert.

Weiß die Gräfin um Ihren Plan?

Grünau.

Freilich wohl. Ohne die Gräfin ist ja hier einmal kein Heil zu finden.

Robert.

Und billigt sie ihn?

Grünau.

Sie ist nicht dagegen, meint aber, man solle weder dem einen, noch dem andern Theile zureden; die Sache müsse sich, wenn sie im Himmel beschlossen wäre, von selber machen.

Robert.

Da meint sie ganz recht. Alfred ist ein guter Mensch.

Grünau.

Ein vortrefflicher Kavalier.

Robert.

Dem ich alles Glück auf Erden gönne; ja gewiß!

Grünau.

Sie sagen das mit einer so sauern Miene, daß ich zweifeln möchte, ob es auch wahr ist.

Robert.

Ich hoffe nicht, daß Sie mich für fähig halten —

Grünau.

Ihren Freund um eine Erbschaft zu beneiden? um eine Ehrenstelle? Nein, — aber um ein schönes Mädchen? Verzeihen Sie mir, das wäre denn doch möglich, und beinahe möchte ich sagen, in der Ordnung.

Robert.

Herr von Grünau!

Grünau.

Ueber Ihr Schicksal dürfen Sie sich nun in keinem Falle beklagen, denn Sie hätten meine Nichte haben können, wenn Sie gewollt hätten. Brauchten vor zwei Jahren nur den Mund aufzuthun, so hatten Sie sie. Das Mädchen war Ihnen gut, ich war Ihnen gut, und die Tante mußte zuletzt, Schande halber, einwilligen. — Haben den Preziösen gespielt, jetzt bekommt sie ein Anderer.

Robert.

Ich muß mir das gefallen lassen.

Grünau.

Apropos, da ich vorhin die Tante nannte, erinnern Sie sich noch, wie Sie sich einbildeten, in sie verliebt zu sein? — und das von Alba und Carlos? Wissen Sie noch? Ich muß noch immer lachen, wenn ich daran denke. Wir waren damals sehr jung, mein lieber Baron! Nicht wahr?

Robert (ernsthaft).

Jung? Ja, indeß vielleicht vernünftiger als jetzt. Die Jugend hat ein richtiges Gefühl für das wahrhaft Edle und Werthvolle, das oft den späteren Jahren mangelt.

Grünau.

So halten Sie Ihre poetische Schwermuth, Ihre Aufforderung an mich, und den übrigen Theatercoup —

Robert.

Die Aeußerungen meiner Empfindungen waren thöricht, nicht so die Empfindungen selbst.

Grünau.

Ein Glück, daß Sie wohl bald nach Frankfurt reisen, sonst wäre zu befürchten, der Paroxysmus repetirte. — Ein prächtiger Walzer! Dreht einen unwillkürlich im Kreise herum, und ich halte Sie ab mit meinem Geschwätz.

Robert.

Ich tanze nicht.

Grünau.

Nicht? — Dachte ich's doch! Wie alle jetzigen jungen Leute. Müssen die Welt regieren, haben zum Tanzen keine Zeit. Werden Lust dazu kriegen, wenn sie fünfzig Jahre alt sind, aber dann verbietet sich's. — Da fliegt Ida mit dem Grafen vorbei; das ist doch noch eine schöne, aufgeweckte Jugend. Sehen Sie?

Robert.

Ja wohl.

Grünau.

Wenn Sie auch nicht tanzen wollen, so kommen Sie wenigstens mit mir hinaus zu den Uebrigen.

Robert.

Gehen Sie voran; ich folge Ihnen sogleich.

Grünau (indem er hinausgeht, für sich).

Ein kurioser junger Mensch! (Er geht in den Garten.)

Robert.

Ich fühle mich übel gelaunt, verdrießlich, und weiß selbst nicht zu sagen, weßhalb. — Ist es das unangenehme Gefühl, das wohl Jeden ergreift, wenn er verändert unter seine unveränderten Umgebungen tritt? Oder ist es wahr: ist es die Erinnerung an die schönen, für mich auf ewig verschwundenen Träume meiner Jugend, was mich quält? Genug, mir ist das Herz beengt, und ich wünschte, ich käme bald fort von hier und in Thätigkeit.

Neunter Auftritt.

Robert. Ida (aus dem Garten).

Ida.

Herr Baron, meine Tante fragt nach Ihnen und schickt mich her, um Ihnen zu sagen, daß Sie doch tanzen möchten, es sei bei dem Balle auf Sie gerechnet.

Robert.

Die Gräfin wird verzeihen, wenn ich mich entschuldige.

Ich war von jeher ein schlechter Tänzer und bin jetzt ganz aus der Uebung gekommen.

Ida.

Bei einem ländlichen Feste, unter Bekannten —

Robert.

Ich habe den Tanz gleichsam abgeschworen.

Ida.

So halten Sie es, wie Sie wollen. Ich habe meinen Auftrag ausgerichtet. (Sie will gehen.)

Robert.

Sie wollen gehen? O, bleiben Sie noch einen Augenblick. Wie ich Sie so vor mir stehen sehe, fühle ich mich in eine andere Zeit versetzt, in eine bessere Zeit.

Ida.

Gedenken Sie der alten Zeiten gern?

Robert.

Nur zu gern. Die Wirklichkeit hält niemals das, was die Hoffnung verspricht; darum sind die Tage der Hoffnung auch die schönsten im Leben, und mit innigem Verlangen wünschte ich mir nur einen davon zurück.

Ida.

Einen von den Tagen, die Sie vor zwei Jahren hier bei uns zubrachten? — Aber, lieber Baron, Sie waren ja damals immer so düster und traurig —

Robert (lächelnd).

Ich war traurig, liebes Fräulein, weil es mir Vergnügen machte, traurig zu sein. Die Schwermuth eben war der Hauptspaß.

Ida (schnell).

Ich kenne das, ich kenne das.

Robert (aufmerksam).

Sie kennen es?

Ida.

I nun, alle jungen Leute, meine ich, gleichen sich in gewisser Beziehung.

Robert.

Sie haben sich also auch bisweilen im Kummer wohlgefallen?

Ida.

Ich hätte nur einen größeren Kummer haben mögen, einen recht schweren, oder ich hätte gewollt, daß mich Jemand recht empfindlich gekränkt und beleidigt hätte, um mich mit vollem Rechte nach Herzenslust ausweinen zu können. Aber verstehen Sie, so war mir nicht immer zu Muthe, und sowie der Trauer-anfall vorüber war, wurde ich wieder zum Kinde.

Robert.

Erinnern Sie sich, wie wir im Garten der Tante Blumen begossen?

Ida.

Wohl erinnere ich mich dessen. Und wie Sie mir das Hänflingsnest vom Baume holten.

Robert.

Wissen Sie noch davon?

Ida.

Einer der Hänflinge lebt noch.

Robert.

Und wie Sie in Verzweiflung waren, weil man Sie in die Pension schickte? Denken Sie noch daran?

Ida.

Ach ja! — Sie sind noch der alte Robert, nicht der Mann im Staate, nicht der Legationsrath. Wissen Sie, daß ich diesen Morgen wahrhaft verlegen war, vor Ihnen zu erscheinen? Aber jetzt ist es damit vorbei, ganz vorbei, und ich wünsche nur, daß Sie recht lange bei uns bleiben mögen.

Robert.

Das kann Niemand mehr wünschen als ich. Ich fühle mich hier so glücklich, wie ich seit Jahren nicht gewesen. (Er tritt mit ihr an's Fenster.) Wenn ich diese Hügel betrachte, diesen Fluß und diese Wiese! — Erinnern Sie sich? Auf dieser Wiese wurde vor zwei Jahren der große Hahnschlag gehalten.

Ida (lächelnd).

Bei welchem der dicke Michel den Sieg davon trug. (Die Gräfin erscheint an der Thüre.)

Robert (auf die Fensterscheibe blickend).

Robert? — was steht nur da geschrieben?

Ida (erschrocken, will ihn wegziehen).

Ach! Was weiß ich?

Robert.

Es ist Ihre Handschrift. (Er liest.) „Leb' wohl, Robert!" — Hat das mir gegolten?

Ida.

Die Tante erwartet Sie.

Robert.

Hier im Hause gab es außer mir keinen Robert. Ich beziehe es also ohne Bedenken auf mich. Wann haben Sie es geschrieben?

Ida.

Als ich noch ein Kind war.

Robert (halb scherzend).

In einer Stunde der Fröhlichkeit oder der Schwermuth?

Ida (scheltend).

Ach!

Robert.

Am Tage Ihrer Abreise? Ist's nicht so?

Ida.

Ich glaube.

Robert.

Es ging Ihnen also doch nahe, daß Sie den Robert nicht mehr sehen sollten?

Ida.

Nun ja, warum nicht?

Robert.

Und folglich meinten Sie es gut mit mir?

Ida.

Ich meine es mit allen Menschen gut.

Robert.

Engel! (Für sich.) Wohin gerathe ich?

Zehnter Auftritt.

Vorige. Die Gräfin.

Gräfin.

Ich muß wohl selbst kommen, Sie abzuholen, lieber Robert, denn meinem Abgesandten gehorchen Sie nicht. Mein kleiner

Ball, ohne Ruhm zu melden, ist recht hübsch, wird Ihnen zu Ehren gegeben, Sie müssen das erkennen und tanzen.

Robert.

Ich tanze schon seit zwei Jahren nicht mehr.

Gräfin.

So machen Sie heute eine Ausnahme von der Regel. Die Paare haben sich bereits gestellt, und wenn Sie sich nicht in's Mittel schlagen, so bleibt Ida ohne Tänzer.

Robert.

Wahrlich, nur Ihr Befehl kann mich bestimmen.

Gräfin.

Ich spreche ihn aus. Ida, geh' uns voran, in zwei Minuten bin ich mit dem Baron bei Dir.

Ida (nimmt die Hand der Gräfin).

Ach, das ist ein allerliebstes Fest, gute Tante! (Sie hüpft hinaus.)

Elfter Auftritt.

Robert. Die Gräfin.

Gräfin (sieht ihn eine Weile an).

Robert, Sie scheinen mir nicht fröhlich.

Robert.

Wie so, meine gnädige Frau?

Gräfin.

Indeß habe ich vielleicht das Mittel in den Händen, Sie aufzuheitern.

Robert.

Meine theure Gräfin —

Gräfin.

Unsere Verlobung kann noch diesen Abend gefeiert werden. Was sagen Sie dazu?

Robert.

Noch diesen Abend? Unmöglich!

Gräfin.

Ja. Denn der Mann, von welchem ich Ihnen diesen Morgen sagte, und den ich mit Ida verbunden wünschte, — er hat sich nun erklärt.

Robert.

So ist er hier?

Gräfin.

Freilich wohl. In Ida's Herzen glaube ich gelesen zu haben und zweifle nicht, daß sie seinen Antrag annehmen wird. Somit betrachte ich sie also von dieser Stunde an als Braut und kann an meine eigene Vermählung denken, die ich in wenigen Stunden der hier anwesenden Gesellschaft bekannt machen will, (nach einer Pause) wenn Ihnen das nämlich so recht ist.

Robert.

Können Sie daran zweifeln?

Gräfin (ergreift seine Hand).

Ich zweifle nicht. — Sie haben doch das versiegelte Blatt noch, das meine Rechtfertigung enthält?

Robert.

Es liegt unerbrochen in meiner Cassette.

Gräfin.

Vergessen Sie nicht, es Abends zu sich zu stecken. Ich

gehe, die Gesellschaft zu bitten, sich punkt sieben Uhr zum zweitenmal in meinem Garten zu versammeln. — O, Robert, jetzt darf ich es wohl sagen: Heute ist der schönste Tag meines Lebens. (Sie geht in den Garten.)

Robert.

Schweig' still, mein Herz! Ehre und Dankbarkeit zeigen mir den Weg, den ich betreten soll, ich folge ihrem Winke. (Er geht ihr nach.)

(Der Vorhang fällt.)

Vierter Aufzug.

(In demselben Saale.)

Erster Auftritt.

Salome (allein, tritt auf).

Ich habe dem Balle nur ganz von weitem zugesehen, aber doch meine Freude daran gehabt. Die anderen Fräulein mochten mit Blumen und Bändern behangen sein, soviel sie wollten, unsere Ida war doch die Schönste von allen, und getanzt hat sie — getanzt! Ich glaubte, so ein Amorchen mit Flügeln, wie sie im Pavillon neben den heidnischen Göttern gemalt sind, fliege im Garten herum, man hörte ihre Tritte nicht. Der Graf von Bibereck schien sehr mit ihr beschäftigt, aber auch der Baron von Hallerfeld hat sie recht lange angesehen. — Der Baron von Hallerfeld? Der gefällt mir doch von allen den jungen Herren noch am besten, und mir ist, als ob eine innere Stimme mir sagte, er, und kein Anderer werde einmal der Mann meines Fräuleins werden, und stemmte sich die ganze Welt dagegen. Ich glaube auch kaum, daß das Fräulein einen Andern haben möchte. — Kaum glaube ich das.

Zweiter Auftritt.

Robert. Salome.

Robert (ohne Salome zu bemerken, für sich).

Diesen Abend also — sagte sie. Diesen Abend bin ich unwiderruflich gebunden, und eben heute muß es mir begegnen — daß — die Unterredung mit Ida hat mich in meinen Gedanken und Gefühlen ganz irre gemacht. Ein Glück, daß ich nicht gezwungen sein werde, in ihrer Nähe zu leben, denn wie lange wird es dauern, so verheirathet sie sich, und ich ziehe fort.

Salome.

Schönen guten Abend, mein Herr Baron, schönen guten Abend! Kennen Sie mich noch?

Robert.

Wie sollte ich nicht? Mamsell Salome, ich freue mich herzlich, Sie wiederzusehen.

Salome.

Freuen sich? Das muß man Ihnen lassen, Herr Baron, höflich waren Sie immer und sind's auch, wie ich bemerke, geblieben.

Robert.

Meine Schuldigkeit.

Salome.

Gerecht und billig ist es freilich, wenn Sie ein wenig freundlich mit mir sind, denn ich bin Ihnen von Herzen gut. Fragen Sie über diesen Artikel nur das Fräulein; täglich habe ich mit ihr von Ihnen gesprochen.

Robert.

Also auch das Fräulein sprach von mir?

Salome.

Ich sollte Ihnen das eigentlich gar nicht sagen.

Robert.

Warum nicht? Bin ich doch ein alter Bekannter, das Kind vom Hause. Reden Sie, meine liebe Mamsell Salome.

Salome (für sich).

Seine liebe Salome, da widerstehe eine Andere. (Laut.) Wenn wir von Ihnen sprachen, so hat gewöhnlich das Fräulein den Discours angefangen.

Robert (fröhlich).

Wahrhaftig? (Ernster.) Das Fräulein ist nun achtzehn Jahre alt.

Salome.

Freilich wohl. Ach das macht unser einen recht alt.

Robert.

Sie hat sich zu ihrem Vortheil ausgebildet.

Salome.

Das sollte ich meinen.

Robert (mit einem Seufzer).

Wird sich wohl nun bald verheirathen!

Salome (lächelnd).

Es wäre Zeit dazu; aber mit wem denn?

Robert.

Der Graf von Bibereck macht ihr den Hof.

Salome.

Ach! Der?

Robert.

Die Gräfin meint, Fräulein Ida sei nicht gleichgiltig gegen ihn.

Salome.

Sie spricht freilich lieber mit ihm als mit einem Andern; aber darauf darf sich der Graf nicht viel zugute thun, das hat seine besondere Ursache.

Robert.

Welche Ursache —?

Salome.

Das sollte ich Ihnen eigentlich wieder nicht sagen, aber was hilft's? Sie haben mir das Herz einmal auf die Zunge gelockt. Sehen Sie, der Graf ist Ihr Freund, hatte immer durch die dritte Hand Nachricht von Ihnen, und die wußte das Fräulein auf recht geschickte Art von ihm heraus zu bekommen.

Robert (gerührt).

Also deßhalb?

Salome.

Sie hat ein Vögelchen, das sie Ihnen verdankt, und das, Herr Baron, hat sie beinahe lieber als mich.

Robert.

Ida, liebe gute Seele!

Salome.

Das rührt Sie, nicht wahr?

Robert.

Es überrascht mich.

Salome.

Ach, ich könnte Ihnen noch weit mehr erzählen, aber es geht nicht an, es will sich nicht schicken. Wenn vor zwei Jahren nicht so manches im Wege gestanden, sie hätte nichts

dagegen gehabt, gar nichts, und deßhalb eben mußte sie über Hals und Kopf fort.

Robert.

So?

Salome.

Nun, es ist immer noch nichts verloren, und Sie sind jetzt ein gemachter Mann, der sich von Niemand mehr kommandiren zu lassen nöthig hat. Ich sage nichts weiter, gar nichts; aber wenn ich die Freude noch erlebte, die einzige Freude nur — dann wollte ich gern die Augen schließen. (Sie geht ab.)

Robert.

Sie liebt mich! Ida liebt mich, und ich Thor habe das Glück meines Lebens von mir gestoßen? Wie konnte ich nur nicht gleich bei ihrem ersten Anblicke fühlen, daß sie der Engel sei, vom Himmel selbst bestimmt, um meinen Tagen Heil und Frieden zu geben. Unglückliche Schwärmerei des Jünglings, für die der Mann nun büßen muß. Büßen? — Erwartet mich denn ein so trauriges Loos an der Hand einer edlen Frau, an die mich die innigste Achtung kettet, die mich aus dem Taumel der Welt errettet und zur Thätigkeit angefeuert, der ich alles verdanke, was ich leiste, und was ich bin? — Die Gräfin liebt mich mit der treuesten Liebe, ist immer noch schön, dabei geistreich, gut und liebenswürdig. — Ach, aber alle die Eigenschaften, die ich an ihr rühme, besitzt Ida auch, ihre Schülerin, und statt der ernsten Weltkenntniß der Gräfin die frohe Unbefangenheit der Jugend. Ich hätte diese Ida nicht mehr finden sollen; da ich sie aber nun einmal gefunden, (plötzlich entschlossen) so will ich zeigen, was ein Mann von Ehre im Kampfe mit sich selbst vermag. Nie, nie wisse die Gräfin um die heutige Verirrung meines Herzens, und Ida erfahre durch mich selbst, wie ich mit ihrer

Tante stehe. So ersticke ich vielleicht in dem Mädchen eine aufkeimende Neigung, die sie sich wohl selbst kaum noch gestanden, und genüge meiner Pflicht gegen beide Frauen.

Dritter Auftritt.

Robert. Ida.

Ida.

Verzeihen Sie, lieber Baron, daß ich so hereinstürme. Ich glaube, ich habe Sie erschreckt.

Robert.

Ich war eben in Gedanken.

Ida.

Ich soll den Haushofmeister fragen, ob alles wegen des heutigen Soupers in Ordnung ist.

Robert.

Alles. Der Haushofmeister selbst sagte es mir.

Ida.

Warum nur die Tante heute noch eine zweite Festlichkeit veranstalten will? Wir sind doch Alle vom Tanzen noch ein wenig müde.

Robert.

Sie mag eine besondere Veranlassung dazu haben.

Ida.

Beinahe möchte ich das selbst glauben. — Eine besondere Veranlassung, und noch dazu eine recht fröhliche, denn sie dreht sich im Garten herum, leicht wie ein sechszehnjähriges Mädchen, und trifft ihre Anstalten und theilt ihre Befehle aus

mit einer Miene, die zu sagen scheint: „Freut Euch doch, Ihr habt Ursache.“ Wissen Sie nicht, ob die Tante Freising uns etwa eine Ueberraschung macht und hierher kommt?

Robert.

Das ist es nicht, mein Fräulein, was die Gräfin beschäftigt.

Ida.

Sind Sie in ihr Geheimniß eingeweiht?

Robert.

Ja.

Ida.

Nun, ich will eben nicht, daß Sie es ausplaudern sollen, aber könnten Sie es mich nicht so ein wenig errathen lassen?

Robert (ernsthaft).

Das war's eben, was ich wollte.

Ida.

Sie machen ja dazu ein so ernsthaftes Gesicht.

Robert.

Die Sache ist ernsthaft.

Ida.

Ernsthaft? Und die Tante ist so kindlich froh dabei!

Robert.

Das Ernste ist darum nicht immer traurig. Wie alt glauben Sie, daß Ihre Frau Tante sei?

Ida (blickt ihn verwundert an).

Ich weiß es nicht genau, aber ich meine etwa vierzig Jahre.

Robert.

Sie ist wohl jünger.

Ida.

Kann sein, aber wie kommt das Alter meiner Tante da hinein?

Robert.

Ihre Tante ist seit vier Jahren Wittwe, ist reich, frei und wohl im Stande, einen Mann zu fesseln. Würden Sie es nicht für etwas ganz Natürliches halten, wenn sie daran dächte, zu einer zweiten Ehe zu schreiten?

Ida.

Die Tante? — Sie sind nicht klug.

Robert.

Wie so?

Ida.

Die Tante? — Das ist ja gar nicht möglich.

Robert.

Was würden Sie sagen, wenn es dennoch der Fall wäre? Tadeln könnten Sie darum Ihre Tante doch nicht.

Ida.

Tadeln werde ich sie nie, was sie auch immer thun mag, denn ich weiß, sie handelt nie anders als aus Grundsätzen; aber was Sie mir da zu verstehen geben wollen, verzeihen Sie mir, das glaube ich nimmermehr.

Robert.

Diesen Abend werden Sie es glauben.

Ida.

Lieber Baron, machen Sie mir nicht Angst.

Robert.

Angst? Wie so? Inwiefern könnte es Ihnen wehe thun,

wenn Ihre Tante ihre Hand verschenkte? Würde sie nicht vermählt Sie ebenso lieben und für Sie sorgen können, wie jetzt?

Ida.

Ich zweifle nicht daran; aber bei alledem habe ich mir den Fall nie als möglich gedacht, und wüßte nicht, wie ich mich darein finden sollte, wenn er einträte.

Robert.

Ihre Tante hat viel für Sie gethan.

Ida (lebhaft).

Sagen Sie, ich sei ihr Geschöpf, und Sie sagen nicht zuviel; dafür hänge ich aber auch an ihr, wie an einer Mutter.

Robert.

Und wollten es ihr nicht gönnen, wenn sie nach so manchem Leiden, das ihr die Welt bereitet hat, endlich ein Glück nach ihrem Sinne fände? wenn sie endlich anfangen wollte, für sich zu leben, nachdem sie solange für Andere gelebt?

Ida.

Robert, so habe ich es nicht gemeint, auf meine Ehre so nicht. Ich kann mir zwar — warum? begreife ich nicht, — die Tante nicht als verheirathet denken, ohne ein unangenehmes Gefühl. Aber wenn die theure Frau durch eine Heirath glücklich werden könnte, so wollte ich ja gern ihr Glück erkaufen auf Kosten meines Lebens. — Jetzt reden Sie ohne Umschweif, sagen Sie mir alles, denn daß Sie alles wissen, ist mir klar.

Robert.

Die Gräfin ist schon seit zwei Jahren verlobt, und heute wird ihre Wahl bekannt gemacht werden.

Ida.

Seit zwei Jahren?

Robert.

Ja. Ihnen zu Liebe verschob sie ihre Verbindung.

Ida.

Mir zu Liebe?

Robert.

Sie wollte Ihre Erziehung vollenden, ehe sie neue Pflichten über sich nähme.

Ida.

O, die Gute! Die Vortreffliche! Und wer ist ihr Bräutigam?

Robert.

Ein Mann, der ihr, wie Sie selbst, alles zu danken hat.

Ida.

Robert!

Robert.

Ich bin es selbst!

Ida (erschrickt heftig, faßt sich aber gleich).

Sie?

Robert.

Ja, und glauben Sie nicht, daß sie den Jüngling aus Eitelkeit an ihren Triumphwagen zu fesseln gesucht, wie damals ihre Feinde meinten. Nie hat sie mir weder durch ein Wort, noch durch einen Blick ihre Liebe zu mir errathen lassen. Erst als ich in der Verzweiflung der Schwärmerei vor sie hintrat und ihr nur die Wahl ließ zwischen meiner Liebe und meinem Verderben, offenbarte sich mir ihr Herz.

Ida.

Ein Herz, um das Sie jeder Biedermann beneiden wird,

und das Sie glücklich machen müssen, wenn ich nur irgend Achtung für Sie empfinden soll. — Robert, was ist Ihnen?

Robert.

Bemerken Sie es nicht, es geht vorüber.

Vierter Auftritt.

Vorige. Die Gräfin.

Gräfin.

Alles ist zu meinem kleinen Feste bereit, und die Gesellschaft wird sich bald versammeln. Sie haben doch die Schrift bei sich, lieber Robert, die bewußte Schrift?

Robert.

Ich habe sie auf meinem Zimmer.

Gräfin.

Holen Sie dieselbe sogleich und bringen Sie sie in den Garten, wo ich Sie erwarte. — Nun, Robert, endlich ist der von Ihnen ersehnte Augenblick gekommen. Hatte ich nicht recht, Ihnen zu sagen, daß zwei Jahre schnell verfliegen würden?

Robert (küßt ihre Hand).

Bis an's Ende meines Lebens sollen Sie mich, wie heute, dankbar und ergeben finden. (Er geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Die Gräfin. Ida.

Ida (für sich).

Er ist nicht glücklich, und ich muß künftig fern stehen

von dem Gemahle der Tante; das lehrt mich mein innerstes, mich nicht trügendes Gefühl.

Gräfin (lächelnd zu Ida).

Ida, Du sagst kein Wort? — Du begreifst wohl nicht, was das alles zu bedeuten habe?

Ida.

Liebe Tante, ich dachte eben an etwas ganz Anderes.

Gräfin (sieht sie an).

Und an etwas Unerfreuliches, wie mich däucht.

Ida.

Erfreulich ist es wohl nicht zu nennen, und es wird mir schwer, es Ihnen zu sagen.

Gräfin.

Wie? Deiner alten Mama?

Ida.

O, Sie sind immer so herzensgut gegen mich gewesen, so nachsichtig, so freundlich; das werde ich niemals vergessen, auch nicht wenn eine Zeit kommen sollte, in der ich nicht mehr das Glück hätte, unter Ihren Augen zu leben. (Sie bricht in Thränen aus.)

Gräfin.

Ida! Welche Verwandlung!

Ida.

Und beten werde ich für Sie an jedem neuen Morgen, daß es Ihnen wohlgehe, und ich werde erhört werden, es wird Ihnen wohlgehen, denn was Sie an mir, der Waise, gethan haben, muß Ihnen Segen bringen.

Gräfin.

Von Deiner Liebe, Deiner Dankbarkeit bin ich überzeugt, aber was veranlaßt die Aufregung, in der ich Dich sehe?

Ida.

Ach, liebe Tante, Sie mußten das alles von mir hören, was ich eben gesagt habe, damit Sie nicht etwa glauben, ich erkenne nicht, was ich Ihnen schuldig bin, wenn ich Sie bitte —

Gräfin.

Wenn Du mich bittest?

Ida.

Mir zu erlauben —

Gräfin.

Dir zu erlauben? — Was?

Ida.

In das Haus des Onkels Grünau zu ziehen.

Gräfin.

Wie kommst Du auf den Gedanken?

Ida.

Sie wissen, daß schon vor zwei Jahren, nach meines Vaters Tode, der Onkel den Wunsch ausgesprochen, mich um sich zu haben. Er ist kinderlos, alt, ich glaube, er bedarf meiner Stütze.

Gräfin.

Und daß ich Deiner bedürfe, meinst Du nicht?

Ida.

Weniger als der Onkel, in kurzem gar nicht mehr.

Gräfin.

In kurzem gar nicht mehr? Gestehe mir's, Ida, Robert hat Dir das Geheimniß der heutigen Festlichkeit verrathen.

Ida.

Das hat er; o, seien Sie darüber nicht böse.

Gräfin.

Mißbilligst Du meinen Entschluß?

Ida.

Wie könnte ich mir jemals ein Urtheil erlauben über das, was Sie beschließen?

Gräfin.

Und doch vertreibt Dich, wie es scheint, mein Brautstand aus meiner Nähe.

Ida.

Sie könnten glauben?

Gräfin.

Ich hätte sehr gewünscht, daß sich für Dich eine passende Partie gefunden hätte, bevor ich meine Heirath erklärte. Aber ich kann diese Erklärung nun nicht länger aufschieben, weil der Baron nächstens gezwungen sein wird, von hier abzureisen.

Ida.

Ich begreife das.

Gräfin.

Indeß, wer weiß, ob Du mit dem allen Dich nicht vor mir vermählst. Die Liebe des Grafen Bibereck zu Dir scheint täglich ernsthafter zu werden.

Ida.

Ach, gute Tante! Ich hoffe, der Mann kann gar nicht lieben.

Gräfin.

Du hoffst das?

Ida.

Ich hoffe es für ihn, weil ich doch seine Liebe nicht erwiedern könnte.

Gräfin.

Nicht? Du schienst Dich doch bis jetzt in seiner Gesellschaft zu gefallen?

Ida.

Ach ja — das war — aber heute auf dem Balle ist er mir zuletzt beinahe widrig geworden.

Gräfin.

Ich hatte mir geschmeichelt —

Ida.

Nein, nein! Muß ich denn eben auch heirathen? Ich bin vermögend, kann meine Gutsleute auf dem Gute glücklich machen, wenn ich das Gut einmal übernehme, kann die Schulen verbessern, den Armen Wohlthaten erweisen. O, mir bleibt auf jeden Fall ein recht schöner Wirkungskreis.

Gräfin.

Denkst Du so?

Ida.

So denke ich, und nicht wahr, meine Bitte wegen des Onkels hat sie nicht beleidigt?

Gräfin.

Nichts weniger als das.

Ida.

Ich werde mich aus der Ferne Ihres Glückes freuen, davon sind Sie überzeugt, nicht wahr?

Gräfin.

Ich bin es.

Ida.

Aber wenn Ihnen, was der Himmel verhüten möge, ein Unglück zustoßen sollte, und Sie wären dann gebeugt und traurig, und hätten Niemand, in dessen Busen Sie Ihren Kummer ausschütten könnten, so lassen Sie mich rufen, oder

schreiben Sie mir zwei Zeilen, nur zwei Zeilen, und ich fliege her zu Ihnen, um mit Ihnen zu weinen.

Gräfin.

Ida, Du verlockst mich zu einem recht frevelhaften Gefühle. Ich möchte stolz sein auf ein Herz, das ich Dir doch nicht gegeben habe. Aber genug, wenn wir länger auf diese Art miteinander reden, weinen wir zuletzt wie die Kinder, und geweint soll heute nicht mehr werden, denn ich will den schönen Augenblick, der mich erwartet, ganz genießen.

Ida.

Noch habe ich Ihnen meinen Glückwunsch nicht dargebracht, empfangen Sie ihn jetzt, er ist so aufrichtig, als warm. (Sie wirft sich in die Arme der Gräfin.)

Gräfin.

Ich nehme ihn an. Ich habe volle Ursache, Glückwünsche anzunehmen. Laß uns gehen. (Sie gehen ab.)

Verwandlung.

(Gartenplatz. Die Hecken mit Blumenketten geschmückt. Zwei Reihen Stühle gesetzt. Alles hat ein festliches Ansehen.)

Sechster Auftritt.

Grünau. Der Graf. Damen und Herren (im Vordergrunde. Weiter hinten Landleute und Dienstleute, unter letzteren Salome).

Eine Dame (einen Zweig in der Hand).

Die Mücken! die schrecklichen Mücken! Das heißt nun ein Pläsir, und ich wäre so gern in die Stadt zurückgefahren; heute giebt man die Somnambüle.

Eine andere Dame.

Die Wahrheit zu gestehen, ich bin nicht ungern bei dieser Soirée, vielleicht wird sie interessanter, als man denkt. (Die Damen reden leise.)

Grünau (zum Grafen).

Sagen Sie mir in aller Welt, was hier los ist? Daß etwas insgeheim verhandelt wird, ist außer allem Zweifel. Aber was? Wenn Sie etwa darum wissen, so bitte ich Sie, helfen Sie mir aus dem Traume, denn ich habe große Angst, es möchte zuletzt etwas Einfältiges herauskommen.

Graf (verdrießlich).

Kluges sieht man freilich täglich weniger in der Welt.

Grünau.

Die Gräfin hat sich heute Mittag vor mir nicht sehen lassen.

Graf.

Seien Sie froh, ich wünschte, kein Mensch ließe sich vor mir sehen.

Grünau.

Warum?

Graf.

Weil mich die Menschen ärgern.

Grünau.

Sind Sie übler Laune?

Graf.

Miserabler.

Grünau.

Mit oder ohne Grund?

Graf.

Mit! mit! mit!

Grünau.

Sie erschrecken mich.

Graf.

Nicht doch! Bis morgen habe ich es abgeschüttelt.

Erste Dame (zu der zweiten).

Sie meinen also eine Verlobung?

Zweite Dame.

Hallerfeld hat sich heute auf dem Balle deklarirt.

Erste Dame.

Für die Tante oder die Nichte?

Zweite Dame.

Versteht sich für die Nichte.

Erste Dame.

Nun, ehemals machte er der Tante die Cour.

Zweite Dame.

Glauben Sie das nicht.

Erste Dame.

Es war ja stadtkundig. Die Gräfin mag sich schön geärgert haben, wenn er etwa zu der Fahne ihrer Nichte übergegangen ist.

Ein Herr (mit einigen abgepflückten Blumen).

Darf ich den Damen einiges gestohlene Gut zum Opfer bringen? (Die Damen nehmen einige Blumen.)

Siebenter Auftritt.

Vorige. Robert.

Robert (zu Grünau).

Die Gräfin ist noch nicht hier?

Grünau.

Noch nicht. Gut indeß, daß Sie kommen, Baron. Helfen

Sie mir, hier Ihren Freund ein wenig aufmuntern. Er ist heute von Hypochondrie geplagt.

Robert.

Alfred!

Graf.

Laß mich! Du wärst eben der Mann, der mich aufmuntern könnte; Du, der Urheber meines Verdrusses.

Robert.

Wie so?

Graf.

Aber ich auch! Meine Dummheit! Dir ein solches Bild von dem Mädchen zu entwerfen, ein solches Porträt à la Tizian.

Robert.

Von Ida?

Graf.

Freilich. Ich habe sie Dir mit aller Gewalt interessant gemacht.

Robert.

Ich höre, daß Du um sie angehalten hast.

Graf.

Noch nicht, glücklicherweise, aber ich stand auf dem Punkte. Nun, jetzt soll mich in Jahren der böse Feind nicht mehr versuchen.

Robert.

Alfred, traue auf das Wort eines ehrlichen Mannes, ich bleibe meinem ersten Gelübde treu, bin nicht Dein Nebenbuhler, und mache keine Ansprüche auf das Fräulein. Liebe sie, suche ihr zu gefallen, es wird mich innig freuen, wenn Du ihr gefällst, und so im Stande bist, sie glücklich zu machen.

Graf.

Nichts da! Die Neigung, die ich für sie fühle, ist zwar erst

im Entstehen, ich merke aber, daß damit nicht zu spaßen ist. Ich könnte meine Freiheit verlieren und endlich mit einem Korbe abziehen, denn trotz der guten Partie Eitelkeit, die ich besitze, ist mir's beim heutigen Balle wie Schuppen von den Augen gefallen. Sowie Du erschienst, war ja von mir gar nicht mehr die Rede, und dabei fiel mir ein, wie oft sie sich bei mir in der vorigen Zeit nach Dir erkundigt. Nein, schönen Dank, ich ziehe mich zurück, ganz zurück. Es ist das klügste.

Achter Auftritt.

Vorige. Die Gräfin. Ida.

Gräfin (verbeugt sich gegen die Gesellschaft).

Dank, innigen Dank, meine werthen Freunde, daß Sie meine Bitte erfüllt und sich heute zum zweitenmal um mich versammelt haben. Ihrer gütigen Gesinnung gegen mich, Ihres Antheils gewiß, konnte ich die glücklichste Stunde meines Lebens nicht würdiger feiern als durch Ihre Gegenwart.

Erste Dame.

Erklären Sie sich, liebste Werdenbach.

Zweite Dame.

Ich bin ganz begierig —

Grünau (für sich).

Jetzt gebe es der Himmel gnädig, jetzt kommt's heraus.

Gräfin.

Sie sehen mich fragend an und wünschen zu wissen, was das Fest wohl zu bedeuten habe, das ich so plötzlich und nach Kräften glänzend veranstaltet? Was werden Sie denken, wenn ich sage, daß es meiner Verlobung gilt?

Erste Dame.

Ihrer Verlobung?

Zweite Dame.

Deiner Verlobung? Emilie?

Grünau (ärgerlich zum Grafen).

Nun, da hören Sie! Habe ich nicht recht gehabt?

Graf.

Ueberraschend!

Gräfin.

Schon seit zwei Jahren bindet mich mein Wort an den Baron von Hallerfeld. Familienverhältnisse hinderten mich bis diesen Tag, meinen Entschluß bekannt zu machen. Sie sind endlich gehoben, und, so zufrieden als stolz, stelle ich Ihnen in dem Baron Robert meinen Bräutigam vor.

Robert (vortretend).

Der Ihnen schwört, sich Ihrer Wahl würdig zu zeigen, bis zum Ende seines Lebens. (Allgemeines Erstaunen.)

Gräfin (sieht sich im Kreise um).

Sie scheinen verwundert, meine Freunde? Sie können nicht begreifen, was mich, die bedachtsame Wittwe, veranlaßt, dem Schatten eines inniggeliebten Gemahls um eines kaum majorennen Jünglings willen untreu zu werden. Vielleicht verdammen Sie mich im Stillen und nennen mein Beginnen eine Thorheit. Wohlan, so hören Sie denn meine Rechtfertigung, die ich vor zwei Jahren niedergeschrieben und versiegelt in die Hände des Barons niedergelegt habe. Robert, wo ist mein Brief?

Robert (zieht ihn hervor).

Hier, meine gnädige Frau.

Gräfin.

Der Augenblick, ihn zu erbrechen, ist gekommen. — Lesen

Sie laut vor, was er enthält. Es ist mir wichtig, daß meine Freunde und Hausgenossen mich kennen lernen, wie ich bin.

Robert (erbricht den Brief und liest mit immer steigender Rührung).

„Indem ich Ihnen sagte, daß ich Sie liebe, Robert, sprach ich keine Unwahrheit, denn ich liebe Sie wirklich, aber nicht, wie Sie es verstehen, sondern wie eine Mutter ihren Sohn.“

Gräfin.

Weiter.

Robert.

„Nur um ferner im Stande zu sein, Ihre Jugend zu leiten, wie ich Ihrem sterbenden Vater versprach, und um zu verhindern, daß Schwärmerei Sie auf Abwege führe, gebe ich mich zu einem Spiele hin, bei welchem ich wohl schwerlich der Mißdeutung der Welt entgehen werde. Aber ich thue es gern, denn ich sichere so, wie ich hoffe, Ihr Lebensglück, und denke, daß wer mich etwa jetzt verdammt, mir später wird Gerechtigkeit widerfahren lassen. Wenn Sie diese Zeilen lesen, so ist mein Werk vollendet. Sie bedürfen meiner Leitung nicht mehr, und ich überlasse den Titel Ihrer Braut dem Mädchen, das Ihr Herz erwählen wird.“ (Er schweigt und blickt ergriffen zu Boden. Die Anwesenden äußern halbleise ihre Verwunderung.)

Gräfin.

Robert! Meine Gesinnungen kennen Sie nun. Haben Sie mir gar nichts zu sagen?

Robert.

Erstaunen — Bewunderung lähmt meine Zunge! Wie, gnädige Frau, soll ich Ihnen meine Dankbarkeit beweisen?

Gräfin (führt Ida vor).

Indem Sie Diese glücklich machen.

Robert.

Ida?!

Ida.

Wie? Liebe Tante!

Gräfin.

Er wird Dein Mann. (Zu Robert.) Daß Sie der Dankbarkeit die Liebe opfern wollten, werde ich Ihnen nie vergessen, und kann Sie dafür nicht besser belohnen, als wenn ich Ihnen eine Gattin gebe, die gehandelt hat wie Sie.

Grünau.

Ihre Hand, Frau Gräfin, pardonniren Sie alles Bewußte und Unbewußte, mehr sage ich nicht.

Graf.

Der Robert ist doch ein glücklicher Narr!

Gräfin (Robert's und Ida's Hände vereinigend).

Edler verklärter Freund, ich habe Dir Wort gehalten.

(Der Vorhang fällt.)

Vetter Heinrich.

Schauspiel in fünf Aufzügen.

Personen.

Wesler.
Agnes, seine Tochter.
Hofräthin Wesler, seine Schwägerin, Wittwe.
Heinrich Braun, sein Vetter.
Stellani.
Babet, Kammermädchen } der Hofräthin.
Kaspar, Bedienter }

Die Scene ist in einer Residenzstadt, theils im Hause der Hofräthin, theils in einem Gasthofe.

Erster Aufzug.

(Salon in der Wohnung der Hofräthin. Auf der einen Seite ein kleines Damenbureau und ein Arbeitstisch oder Stickrahmen, auf der andern Seite ein Spiegel. Auf jeder Seite eine Thüre, im Hintergrunde zwei.)

Erster Auftritt.

Kaspar (allein, Tische und Stühle abkehrend).

Der Tisch spiegelblank, auf den Stühlen kein Staubkörnchen zu sehen. Die Frau Hofräthin hat das gern, so kann ich ihr ja wohl das Vergnügen machen. Mit dem Putzen des Spiegels befasse ich mich nicht, denn ich will ihr den Trost lassen, zu sagen — er sei trübe, wenn er ihr kein hübsches Gesicht zeigt. Eine kuriose Wirthschaft hier im Hause, aber ich befinde mich wohl dabei — die Dienstleute befinden sich nirgends besser als bei einer närrischen Dienstherrschaft, wenn sie nur den Comment verstehen. Herr Stellani hat mir heute keinen Brief zu bestellen gegeben, und ich hätte mir doch recht gern einen Gulden verdient. — Freilich schreiben — immer schreiben, und niemals eine Antwort erhalten, mag fatal sein. Wahrscheinlich kommt er im Laufe des Tages selbst her. — Gut, daß ich den jungen Menschen, der sich mit Gewalt hier eindrängen wollte, so massiv abgewiesen habe. — Das hätte eine Eifersucht geben können, eine Störung, und die Amour des Herrn Stellani darf nicht gestört werden, solange er noch

Geld hat. — (Zu Babet, welche eintritt.) Ah, sieh' da, Mamsell Babet, ich gehe jetzt auf ein Stündchen weg, bleiben Sie indeß hier, und halten Sie Wache. — Der Frau Hofräthin wird Jedermann gemeldet, aber dem Fräulein Niemand — hören Sie, Niemand. (Er geht ab.)

Zweiter Auftritt.

Babet. Dann Heinrich.

Babet.

Fataler Mensch, spricht er doch mit mir, als ob er Herr im Hause wäre. Herr Kaspar, so haben wir nicht gewettet. — Zum Rathen sind Sie mir eben gut genug — aber befehlen läßt sich kein Kammermädchen von einem Bedienten.

Heinrich.

Da bin ich wieder! Es war mir nicht möglich, den Alten zu erwarten, und siehe da! die Sterne lächeln mir, denn statt des mürrischen Bedienten von diesem Morgen finde ich ein hübsches Mädchen. (Zu Babet.) Hübsches Mädchen, gehören Sie hier in's Haus?

Babet.

Ja, mein Herr!

Heinrich.

So seien Sie auch ein gutes Mädchen und machen Sie, daß ich Mamsell Wesler zu sehen bekomme.

Babet.

Die Nichte der Frau Hofräthin?

Heinrich.

Ja wohl, die Nichte — meine Schulgefährtin, mein Mühm-

chen und, wenn es sein kann, dereinst meine Frau. Ich bin schon vor drei Stunden hier gewesen, aber da sagte mir ein langer, unangenehmer Mensch, die Frau Hofräthin schlafe noch, und bei dem Fräulein dürfe er mich nicht melden.

Babet.

Gewiß der Kaspar!

Heinrich.

Der Kaspar ohne Zweifel. Also Kaspar heißt er? Er war recht grob, der Mensch. — Sehen Sie, da ging ich denn zum Italiener, frühstückte, unterhielt mich mit einigen jungen Leuten und wollte so die Zeit hinbringen, bis der Vater der Mamsell Agnes käme. Aber der Vater kam nicht, und ich halte es nun nicht mehr aus.

Babet.

Der Vater des Fräuleins wird heute erwartet, das weiß ich.

Heinrich.

Er hätte gestern schon hier sein können, aber die alten Leute sind von einer Langsamkeit — da hat er vier Meilen von hier auf dem Gute eines Freundes geschlafen. Wenn ich eine Tochter hätte, wie Agnes, mir verginge aller Schlaf.

Babet (lächelnd).

Beurtheilen Sie das, wenn Sie einmal die Tochter haben.

Heinrich.

Und diesen Morgen, als ich endlich dachte, es ginge fort, hat er sich noch von seinem Wirthe bereden lassen, die Ställe und Wirthschaftsgebäude in Augenschein zu nehmen. Wie ich das hörte, riß mir die Geduld, ich nahm ein Bauernpferd und ritt bis zur Station, dort nahm ich ein Courierpferd — und da bin ich.

Babet.

Wie Figura zeigt — und wünschen?

Heinrich.

Der Mamsell gemeldet zu werden, und das im Augenblick.

Babet.

Aber — mit Erlaubniß, wer sind Sie denn?

Heinrich.

Wer ich bin?

Babet.

Nun ja.

Heinrich.

Habe ich Ihnen das nicht schon gesagt? Ich bin ja Heinrich Braun.

Babet (gleichgiltig wiederholend).

Heinrich Braun.

Heinrich.

Der Sohn des alten Bernhard Braun — ein Vetter — der mit der Mamsell erzogen worden ist, dann zwei Jahre im Auslande zugebracht, aber darum nicht aufgehört hat, an sie zu denken. — Hat denn Mamsell Agnes niemals von Heinrich Braun gesprochen?

Babet.

Ich bin erst seit gestern hier im Hause und dem Fräulein noch ganz unbekannt.

Heinrich.

Ah so! In dem Falle begreife ich, daß Ihnen mein Name fremd war. Aber bitte, bitte, liebe Jungfer, gehen Sie jetzt gleich hinein, und sagen Sie der Mamsell das einzige Wort — der Heinrich Braun sei da — da werden Sie sehen, wie sie sich freuen wird.

Babet (etwas unschlüssig).

Das Fräulein soll so eigentlich keine Besuche empfangen.

Heinrich.

Wer hat das gesagt?

Babet.

Eben der Kaspar.

Heinrich.

Der verwünschte Kaspar. — Kommandirt er hier im Hause?

Babet.

Beinahe scheint es so.

Heinrich.

Gleichviel, melden Sie mich darum immer, ich bin kein Besuch.

Babet.

Nun, was denn sonst?

Heinrich.

Mein Himmel! ich bin ja Heinrich Braun. — Sehen Sie denn nicht, wie ich zittere vor Freuden?

Babet.

Da widerstehe eine Andere — Kaspar mag sagen, was er will, ich melde Sie. — (Sie will abgehen.)

Heinrich.

Noch ein Wort! hören Sie! Sie ist wohl groß geworden, die Mamsell Agnes?

Babet.

Mittelstatur.

Heinrich.

Aber nicht wahr? klug ist sie geworden?

Babet.

Das mögen Sie selbst beurtheilen.

Heinrich.

Schon gut, nun gehen Sie! gehen Sie!

Babet.

Ich gehe. (Für sich.) Der Mensch gefällt mir. (Sie geht ab.)

Dritter Auftritt.

Heinrich (allein.)

Ich soll sie also wiedersehen, meine kleine Agnes, dieselbe, mit der ich in den Lehrstunden gegähnt und in den Spielstunden gejubelt, mit der ich mich so oft gezankt und versöhnt, mit der ich soviel gelacht und geweint habe. — Ach, es geht doch nichts in der Welt über solch' eine Jugendliebe — stärker können vielleicht die Eindrücke sein, die man später erhält — stärker — ja, aber nicht so zum innersten Leben gehörig, nicht so unveränderlich und unauslöschlich. — Ich habe hübsche Mädchen im Auslande gesehen, und ich habe sie auch schön gefunden, mitunter schöner als Agnes, aber zur Frau möchte ich darum doch keine Andere als sie. — Jetzt wird sie schon gehört haben, daß ich da bin, da wird sie aufgesprungen sein, hat ihr Buch oder ihre Arbeit weggelegt, das Kammermädchen noch einmal nach meinem Namen gefragt, ob ich es wirklich sei — und horch! da kommt sie — da ist sie — Agnes, meine Agnes!

Vierter Auftritt.

Heinrich. Babet.

Heinrich.

Ach, Sie sind's?

Babet.

Fräulein Agnes bittet, sie zu entschuldigen. Sie wird sich freuen, Herrn Braun später in Gesellschaft ihres Vaters willkommen zu heißen, hat es sich aber zum Gesetze gemacht, für sich allein keine Besuche zu empfangen, und nimmt eben Klavierstunde.

Heinrich (erschrocken).

Was sagen Sie da?

Babet.

Daß das Fräulein meint, Sie möchten sich gedulden.

Heinrich.

Habe ich mich nicht zwei Jahre lang geduldet? Ist das noch nicht genug?

Babet.

Der Herr Vater wird nicht lange mehr ausbleiben, und dann —

Heinrich.

Haben Sie der Mamsell meinen Namen auch wirklich genannt?

Babet.

Ich sagte — Herr Heinrich Braun.

Heinrich.

Und sie?

Babet.

Sie wurde feuerroth.

Heinrich.

Also roth wurde sie doch?

Babet.

Und schien recht mit sich zu kämpfen, ehe sie mir befahl, Sie abzuweisen.

Heinrich.

Gekämpft hat sie? So ist es wohl die Tante, die sie hindert, mich zu sehen?

Babet.

Das glaube ich beinahe selbst.

Heinrich.

Aber was habe ich gegen die Tante verbrochen?

Babet.

Aus der Tante wird, wie ich höre, Niemand klug.

Heinrich.

Sie hat doch sonst für eine vernünftige Frau gegolten.

Babet.

Solange ihr Mann lebte — ja — der sie unter einem eisernen Scepter hielt und der Welt entrückte — aber seit sie Wittwe ist — im vorigen Jahre soll sie keinen Ball versäumt haben, und wenn sie jetzt die Cirkel weniger besucht, soll das eines Liebhabers wegen geschehen, den sie hat, und der in's Haus kommt.

Heinrich.

Die Frau Hofräthin einen Liebhaber?

Babet.

Er sei ein Fremder, sagen die Leute, ein Italiener, ein Russe, ein Grieche, was weiß ich!

Heinrich.

Wie heißt denn der Mensch?

Babet.

Das weiß ich auch nicht, ich habe ihn noch nicht gesehen.

Heinrich.

Und wie benimmt er sich Mamsell Agnes gegenüber?

Babet.

Fräulein Agnes scheint mir eine Märtyrerin — sie darf nicht aus dem Hause, ja kaum aus der Stube, sagen die Hausleute, seit der unbekannte Ritter hier das Regiment führt, und muß, um Verdruß zu vermeiden, sich aller Menschen Blicken entziehen.

Heinrich.

So ist die Alte wohl gar auf ihre Nichte eifersüchtig?

Babet.

Ich glaube das.

Heinrich.

So? Sehen Sie, das ist mir lieb.

Babet.

Lieb?

Heinrich.

Ja! Denn somit schreibe ich ihr sonderbares Benehmen auf Rechnung der Tante, und sie können nicht glauben, um wieviel leichter es ist, mit einer Tante zu zürnen, als mit einer Nichte. Anfangs war ich erschrocken — haben Sie gesehen, wie ich erschrocken war? Ich dachte wahrhaftig, Agnes habe sich in der Residenz verändert.

Babet.

I nun — möglich wäre das am Ende doch; der Wohnort, die Umgebungen wirken oft wunderbar auf den Menschen.

Heinrich.

Bilden Sie sich das nicht ein! Ich bin in Frankreich und in England gewesen, ohne mich nur im mindesten zu verändern.

Babet.

Sie sind in Frankreich gewesen? in Paris?

Heinrich.

In Paris? — ja — auch in Paris.

Babet.

Was haben Sie denn dort gesehen?

Heinrich.

Viele Laternen, denn es war eben Nacht, als ich durchfuhr.

Babet.

Sie haben sich dort nicht aufgehalten?

Heinrich.

Nein. Was ging mich Paris an?

Babet.

Die jungen Herren reisen doch sonst nur nach Frankreich, um Paris zu sehen.

Heinrich.

Ich bin aber nicht gereist wie ein junger Herr, sondern wie der Sohn eines Handelsmannes. — Mein Vater bezahlte die Reise, verstehen Sie — so habe ich denn ein Jahr im Elsaß zugebracht, ein halbes Jahr in Lyon und ein halbes Jahr in England, aber außer dem, was das Fabrikwesen anlangt, steht nichts in meinem Tagebuche.

Fünfter Auftritt.

Vorige. Die Hofräthin (in einem eleganten Morgenkleide).

Hofräthin (ohne Heinrich zu sehen).

Madame Bellefond mag sagen, was sie will, die Haube steht mir nicht und steht mir nicht.

Babet.

Meine gnädige Frau, hier ist ein junger Herr —

Hofräthin.

Ein junger Herr? (Verdrießlich zu Babet.) Wer hat den hereingelassen?

Babet (leise).

Er sagte, er sei ein alter Bekannter.

Heinrich.

Kennen mich die Frau Hofräthin nicht mehr?

Hofräthin.

Verzeihen Sie — Ihre Gesichtszüge sind mir nicht ganz fremd, aber ich habe so viele Leute in meinem Leben gesehen —

Heinrich.

Daß Sie einen unbedeutenden Jungen, wie Heinrich Braun, wohl übersehen haben können.

Hofräthin.

Heinrich Braun? Sie sind Heinrich Braun? Der Reisegesellschafter meines Schwagers? So ist mein Schwager also angekommen?

Heinrich.

Noch nicht. — Ich bin ihm als Courier vorangeritten.

Hofräthin.

Wird er bald hier sein?

Heinrich.

Ich fürchte wohl nicht unter ein paar Stunden.

Hofräthin (für sich).

Nun, das ist mir lieb. (Laut.) Er ist doch bei guter Gesundheit, mein Herr Schwager?

Heinrich.

Vollkommen wohl und seelenvergnügt. Er hat mir viele Empfehlungen aufgetragen an die Frau Hofräthin, und viele auch an Mamsell Agnes; aber Mamsell Agnes habe ich noch nicht gesehen.

Hofräthin.

Sie ist des Vormittags immer mit Lehrstunden beschäftigt.

Heinrich.

Ich habe mich ihr melden lassen, bin aber nicht angenommen worden.

Hofräthin.

Nun, da sehen Sie.

Heinrich.

Dauern die Lehrstunden noch lange?

Hofräthin.

Bis zur Tischzeit. (Immer eilig und gedankenlos.) Sie sehen recht munter aus, Herr Braun.

Heinrich.

Nun, es geht mir eben auch nichts ab.

Hofräthin.

Sie sind stärker geworden.

Heinrich.

Ich dachte, die Frau Hofräthin erinnerten sich nicht mehr, wie ich früher ausgesehen.

Hofräthin.

Es thut mir sehr leid, daß ich meinem Schwager keine Wohnung in meinem Hause anbieten kann, denn in diesem Falle wäre mir wohl die Ehre geworden, auch Sie bei mir zu sehen.

Heinrich.

Machen Sie sich meinetwegen keine Sorge. Wir wohnen in einem Hotel unweit von hier, und wenn Sie erlauben, so werde ich hier zu Hause sein, wie dort.

Hofräthin (für sich).

Eine reizende Aussicht! (Laut.) Ihre Gegenwart wird mir jederzeit angenehm sein. Kommen Sie, wenn es Ihnen gefällig ist, diesen Abend zu mir zum Thee — um neun Uhr — oder auch nach neun Uhr — wenn Sie wollen. Mit Freunden muß man keine Umstände machen — deßhalb, Herr Braun, nehme ich jetzt ohne weiteres Abschied von Ihnen.

Heinrich.

So? Mich Ihnen gehorsamst zu empfehlen.

Hofräthin.

Die Zeit, denke ich, wird Ihnen kostbar sein.

Heinrich.

Die Zeit? Die ist nun freilich für Jedermann ein kostbares Gut. — Also Mamsell Agnes hat Lehrstunden?

Hofräthin.

Und ist jetzt nicht zu sprechen.

Heinrich (für sich).

So muß ich warten, bis der Alte kommt. (Laut.) Mich Ihnen gehorsamst zu empfehlen. (Er geht ab.)

Sechster Auftritt.

Die Hofräthin. Babet.

Babet.

Der arme junge Mensch, er ging recht ungern.

Hofräthin.

Er war mir jetzt im Wege — denn ich erwarte Besuch.

Babet.

Besuch? Eine Dame?

Hofräthin.

Einen Freund, einen edlen, unglücklichen Mann, der den Umgang mit Menschen scheut und sich verletzt fühlen würde, ließe ich ihn hier mit einem Unbekannten zusammentreffen.

Babet (für sich).

Gewiß der bewußte Liebhaber.

Hofräthin.

Seine Papiere bezeichnen ihn als Seeoffizier in russischen Diensten — ich aber glaube, daß er auf der Welt wohl eine noch größere Rolle gespielt habe, worauf auch manche seiner Aeußerungen hindeuten. — Er nennt sich Stellani, Baron Stellani.

Babet.

Ist er ein hübscher Mann?

Hofräthin.

Hübsch? Er ist nicht mehr jung — jung gar nicht mehr — höchstens um ein paar Jahre jünger als ich — aber Du wirst sehen, er hat etwas Interessantes. — Er sieht aus wie ein Mensch, der viel gelitten, viel ertragen, aber sich doch vom Schicksal nicht hat beugen lassen.

Babet.

Trägt er einen Schnurrbart?

Hofräthin.

Versteht sich. — Wenn ich Dir alles erzählen könnte, was ich weiß, Du würdest diesen Mann verehren. — Er ist verfolgt

worden — verfolgt — mit Undank belohnt, und hat doch festgehalten an den Grundsätzen der reinsten Moral. — Ich habe auf recht sonderbare Weise seine Bekanntschaft gemacht. Ich trank im vorigen Frühlinge den Selterbrunnen und mußte deßhalb des Morgens spazieren gehen! — Eines Tages, ich werde das nie vergessen, es war ein Donnerstag — gehe ich früh mit Agnes dem Mühlberger Hügel zu. — In der Nähe des Bauernhofes, da kommt bei der Pappelallee ein Pudel auf uns zugelaufen, ein Pudel, sage ich Dir, der alle Merkmale der Hundswuth an sich trägt.

Babet.

Was Sie sagen!

Hofräthin.

Agnes springt hinter einen Baum, ich schreie, aber fast hat mich das ergrimmte Thier ereilt, als plötzlich ein wohlgekleideter Mann mit einem Knotenstocke sich zwischen mich und die Bestie stellt, und mein Leben mit Gefahr des seinigen beschützt. Mit Gefahr des seinigen, sage ich Dir, denn obgleich es sich nachher ausgewiesen hat, daß der Hund nicht toll gewesen, so konnte das doch der Fremde im Augenblicke seiner edlen That sowenig wissen als ich.

Babet.

Und dieser Fremde war Herr Stellani?

Hofräthin.

Er war es. Du kannst Dir denken, wie tiefgerührt ich ihm dankte. Er verlangte den Namen der Dame zu wissen, der er so großmüthig beigestanden. Ein Wort gab sodann das andere, und bis zum Ende meiner Kurzeit begegneten wir uns täglich am Mühlberger Hügel.

Babet.

Ach, gnädige Frau, wie ist das interessant!

Hofräthin.

Interessant? Närrchen! Ein gesetzter Mann und eine alte Frau! Wenn ich denken könnte, daß man einen Roman aus unserer Bekanntschaft machte, so würde ich Herrn Stellani nicht erlauben, mich zu besuchen.

Babet.

Er kommt wohl oft hierher?

Hofräthin.

Ein paarmal jede Woche. — Ich habe ihm das nicht abschlagen können, besonders, nachdem ich auch durch ihn selbst erfahren, daß er mit den angesehensten Familien dieser Stadt bekannt ist.

Babet.

Nun, wenn er das selbst sagt, so muß es doch wahr sein.

Hofräthin.

Er lebt darum doch nicht in der großen Welt und ist in keinem brillanten Cirkel anzutreffen, denn die Einsamkeit und die Lektüre gehen ihm über alles. Wieviel Uhr ist es?

Babet (sieht nach der Uhr).

Halb zwölf Uhr, meine gnädige Frau!

Hofräthin (am Spiegel).

So hole mir das blaue Häubchen, das von gestern. — In diesem kann ich mich nicht sehen lassen. (Babet geht ab. Die Hofräthin nimmt indeß die Haube ab.) Warum soll ich mich mit Gewalt verstellen, mit Gewalt älter machen, da ich das Glück habe, mich zu conserviren. — Ich sehe ohne Haube besser aus als mit dieser.

Babet (kommt mit einer Haube zurück).

Hier, meine gnädige Frau!

Hofräthin.

Gieb her. (Sie setzt die Haube auf.) Mit der Haube ist etwas vorgegangen — sie steht mir nicht mehr, wie sie gestern stand.

Babet.

Wer in aller Welt sollte —

Hofräthin.

Du. Du hast das Band höher hinaufgesteckt. Ihr Leute könnt nichts lassen, wie es ist — nicht als ob ich noch Werth auf dergleichen legte — aber in der Haube sah ich aus wie eine Frau von vierundzwanzig Jahren, es ist mir sogar gesagt worden — und jetzt — (Sie rückt die Haube, indem sie in den Spiegel sieht.)

Babet (für sich).

Ist das eine alte Närrin! (Man klopft.)

Hofräthin.

Man klopft, sieh', wer es ist.

Babet (öffnet die Thüre und spricht hinaus, dann zur Hofräthin).

Baron Stellani!

Hofräthin.

Stellani? — Nur herein, mein Herr Baron.

Siebenter Auftritt.

Vorige. Stellani (ein Mann von einigen dreißig Jahren. Er ist mit etwas fremdartiger, aber durchaus nicht lächerlicher Eleganz gekleidet. Seine Haltung hat etwas Edles. Sein Betragen ist ernst, mit einem leisen Anfluge von Schwermuth. Er karrikirt auf keine Weise).

Stellani.

Ist es erlaubt, meine gnädige Frau?

Hofräthin.

Sie wissen, daß mir Ihre Besuche stets die angenehmsten sind. Babet! setze Stühle und dann entferne Dich.

Babet (indem sie Stühle rückt, für sich).

Das wird einen rührenden Auftritt geben. (Sie geht ab.)

Achter Auftritt.

Die Hofräthin. Stellani.

Stellani.

Sie haben ein neues Kammermädchen?

Hofräthin.

Ach ja. Mit Julchen war's nicht länger auszuhalten. — (Sie setzt sich und bittet auch ihn sich zu setzen.) Sie waren gestern unwohl, wie ich hörte. — Geht es Ihnen heute besser?

Stellani.

Ich bin immer noch leidend. Es war mir aber unmöglich, noch einen Tag hinzubringen, ohne Sie zu sehen und Ihre freundliche Stimme zu hören.

Hofräthin.

Haben Sie die Briefe erhalten, die Sie erwarteten?

Stellani.

Ich habe Briefe erhalten, aber noch nicht die Nachricht, die mich befriedigen könnte.

Hofräthin.

Warum machen Sie mich mit Ihrem Schicksale nicht ganz bekannt?

Stellani.

Die Pflicht, die meine Zunge bindet, kann nur allein sie lösen.

Hofräthin.

Sie waren Seeoffizier in russischen Diensten?

Stellani.

Meine Papiere bezeugen das.

Hofräthin.

Sind auch in Amerika gewesen?

Stellani.

Wo war ich nicht?!

Hofräthin.

Sie sehen mich so befremdet an. Gewiß frappirt Sie die Haube, die ich auf dem Kopfe habe!

Stellani.

Die Haube?

Hofräthin.

Ja, mein Kammermädchen hat sie mir verdorben. Was ich sagen wollte, mein theurer Freund, mein Schwager kommt heute an, und das ist mir recht unangenehm.

Stellani.

Wie so?

Hofräthin.

Er wird oft bei mir sein und mich belästigen, und Sie — Sie werden nicht mit ihm zusammentreffen wollen.

Stellani.

Ich tauge nicht für die Gesellschaft.

Hofräthin.

Für die des guten Wesler freilich schwerlich, denn er ist ein grober Mann ohne Gefühl und ohne Erziehung.

Stellani.

Vielleicht etwas beschränkten Geistes?

Hofräthin.

Beschränkt im höchsten Grade. Er ist nur wenig aus seiner Provinz gekommen.

Stellani (für sich).

Das ist gut zu wissen.

Hofräthin.

Ich hoffe auch, er geht bald wieder dahin und nimmt dann seine Tochter mit.

Stellani.

So?

Hofräthin.

Ja, denn ich vermuthe, daß er darauf denkt, sie zu verheirathen.

Stellani.

Wahrhaftig?

Hofräthin.

Mit einem seiner dortigen Freunde, und daran thut er wohl.

Neunter Auftritt.

Vorige. Agnes (tritt ein und will umkehren, da sie Stellani erblickt).

Hofräthin.

Agnes! Nun, warum läufst Du davon? Was ich mit dem Baron Stellani rede, kann Jedermann hören. Er ist ja mein Liebhaber nicht. Immer setze Dich an Deine Arbeit. — Nicht wahr, Baron, sie stört uns nicht? (Agnes setzt sich an den Arbeitstisch und arbeitet schweigend, indem sie jedoch auf alles merkt, was laut gesprochen wird).

Stellani.

Das Fräulein ist sehr fleißig.

Hofräthin.

Das ist wahr. (Leise.) Aber mit der Bildung sieht's nicht zum besten aus — und menschenscheu ist sie — sowie ein Herr in's Haus kommt, schließt sie sich ein.

Stellani (lauter).

Das lobe ich an einem jungen Mädchen. (Leise.) Es überhebt Sie mancher Sorge, liebe Freundin.

Hofräthin (leise).

Kein Stadtherr wird sich in das Mädchen verlieben.

Stellani.

Sie ist freilich fast noch ein Kind —

Hofräthin.

Ein Kind? Ihre Mutter hat sich verheirathet, als ich noch in der Pension war.

Stellani (lächelnd).

Graf Alfred hat sie lange Zeit für Ihre jüngere Schwester angesehen.

Hofräthin.

(Das Gespräch wird lauter.) Sehen Sie den Grafen Alfred bisweilen noch?

Stellani.

Ihn und seinen Bruder, den Major, und den Baron Feldern öfter, als mir lieb ist. Die Leute leben alle nur für die Freuden dieser Welt. — Freund, sagte ich noch neulich zu dem Grafen, Du hast Mittel zu vielem, benutze sie. — Sammle Dir für das Alter einen Schatz wohlthuender Er=

innerungen, denn von Deinen Bällen, Maskeraden und Eroberungen wird Dir dann nichts übrig bleiben.

Hofräthin.

Und was erwiederte er?

Stellani.

Er lachte. — Dem Reichthum und der Eitelkeit predigen ist verlorene Mühe. Dem Herrn von Leuthold habe ich auch die Meinung gesagt wegen seines Betragens gegen die junge Mildner.

Hofräthin.

Mamsell Mildner ist nun freilich keine Partie für ihn.

Stellani.

Keine Partie? ein schönes, tugendhaftes Mädchen?

Hofräthin.

Und wenn er, wie er behauptet, nichts versprochen hat? —

Stellani (mit Feuer).

Was nennen Sie nichts versprochen? — Der Mann, der einem edlen Mädchen Aufmerksamkeit bewiesen, hat dadurch Pflichten übernommen, die er erfüllen muß, will er nicht ein Betrüger sein. — Wenigstens ich denke so, doch vielleicht ist meine Moral zu streng.

Hofräthin.

Das werden die Damen schwerlich finden.

Agnes (für sich).

Welch' ein seltener Mann!

Stellani (halb scherzend).

Und brechen doch nicht selten selber ihr Wort.

Hofräthin.

Was wollen Sie damit sagen?

Stellani.

Schon vor mehr als acht Tagen versprachen Sie mir, mich ganz in Ihr Vertrauen einzuweihen, mir Ihre Correspondenz mit dem Grafen von Gernau mitzutheilen — und jetzt scheint es, daß nicht mehr die Rede davon ist.

Hofräthin.

Ich habe noch nicht Zeit gehabt, die Briefe zu ordnen.

Stellani.

So ordnen Sie dieselben jetzt.

Hofräthin.

Aber das kann eine Weile dauern.

Stellani.

Ich habe keine Eile und vertreibe mir indeß, wenn Sie erlauben, die Zeit mit diesem Taschenbuche.

Hofräthin.

Sollte wirklich eine so alte Geschichte wie die meiner ersten Eroberung im Stande sein, Sie zu interessiren?

Stellani (freundlich scherzend).

Sie möchten mir wohl die Lektüre gern vorenthalten?

Hofräthin.

Das nicht — o nein, denn sie wird Ihnen zeigen, daß ich von jeher war, wie Sie mich nunmehr kennen, — stolz gegen Ihr Geschlecht, ein wenig launenhaft.

Stellani.

Doch immer liebenswürdig!

Hofräthin.

Schmeichler! (Sie geht ab.)

Zehnter Auftritt.

Stellani. Agnes (will, da die Hofräthin sich entfernt, durch die andere Thüre gehen).

Stellani (eilt ihr nach).

Agnes! Sie wollen fort?

Agnes.

Es schickt sich nicht für mich, hier länger zu verweilen.

Stellani.

Ich habe es wohl bemerkt, seit einiger Zeit vermeiden Sie es, mit mir allein zu bleiben — das war sonst nicht so.

Agnes.

Es war nicht so, Stellani, als ich mich selbst noch nicht kannte — allein, seit ich genau über meine Lage nachgedacht habe, hat die Stimme in meinem Innern entschieden, daß es mir nicht erlaubt ist, Sie ferner anzuhören, bis mein Vater meine Wahl gebilligt hat.

Stellani.

Eine solche Aeußerung könnte mich beleidigen. Mißtrauen Sie mir?

Agnes.

Ich vertraue Ihnen, wie mir selbst, deßhalb bitte ich Sie, verleiten Sie mich nicht dazu, meine Kindespflicht zu verletzen. Vielleicht stehen Sie ohnehin dem Ziele Ihrer Wünsche nahe — denn mein Vater wird heute erwartet.

Stellani.

Erlauben Sie mir, mit ihm zu sprechen?

Agnes.

Sprechen Sie mit ihm — aber — Stellani — womöglich ohne ihm zu verrathen, daß ich schon schwach genug gewesen bin, Ihnen meine Liebe zu gestehen.

Stellani.

Ist Ihr Vater ein so rauher Mann?

Agnes.

Ach, ich fürchte ihn so sehr, als ich ihn liebe.

Stellani.

Ich bin jetzt drei Tage von Ihnen entfernt gewesen und habe Ihnen während dessen täglich geschrieben — meine Briefe sind Ihnen doch übergeben worden?

Agnes.

Ich habe sie erhalten.

Stellani.

Und mich keiner Antwort werth gefunden?

Agnes.

Man hat mich in der Provinz gelehrt, daß es für ein Mädchen nicht schicklich sei, an einen Liebhaber zu schreiben.

Stellani.

An einen Gecken freilich nicht, aber an mich, einen Mann von festen Grundsätzen? — Auch meinen Ring sehe ich nicht an Ihrem Finger?

Agnes (öffnet das Bureau und nimmt eine Brieftasche heraus, die sie aufmacht).

Hier liegt Ihr Ring bei Ihren Briefen. Mein Liebstes

auf der Welt liegt hier vereint. Sobald mein Vater Ihre Briefe gelesen hat, werde ich auch Ihren Ring tragen.

Stellani.

Agnes! ich möchte diese Zurückhaltung bewundern, da ich keine Tugend am Weibe höher schätze als die Sittsamkeit, ich möchte sie bewundern, sage ich, wenn ich versichert wäre, daß sie durch keinen Nebengrund veranlaßt ist.

Agnes.

Wie soll ich das verstehen?

Stellani.

Ein junger Mensch hat sich diesen Morgen bei Ihnen melden lassen — das weiß ich.

Agnes.

Ein Gespiele meiner Kindheit — aber ich habe ihn nicht empfangen, so leid es mir auch that, ihn abzuweisen.

Stellani (halb bitter).

Warum haben Sie sich den Zwang auferlegt?

Agnes.

Ich weiß ja, wie Sie sind, und wollte Sie nicht kränken. (Sie schließt die Brieftasche ein.)

Elfter Auftritt.

Vorige. Kaspar.

Kaspar.

Eine Postchaise, Fräulein Agnes, der Herr Vater kommt an. — Ich muß das der Frau Tante melden. (Er geht zur Hofräthin ab.)

Agnes (erschrocken).

Mein Vater? schon? (Zu Stellani.) Wollen Sie ihn hier erwarten?

Stellani.

Das nicht, das könnte meiner Sache schaden. Aber heute besuche ich ihn noch. Wo ist seine Wohnung?

Agnes.

Ganz nahe von hier — im goldenen Stern.

Kaspar (kommt zurück).

Fräulein Agnes! Der Wagen hält eben an der Hausthüre.

Agnes.

Wie wäre ich noch vor ein paar Monaten meinem Vater so fröhlich entgegen geeilt! (Mit sanftem Vorwurfe.) Daß ich das heute nicht kann, ist Ihre Schuld, Stellani. (Sie geht ab.)

Kaspar (zu Stellani).

Gnädiger Herr, wenn Sie dem Herrn Wesler nicht begegnen wollen — er wird gleich hier sein. (Er geht ab.)

Stellani.

Hat man nicht seine Noth mit den Mädchen aus der Provinz und ihren Bedenklichkeiten. Finde ich indeß nur in dem Vater den Mann, den ich zu finden vermuthe, so setze ich wohl meinen Plan durch, bevor man Zeit hat, ihn zu durchkreuzen.

Zwölfter Auftritt.

Stellani. Die Hofräthin.

Hofräthin.

Stellen Sie sich vor, theurer Freund, mein Schwager ist im Hause.

Stellani.

Fräulein Agnes ist ihm eben entgegen gegangen.

Hofräthin.

Was fällt dem Manne ein, hier abzusteigen, und nicht zuerst im Gasthause? Jetzt habe ich nun die Briefe des Grafen nach dem Datum geordnet. — Es sind deren einige dreißig. —

Stellani (für sich).

Ach, Du lieber Himmel! (Laut.) Der Genuß, den ich mir von dieser Lektüre verspreche, bleibt mir ja doch wohl unverloren?

Hofräthin.

Gewiß. — Wissen Sie, was Sie machen könnten? Kommen Sie diesen Nachmittag um vier Uhr zu mir, dann schicke ich Agnes zu ihrem Vater, und wir sind ungestört.

Stellani.

Ich werde die Ehre haben, mich einzufinden.

Hofräthin.

Sie werden sehen, lieber Stellani, es lag nur an mir, eine Gräfin zu werden, wenn ich wollte.

Stellani.

Ich zweifle nicht daran.

Dreizehnter Auftritt.

Vorige. Kaspar.

Kaspar.

Herr Wesler, Euer Gnaden.

Stellani (auf die Thüre rechts zeigend).

Kommt er hier herein? hier? (Zur Hofräthin.) So erlauben Sie mir, durch Ihre Garderobe zu gehen.

Hofräthin.

Also diesen Nachmittag?

Stellani (eilig).

Ohne Zweifel — ich werde nicht ermangeln. (Er geht rasch ab durch die Thüre links.)

Vierzehnter Auftritt.

Die Hofräthin. Dann Wesler und Agnes. Kaspar (öffnet Wesler die Thüre und geht dann ab).

Hofräthin.

Ich kann nicht sagen, wie fatal mir der Besuch meines Schwagers ist. (Zu Wesler, welcher eintritt.) Ach! mein verehrter Herr Schwager, das ist ja recht artig von Ihnen, sogleich zu mir zu kommen, direkt aus dem Reisewagen. Ich habe mich aber auch so sehr auf Sie gefreut.

Wesler.

Meine gnädige Frau Schwägerin, ich habe die Ehre, Ihnen die Hand zu küssen. Wie wäre es möglich gewesen, daß ich irgend etwas in der Stadt vorgenommen hätte, ohne mich bei Ihnen präsentirt und Ihnen meinen ergebensten Dank ausgedrückt zu haben für die Güte, die Sie meinem Mädchen bewiesen.

Hofräthin.

Wenn ich Ihnen nützlich sein konnte, so machte mich das sehr glücklich.

Wesler.

Agnes ist stark geworden, man sieht, es hat ihr nichts gefehlt bei der Frau Tante. Hat sie aber auch brav gelernt?

Hofräthin.

Zum Tanzen scheint sie nur mäßige Anlage zu haben, aber ihr Klaviermeister lobt sie, und das Französische spricht sie jetzt ganz geläufig.

Wesler.

Nun, das ist mir lieb. Sprachen und Musik — an dem Tanzen ist weniger gelegen. Auf Bälle, nicht wahr? haben Sie sie nicht geführt?

Hofräthin.

Sie wünschten das ja nicht.

Wesler.

Ganz recht — ich wünschte es nicht. (Halb leise zur Hofräthin.) Auf Bällen — nun wir sind ja auch einmal jung gewesen, Frau Schwägerin, — machen die Mädchen bisweilen Bekanntschaften, die den Vätern nicht eben angenehm sind und für's Haus nicht taugen. (Laut.) Agnes!

Agnes.

Ach! lieber Vater, ich kann nicht sagen, wie froh ich bin, Ihnen endlich wieder nahe zu sein.

Wesler.

Ich trenne mich auch jetzt nicht mehr von Dir und nehme Dich in acht Tagen mit mir nach Hause —

Agnes (erschrocken).

Wie? lieber Vater? Und ich bin in meinen Studien soweit zurück —

Wesler.

Was einem Mädchen Deines Standes ziemt, kannst Du

nun. Eine Tänzerin oder Virtuosin gedenke ich nicht aus Dir zu machen. — Was ich sagen wollte — ja. Du hast doch wohl eine Schatulle oder ein Schreibeschränkchen?

Agnes.

Einen Sekretär sogar, durch die Güte der Frau Tante.

Wesler (zieht ein Taschenbuch hervor, das an Farbe und Gestalt jenem, welches Agnes gezeigt hat, ziemlich ähnlich ist).

So thue mir den Gefallen und schließe das hier ein. Es ist viel Geld darin, und ich weiß nicht, ob ich die bedeutende Summe im Gasthofe sicher verwahren kann.

Agnes.

Viel Geld? Ach, lieber Vater, so habe ich kaum den Muth —

Wesler.

Sei nicht kindisch — hast ja bei mir zu Hause die Wirthschaftskasse ein ganzes Jahr lang unter den Händen gehabt, bist ein ordentliches Mädchen. (Lächelnd.) Dazu, wenn Du Dir das Geld nehmen ließest, welches dieses Taschenbuch enthält, so wäre das Dein Schade, nicht der meinige, denn nur für Dich ist es bestimmt. — Mache auf.

Agnes (etwas ängstlich).

Wie Sie befehlen. (Sie öffnet das Bureau.)

Wesler.

So recht — und da. (Er giebt ihr das Taschenbuch, das sie einschließt.) Wenn Du noch Angst hast, so will ich den Schlüssel an mich nehmen.

Agnes (erschrocken).

Den Schlüssel? Nein! Nein, Vater, nein! Ich werde doch wohl einen Schlüssel zu bewahren verstehen.

Wesler.

Das meine ich auch.

Fünfzehnter Auftritt.

Vorige. Heinrich.

Heinrich (zur Thüre hereinsehend).

Ist's erlaubt?

Wesler.

Frau Schwägerin, es ist Heinrich Braun, mein Reisegefährte. Darf er hereinkommen?

Hofräthin.

Ist mir eine Ehre und ein Vergnügen.

Heinrich.

Die Frau Hofräthin mögen mir verzeihen, daß ich sie heute schon zum zweitenmal belästige, aber der Wunsch, Mamsell Agnes zu sehen —

Hofräthin.

Agnes, der Herr hat schon diesen Morgen nach Dir gefragt. Erkennst Du ihn?

Agnes.

Wie sollte ich nicht? Herr Braun, es ist mir unendlich angenehm —

Heinrich (lebhaft).

Und mir erst. — (Durch ihre Kälte zurückgeschreckt.) „Herr Braun" nennen Sie mich? Mamsell Agnes, wie geht's? wie befinden Sie sich?

Wesler (für sich).

Aha! Die sind verlegen. (Zur Hofräthin.) Frau Schwägerin, ich habe Ihnen vieles zu sagen (leise) und denke, wir sind hier Beide überflüssig. — (Lächelnd auf Heinrich und Agnes deutend.)

Hofräthin.

So kommen Sie mit in mein Kabinet.

Wesler (zu Heinrich und Agnes).

Wir gehen da hinein, und Ihr bleibt indeß hier. — Nun, was sagt Ihr? Bin ich nicht ein gefälliger Papa? (Er geht mit der Hofräthin ab.)

Sechszehnter Auftritt.

Agnes. Heinrich. (Sie stehen Beide eine Weile stumm und verlegen.)

Agnes (nach einer Pause).

Herr Braun!

Heinrich.

Mamsell Agnes!

Agnes.

Haben Sie auf Ihrer Reise gutes Wetter gehabt?

Heinrich (langsam und betrübt).

Infames.

Agnes.

Sie sind an das Reisen gewöhnt — haben vieler Herren Länder durchwandert, seit wir uns nicht gesehen haben.

Heinrich.

Viele.

Agnes (nach einer Pause).

Sie sind in Frankreich gewesen, nicht wahr?

Heinrich.

In Frankreich? — ja.

Agnes.

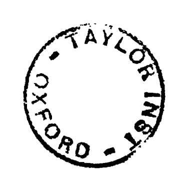
Auch in England?

Heinrich.

In England auch.

Agnes.

Wie hat es Ihnen dort gefallen?



Heinrich (der kaum die Thränen zurückhalten kann).

Gut.

Agnes.

Erzählen Sie mir ein wenig von Ihren Reisen. (Heinrich schweigt.) Nun?

Heinrich.

Ich bin ein schlechter Erzähler.

Agnes (wird ängstlich, da sie seine Gemüthsbewegung bemerkt).

Auf schöne Worte kommt es doch wohl unter uns nicht an — Herr Braun, ich höre gern von fremden Ländern sprechen — alles Ausländische hat für mich großen Reiz.

Heinrich (in Wehmuth ausbrechend).

So thut es mir leid, nur ein Einheimischer zu sein.

Agnes.

Was ist Ihnen, Herr Braun?

Heinrich.

Mir, was mir ist? Und das können Sie fragen? Bin ich nicht mehr Heinrich? Sind Sie nicht mehr Agnes? Ich wollte mich bezwingen, ich wollte mit Ihnen sprechen, wie Sie mit mir — aber, wenn man zwei Jahre lang auf einen Augenblick gewartet hat und diesen einzigen sich dann verbittert sieht — bezwinge sich ein Anderer.

Agnes.

Habe ich etwas gesagt, was Sie beleidigen könnte?

Heinrich.

O mein Himmel! also von Beleidigung ist schon zwischen uns die Rede?

Agnes.

Ihre Schuld. Wenn ich Sie nicht beleidigt habe — weßhalb beklagen Sie sich über mich?

Heinrich.

Sonst — und wenn wir gegeneinander grob waren, hatten wir uns darum doch nicht beleidigt.

Agnes.

Sonst waren wir Kinder.

Heinrich.

Wohl den Menschen, wenn sie ihr Leben lang Kinder blieben. Mamsell Agnes, Sie mögen klüger geworden sein in der Residenz und vielleicht artiger, aber reisen Sie mit uns in die Provinz zurück, denn besser — wahrhaftig besser waren Sie dort und auch heiterer. — Sehen Sie mich einmal an! Arme Mamsell Agnes, Sie sind wohl gar nicht mehr heiter?

Agnes.

Man wird ernster, wenn man älter wird.

Heinrich.

Ich bin auch älter geworden, aber meinen frohen Sinn habe ich darum doch behalten — diesen Morgen wenigstens hatte ich ihn noch. Was gedachte ich Ihnen nicht alles zu erzählen, um Sie zum Lachen zu bringen.

Agnes.

Mich zum Lachen zu bringen ist nicht leicht.

Heinrich.

I nun, so käme es auf den Versuch an. (Pause.)

Agnes.

Geben Sie mir einige Nachricht aus der Heimath.

Heinrich.

Von Herzen gern, wenn mir nur gleich etwas einfallen wollte — ja — Jettchen Friedberg ist Braut.

Agnes (etwas theilnehmender).

Wahrhaftig?

Heinrich (sich etwas belebend).

Und rathen Sie einmal, mit wem? Mit dem jungen Stoll.

Agnes.

Dem Sohne des Apothekers?

Heinrich.

Mit demselben.

Agnes.

Aber den hat sie ja nie ausstehen können?

Heinrich.

Das ist eben das Komische von der Sache, jetzt betet sie ihn an.

Agnes.

Kommt der Doktor Weiser noch oft zu Ihrem Vater?

Heinrich.

Alle Sonnabende regelmäßig.

Agnes.

Und die Muhme Friederike, liest sie immer noch den Lafontaine?

Heinrich.

Jetzt hat sie sich über den Walter Scott gemacht.

Agnes.

Was ich fragen wollte — ist es wahr, daß der Amtshauptmann Starke den Platz an der Thalmühle gekauft hat?

Heinrich.

Leider ist es wahr.

Agnes.

Und daß er dort einen englischen Garten anlegen will?

Heinrich.

Ach, er ist schon in voller Arbeit.

Agnes.

Und unsere alte Linde?

Heinrich.

Die ist abgehauen.

Agnes.

Und unser Teich?

Heinrich.

Man hat das Wasser abgeleitet.

Agnes.

Schade um den alten Teich! Erinnern Sie sich noch unserer berühmten Wasserfahrt?

Heinrich.

Bei der Sie fast ertrunken wären. —

Agnes.

Durch Ihre Schuld, weil Sie mit dem Kahne schaukelten.

Heinrich.

Sie haben das immer behauptet, aber es ist nicht wahr, ich schaukelte nicht.

Agnes (lebhafter).

Streiten Sie nicht, Sie schaukelten.

Heinrich.

Ich schaukelte nicht, auf meine Ehre!

Agnes.

Heinrich! Sie schaukelten.

Heinrich.

Bravo! so haben Sie mich doch einmal Heinrich genannt.

Agnes (plötzlich verlegen).

Es war —

Heinrich.

Gestehen Sie es, der Heinrich schwebte Ihnen schon seit einer Viertelstunde auf den Lippen.

Agnes.

Herr Braun —

Heinrich.

Nichts mehr von Herrn Braun, es hilft Ihnen zu nichts mehr, nennen Sie mich zehnmal hintereinander Herr Braun, Sie machen doch damit nicht ungeschehen, daß Sie mich Heinrich genannt haben. Wie bin ich jetzt auf einmal seelenvergnügt. — Wenn Sie wüßten, wieviele Gedanken mich gequält haben, seit ich hier vor Ihnen stehe! Ich hätte gar nicht geglaubt, daß soviele Gedanken in einer Viertelstunde Platz fänden — aber jetzt ist alles gut, denn ich begreife alles. — Man hat Sie in der Stadt verbilden wollen — und es ist nicht gelungen — nein, Agnes — wohl uns — es ist nicht gelungen.

Agnes (für sich).

Der Mensch macht aus mir, was er will.

Heinrich (munter).

Es ist nicht gelungen, und somit lassen Sie uns von etwas Anderem sprechen. Sie haben Musik gelernt, wie ich höre.

Agnes.

Ein wenig — das Pianoforte.

Heinrich.

Das ist prächtig! ich spiele, wie Sie wissen, die Violine — so führen wir Sonaten auf. — Auch Tanzstunde haben Sie genommen?

Agnes.

Ja wohl, aber mit dem Tanzen geht's bei mir noch immer sehr schlecht.

Heinrich.

Schlecht, das mag ich gar nicht glauben, das wäre ja entsetzlich.

Agnes (lachend).

Haben Sie doch auch niemals für einen berühmten Tänzer gegolten.

Heinrich.

In unserm Städtchen? Da haben Sie recht, aber in Frankreich habe ich in der Tanzkunst Fortschritte gemacht, ungeheure Fortschritte. — Wollen Sie versuchen? Einen Galopp?

Agnes (lachend).

Sie sind immer noch der Alte!

Heinrich.

Freilich wohl, und Sie sind die Alte, Sie mögen sich verstellen, wie Sie wollen. — Ein Galoppchen, Agnes! ein Galoppchen, bitte, bitte, ich bin gar so fröhlich gestimmt.

Agnes.

Nun, meinetwegen. (Er galoppirt mit ihr und singt dazu.)

Siebenzehnter Auftritt.

Vorige. Wesler.

Wesler.

Habt Acht! fein manierlich! rennt mich nicht über den Haufen!

Agnes.

Mein Vater!

Heinrich.

Entschuldigen Sie —

Wesler.

Rennt mich nicht über den Haufen, sage ich. — Im übrigen genirt Euch nicht und tanzt nur immer fort, wenn Euch das Spaß macht. In sechs Wochen tanzt Ihr, will's der Himmel, auf Eurer Hochzeit. (Heinrich fällt Wesler um den Hals. Agnes erschrickt.)

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

(Saal in einem Gasthofe.)

Erster Auftritt.

Wesler und Heinrich (treten ein).

Wesler.

Das Mittagsessen hat mir vortrefflich geschmeckt. Im ganzen habe ich heute meinen guten Tag — bin mit dem Mädchen, der Agnes, recht wohl zufrieden. Sie ist hübscher geworden, nicht wahr? Und auch weniger linkisch als sonst kommt sie mir vor.

Heinrich.

Mir war sie ebenso lieb, als sie im väterlichen Hause die Wirthschaft besorgte.

Wesler.

Mir im Grunde auch, und meinetwegen, siehst Du, Heinrich, hätte sie im väterlichen Hause bleiben können. Aber da sagte der Eine: heutzutage werde von der Erziehung weit mehr begehrt als vormals, und der Andere meinte: man werde es mir bei meinem vielen Gelde für Geiz auslegen, wenn ich das Mädchen nichts lernen ließe, und da ich nun die Schwägerin in der Residenz habe —

Heinrich.

Halten Sie wirklich die Schwägerin für eine kluge Frau?

Wesler.

Ich kenne sie genau aus voriger Zeit. Sie hat mit meinem seligen Bruder einmal vier Wochen bei uns zugebracht und ist gerade, wie ich es gern habe, still, einfach und zurückgezogen.

Heinrich.

Sie stand auf dem Punkte, ihre Nichte bis zur Ziererei zurückhaltend zu machen.

Wesler.

Hat nichts zu sagen. Was die Zurückhaltung betrifft, besser zuviel als zuwenig.

Heinrich.

Stellen Sie sich vor, daß Agnes diesen Morgen sogar meinen Besuch abgewiesen hat.

Wesler.

Laß Dir das lieb sein. — Wie es Dir heute ergangen, so ergeht es dann andern jungen Herren, wenn sie einmal Deine Frau ist.

Heinrich.

Also wird sie denn wirklich meine Frau?

Wesler.

Nun, ist Dir das etwa nicht recht?

Heinrich.

Mir? Nur zu recht. Ich möchte gar keine Andere haben als Agnes, wenn nur auch Agnes mich haben will.

Wesler.

Wen soll sie denn wollen als Dich? Einen Grafen etwa? Einen Prinzen? Laß mich in Ruhe mit Deinen Bedenklichkeiten. Habe ich nicht vor zwei Stunden gesehen, wie sie in ihrer Herzensfreude mit Dir getanzt hat? — Habe keine Angst,

und jetzt von etwas Anderem. Das Quartier hier ist ganz hübsch, aber es fehlt an einem guten, soliden Schreibeschrank. — Ich habe das dem Wirthe gesagt, der mir auch einen solchen für diesen Abend versprochen hat. Um einen Schreibeschrank thut es mir noth, denn ewig mag ich doch das viele Geld nicht unter dem Verschlusse des Mädchens lassen.

Heinrich.

Agnes ist sorgsam und verständig, dabei gewöhnt, Geld unter den Händen zu haben.

Wesler.

Ein paar Hundert Thaler — ja, aber in dem Taschenbuche, das ich ihr anvertraut, steckt ein Kapital von 20,000 Thalern, welche mein Freund Lehmann für mich bei Saalfeld erhoben und mir gestern eingehändigt hat. Gerade die Hälfte der Mitgift meiner Tochter. (Nach einer kleinen Pause.) Ich esse auf den Abend bei meiner Schwägerin. Weißt Du das?

Heinrich.

Bin ich doch auch eingeladen.

Wesler.

Heinrich, Du bist wohl müde?

Heinrich.

Müde? Wovon?

Wesler.

Von Deinem Ritte an diesem Morgen.

Heinrich.

Nicht im entferntesten.

Wesler.

Nun, wenn Du nicht müde bist, so wollte ich Dich bitten, zum Kaufmann Fröhlich zu gehen und ihn zu fragen, ob er

meinen Brief erhalten habe, und ob er die Waaren liefern könne, die ich bestellte.

Heinrich.

Von Herzen gern. (Er geht nach der Thüre.) Wird Sie Mamsell Agnes diesen Nachmittag besuchen?

Wesler.

Ich denke wohl.

Heinrich.

So werden Sie das Vergnügen haben, mich recht bald wieder hier zu sehen. (Er geht ab.)

Wesler.

Aha! der ist verliebt. Nun, es hat nichts zu bedeuten, da er heirathen soll, aber in seinem Alter war mir dergleichen noch nicht eingefallen, weil ich eben an wichtigere Dinge zu denken hatte. Kurios mit der Liebe! Da sagen die Leute, sie sei ein unwillkürliches Gefühl. — Pah! Wer keine Zeit und keine Lust zum Lieben hat, dem passirt es auch nicht.

Zweiter Auftritt.

Wesler. Stellani.

Stellani (zu Wesler).

Darf ich Sie fragen, mein Herr, ob hier im Hotel ein Herr von Wesler wohnt?

Wesler.

Ein Herr von Wesler? Nein — Franz Wesler schlechtweg — ja — der wohnt hier.

Stellani.

Ist er zu Hause? Kann ich die Ehre haben, ihn zu sprechen?

Wesler.

Die Ehre wird seinerseits sein. — Ich bin dieser Franz Wesler.

Stellani.

Sie? So bin ich hocherfreut, endlich den würdigen Mann kennen zu lernen, den ich schon so lange hochschätze.

Wesler.

Sie? mich? — Ich wüßte nicht, auf welche Art ich das Glück — (für sich) das ist ein Mensch, der gehört hat, daß ich Geld habe. (Laut.) Wollen Sie mir gefälligst Ihren Namen —

Stellani.

Baron Stellani, vormals Seeoffizier in russischen Diensten.

Wesler.

Und der Herr Baron wünschen?

Stellani.

Ach, Herr von Wesler, ich habe Ihnen unendlich viel zu sagen — mehr, als sich vielleicht bei so neuer Bekanntschaft zu sagen ziemt, aber das Vertrauen, welches Sie mir einflößen — erlauben Sie mir, Ihnen auf Ihr Zimmer zu folgen.

Wesler.

In meinem Zimmer, Herr Baron, sieht es noch sehr confus aus; das ist zum Empfange von Herren Ihresgleichen nicht eingerichtet; aber wenn Sie mir die Ehre erzeigen wollen, mir Ihre Wünsche mitzutheilen, in diesem Saale sind wir ungestört. — Nehmen Sie gefälligst Platz.

Stellani.

Ich setze mich, sobald Sie sich setzen.

Wesler.

Nun, wie Sie befehlen. (Während Beide Stühle holen, für sich.)

Wesler, sei auf Deiner Hut, der will Geld borgen. (Sie setzen sich.) Nun, mein Herr Baron, was steht zu Diensten?

Stellani.

Um auf den eigentlichen Anlaß meines Besuchs bei Ihnen zu kommen, so werde ich weit ausholen müssen.

Wesler.

So seien Sie so gütig auszuholen.

Stellani.

Ich habe einen Freund, einen wackern Mann, der mit Ehren bei der Marine gedient.

Wesler.

Bei welcher Marine?

Stellani.

Das gehört vor der Hand nicht hierher. — Einen Freund, sage ich, der sich den Orden verdient hat.

Wesler.

Welchen Orden?

Stellani.

Wenn Ihnen der Vorschlag, den ich Ihnen zu machen habe, angenehm ist, so erhalten Sie über alle diese Dinge vollkommen Aufschluß. Für jetzt sei Ihnen genug, zu wissen, daß mein Freund der Sohn angesehener Aeltern ist, daß sein Rang ihm den Zutritt in die vornehmsten Häuser gestattet, und er mit der Zeit auf ein seinem Stande angemessenes Vermögen wird Anspruch machen können.

Wesler.

Sehen Sie, das freut mich. (Für sich.) Auf der Hut, sage ich, jetzt kommt's heraus.

Stellani.

Er ist ein Mann von etwa dreißig Jahren.

Wesler.

Ein schönes Alter — das.

Stellani.

Ueber die Thorheiten der Jugend hinaus, ernsten, stillen Gemüths und die Weltfreuden fliehend und verachtend.

Wesler.

So ist er ja ein wahrer Philosoph.

Stellani.

Das nicht, wahrhaftig nicht — aber mit unendlichem Sinne für das Glück der Häuslichkeit geboren.

Wesler.

Ist er verheirathet?

Stellani (seufzend).

Nein!

Wesler.

Schade — das.

Stellani.

Vielleicht. Ich mindestens glaube, daß er eine Gattin glücklich machen würde.

Wesler.

Wenn dem so ist, was hält ihn ab, sich jetzt noch zu verheirathen?

Stellani.

Sich zu verheirathen ist eben sein sehnlichster Wunsch — aber glauben Sie, daß heutigen Tages, im Säculum des Eigennutzes, ein unbescholtener, edler Name und die Hoffnung auf künftigen Wohlstand genügend sei, um als Freiwerber auftreten zu können.

Wesler.

Das käme denn auf die Umstände an.

Stellani.

Adelsstolz ist mein Freund nicht.

Wesler.

Daran thut er wohl.

Stellani.

Er sucht nur eine Herrin für sein Haus, eine Freundin für sein Herz.

Wesler.

Ich wünsche, daß er eine solche finden möge.

Stellani.

Wahrhaftig? und wie, wenn es in Ihrer Macht stände, sie ihm zu verschaffen?

Wesler (etwas betroffen).

In meiner Macht?

Stellani.

Sie haben eine Tochter —

Wesler.

Eine Tochter? — so? Darf ich Euer Gnaden fragen, woher Sie wissen, daß ich eine Tochter habe?

Stellani.

Das Veilchen verbirgt sich unter Blumen und Blättern, aber der Blumenfreund, der es aufsucht, findet es doch.

Wesler.

Meine Tochter, das weiß ich, hat hier keine Bekanntschaft gemacht.

Stellani.

Mein Freund hat sie auch nur aus der Entfernung bewundert.

Wesler.

Sehen Sie, das ist mir lieb, und ich bitte ihn, es dabei bewenden zu lassen.

Stellani.

Wobei?

Wesler.

Bei der Bewunderung aus der Ferne.

Stellani.

Wie? Wenn ich Ihnen schwöre, daß er ernsthafte Absichten hat?

Wesler.

Das glaube ich Euer Gnaden auch ohne Schwur. (Für sich.) Auf eine Mitgift von 40,000 Thalern hat wohl Jeder ernsthafte Absichten.

Stellani (nach einer kleinen Pause).

Ich begreife, daß ein Heirathsantrag für Ihr Fräulein Tochter, am ersten Tage unserer Bekanntschaft gemacht, Sie befremden muß.

Wesler.

Er befremdet mich auch wirklich.

Stellani.

Ich bin indeß weit entfernt, vor der Hand eine entscheidende Antwort von Ihnen zu begehren.

Wesler.

Auch unbegehrt können Sie die zu jeder Stunde erhalten.

Stellani.

So? — Und wie würde sie lauten?

Wesler.

Daß ich mich durch den Antrag Ihres Freundes geehrt fühle, aber mit meiner Tochter nicht so hoch hinaus will.

Stellani.

Eine Bescheidenheit, die — verzeihen Sie mir — für unsere Zeiten nicht mehr paßt.

Wesler.

Die Folge einer Gesinnung, bei der ich mich zeitlebens wohl befunden habe. Wie Sie mich hier sehen, Herr Baron, bin ich der Sohn wenig bemittelter Aeltern und verdanke meinen Wohlstand nur dem mir von jeher eigenen Grundsatze, nie über meinen Stand hinaus zu streben. Mein Bruder ging auf die Universität, ich übernahm die kleine, väterliche Handlung, er zog in die Residenz, ich blieb in der Provinz, er heirathete die Nichte seines Chefs, ich die Tochter eines reichen Goldschmieds — man nannte ihn Hofrath, mich Krämer. Ich mußte oft stehen, wo er saß, und die Herren, die ihn in die Assembléen luden, rückten kaum den Hut vor mir; aber fünfzehn Jahre später, als er starb, hinterließ er seiner Wittwe nicht viel mehr als ihr Eingebrachtes, und ich hatte eine Mitgift von 40,000 Thalern für meine Tochter beisammen.

Stellani.

Vierzigtausend Thaler, eine bedeutende Summe für einen Provinzbewohner.

Wesler.

Auch für einen Stadtbewohner nicht zu verachten.

Stellani.

Eine Summe, welche die Habsüchtigen reizen wird.

Wesler.

Ich glaube, sie reizt sie schon.

Stellani.

Deßhalb geben Sie Ihre Tochter einem Manne, wel-

chen seine Verhältnisse über den Verdacht des Eigennutzes erheben.

Wesler.

Will Ihr Freund meine Tochter ohne Mitgift heirathen?

Stellani.

Ganz ohne Mitgift? — Vor der Hand würde ihm das freilich unmöglich sein.

Wesler.

Nun, sehen Sie.

Stellani.

Indeß in einem Jahre — in zwei Jahren — wünschen Sie seine Papiere in Augenschein zu nehmen?

Wesler.

Glaube solch' einem Herrn alles auf's Wort. — Aber meine Tochter erhält er nicht; die gebe ich einem braven jungen Menschen aus meinem Städtchen.

Stellani.

Wäre es möglich?

Wesler.

Es ist nicht anders, und finden Sie, daß ich unrecht habe? Ich bin ein schlichter Mann, von altem Schlage, und wünsche mir einen Schwiegersohn, der sich meiner kleinbürgerlichen Manieren nicht schämt. — In einem vornehmen Hause — Du mein Himmel! da dürfte ja der alte Vater an der Tafel, die er selbst hat besetzen helfen, nur dann mit sitzen, wenn eben keine Gäste zugegen wären.

Stellani.

Sie könnten glauben?

Wesler.

Ich glaube, was mich die Erfahrung Anderer gelehrt hat, und was ich zuletzt einem großen Herrn, der eine Mißheirath gethan, auch nicht verdenken könnte.

Stellani.

Mißheirath! welch' ein Ausdruck!

Wesler.

Besser, ich gebrauche ihn jetzt, als wenn die Familie des Bräutigams sich dessen nach der Hochzeit bediente.

Stellani.

So bliebe für meinen Freund wirklich nichts zu hoffen übrig?

Wesler.

Kann ja auf andere Mädchen hoffen.

Stellani.

Aber, wenn das Herz Ihrer Tochter —

Wesler.

Herr Baron, ich schmeichle mir, daß bei Ihrer Geschichte von dem Herzen meiner Tochter gar nicht die Rede ist; oder sollte das Mädchen toll genug gewesen sein — und ungehorsam genug —

Stellani.

Herr Wesler, beruhigen Sie sich.

Wesler.

Ich muß die Tante darüber befragen.

Stellani.

So undelikat werden Sie nicht sein. Ein abgewiesener, aber redlicher Freier hat, denke ich, mindestens Verschwiegenheit zu fordern.

Wesler.

Freilich wohl — da haben Sie recht. (Für sich.) Die Sache ist mir indeß doch zu bedenklich, um sie ganz mit Stillschweigen zu übergehen. (Laut.) Haben der Herr Baron sonst noch etwas

zu befehlen? (Stellani verbeugt sich stumm und betrübt.) Nun, wenn Sie sonst nichts zu befehlen haben, so empfehle ich mich zu Gnaden, wünsche dem Herrn Baron wohl zu leben und Dero Freunde eine reiche, schöne, vornehme Dame zur Frau. (Er geht ab.)

Dritter Auftritt.

Stellani. Dann Agnes.

Stellani.

Mit dem Manne ist nichts anzufangen. Aber ich lasse darum doch noch nicht von dem Mädchen und hoffe durch Geduld und Ausdauer zu erlangen, was mir der Moment versagt. Freilich ist dazu vor allem nöthig, daß ich im Stande sei, in dieser Stadt mich länger zu halten, — und meine Affairen stehen schlecht! — Indeß, habe ich nicht eine Freundin an der Frau Hofräthin?

Agnes (eintretend).

Finde ich Sie hier, Stellani? Haben Sie meinen Vater gesprochen?

Stellani.

Er ging soeben von mir.

Agnes.

Und haben Sie sich gegen ihn erklärt?

Stellani.

Zur Erklärung schien mir der Augenblick nicht günstig.

Agnes.

Und doch muß diese Erklärung heute erfolgen — oder nie — denn mein Vater hat mir einen Gatten gewählt.

Stellani.

Ich weiß das — er sagte es. — Einen Adonis aus der Provinz.

Agnes.

Einen guten, ehrenwerthen jungen Mann.

Stellani.

So? Gefällt er Ihnen?

Agnes.

O, quälen Sie mich nicht auch mit Eifersucht; bin ich doch ohnedies gequält genug.

Stellani.

Verzeihen Sie — Sie kennen mich.

Agnes.

Freilich kenne ich Sie und kam deßhalb hierher, in Todesangst, mit klopfendem Herzen, meinem Vater, falls Sie ihn noch nicht gesprochen hätten, selbst meine Liebe zu gestehen.

Stellani.

Wenn Sie das thun, so sind wir auf ewig getrennt.

Agnes (erschrocken).

Wie so?

Stellani.

Begehren Sie, daß ich Ihnen das auseinander setze?

Agnes.

Ich bitte Sie darum.

Stellani.

Das thut mir leid — denn es gab eine Zeit, in welcher Sie meiner Anweisung folgten, ohne weiter zu fragen. Sind Sie es müde, sich von mir leiten zu lassen?

Agnes.

Ach, Stellani! haben Sie mit der Gewalt, die Sie sich über die Seele eines unerfahrenen Mädchens errungen, niemals Mißbrauch getrieben?

Stellani.

Diese Frage beantworte ich Ihnen zehn Jahre nach unserer Hochzeit, wenn Sie dann noch den Muth haben, sie an mich zu richten.

Agnes.

Seien Sie mir nicht böse, ereifern Sie sich nicht, ich will gegen meinen Vater schweigen, wenn Sie es für nöthig halten — dafür entdecken wir uns der Tante.

Stellani.

Das hieße noch mehr gewagt.

Agnes.

Ich weiß, Sie trauen ihrer Klugheit nicht — verbargen von jeher ängstlich vor ihr unsere Liebe — allein — Stellani —

Stellani.

Ein Wort, von unserer Liebe gegen sie gesprochen, macht sie zu unserer bittersten Feindin.

Agnes.

Weßhalb glauben Sie das?

Stellani.

Weil sie selber mich liebt.

Agnes.

Das wäre entsetzlich!

Stellani.

Es ist. — Vertrauen Sie daher nur auf Ihr eigenes Herz.

Agnes.

Mein Herz? Das hängt treu an Ihnen. — Aber, wenn mein Vater nun auf meiner Verbindung mit dem Manne besteht, dem er mich bestimmt hat?

Stellani.

Der Mann muß entfernt werden.

Agnes.

Wer soll ihn entfernen?

Stellani.

Wer sonst als Sie?

Agnes.

Ich? Auf welche Art? Er ist ein Freund meiner Kindheit.

Stellani (betrübt).

Wenn er Ihnen theuer ist, so räume ich ihm gern das Feld.

Agnes.

Stellani! ich liebe nur Sie, das wissen Sie wohl, aber ist es nöthig, wenn man liebt, deßhalb jedes frühere Band zu zerreißen — liebt Ihr Männer auf diese Art?

Stellani.

Ich will nicht in Schutz nehmen, was etwa Andere meines Geschlechtes thun — aber ich meinerseits halte auf eine Liebe, welche jede fremde Rücksicht ausschließt.

Agnes.

Sie begehren also, daß ich einen Menschen kränken soll, der mich nie beleidigt hat, und der mir wohlwill?

Stellani (bitter).

Freilich ist's besser, Sie kränken mich.

Agnes.

Wohlan, Stellani! Ich will auch diesen Schmerz noch auf mich nehmen. — Was sich nur immer mit meiner Pflicht verträgt, will ich versuchen, um mich Ihnen zu erhalten — aber wenn jedes Mittel fehlschlüge, wenn wir getrennt würden für diese Welt — jenseits — nicht wahr, mein Freund — jenseits finden wir uns wieder?

Stellani.

Jenseits auf jeden Fall. (Für sich.) Aber das wird mir wenig helfen. (Er will abgehen.)

Agnes.

Wohin gehen Sie?

Stellani.

In die freie Natur. (Für sich.) Geradenwegs zur Hofräthin. Jenseits! das wäre mir ein schöner Trost. (Er geht ab.)

Vierter Auftritt.

Agnes. Dann Heinrich.

Agnes.

Fort ist er und läßt mich in der Angst und in den Sorgen zurück. O, immer deutlicher wird es mir, daß ich mich in ein Labyrinth verstrickt, aus dem mich nur ein Wunder führen kann. — Ah, sieh' da, Heinrich!

Heinrich (eintretend).

Ihr Vater hat mir einen Auftrag gegeben, von dessen Ausführung ich ihm Rechenschaft abzulegen komme, aber der alte Herr muß warten, da ich Sie hier finde, er muß warten, sage ich, denn mit Ihnen habe ich wahrhaftig wichtiges zu besprechen, wichtigeres als mit ihm.

Agnes.

Ich errathe, was Sie mir sagen wollen.

Heinrich.

Ihr Vater will mich mit Ihnen verheirathen. — Agnes, ist Ihnen das recht?

Agnes.

Mir?

Heinrich.

Ich frage Sie, ob Ihnen das recht ist.

Agnes.

Heinrich! Sie wissen, daß ich Sie hochschätze, daß ich Sie liebe, wie einen Bruder — aber —

Heinrich.

Aber? Da haben wir's! aber? sehen Sie, so habe ich mir's gedacht.

Agnes.

Was habe ich denn gesagt?

Heinrich.

Sie haben aber gesagt und in dem aber liegt soviel, so unendlich viel, daß ich fast nicht mehr Worte von Ihnen zu hören begehre.

Agnes.

Sie, guter Heinrich, waren mit dem Plane meines Vaters einverstanden?

Heinrich.

Nun, natürlicherweise.

Agnes.

Sie lieben mich?

Heinrich.

Das wissen Sie ja wohl, von Kindheit an.

Agnes.

Aber schwärmerisch nicht? nicht wahr? nicht schwärmerisch?

Heinrich.

Wer in aller Welt wollte schwärmen?

Agnes.

So ist Ihr Gefühl für mich also nur inniges Wohlwollen, treue Freundschaft —

Heinrich.

Auf meine Ehre! ich habe über mein Gefühl für Sie noch gar nicht nachgedacht.

Agnes.

Sie könnten meinen Verlust ertragen, wenn Sie wüßten, daß ich glücklich würde?

Heinrich.

Der Mensch kann alles ertragen in der Welt, dafür ist ihm Seelenstärke gegeben worden.

Agnes.

Heinrich! mein Bruder! so will ich mich denn Ihnen vertrauen in meiner höchsten Noth; Sie werden mein guter Engel sein — Heinrich — der Plan meines Vaters darf nicht ausgeführt werden. Sie sind mir werth — sehr werth — aber heirathen kann ich Sie nicht.

Heinrich (traurig).

Nicht? — freilich wohl. — Sie sind ein halbes Jahr in der Residenz gewesen, haben vornehme und elegante Herren kennen gelernt — so begreife ich, daß Ihnen ein schlichter, ehrlicher Mann, wie ich, nun nicht mehr gefallen mag.

Agnes.

Heinrich!

Heinrich.

Lassen Sie es gut sein — sagen Sie weiter nichts. Sie brauchen sich gegen mich nicht zu entschuldigen, weiß ich doch selbst besser als irgend Einer, was mir mangelt — aber überlegen Sie sich's reiflich, bevor Sie mich abweisen; denn sehen Sie, an einem Liebhaber mag der Weltton und das zierliche Wesen recht angenehm sein, aber beim Ehemanne gilt nur die Treue und Biederkeit, und daß ich treu und bieder sei, das schwöre ich Ihnen.

Agnes.

O! warum mußten Sie so spät erst hier erscheinen? Vor einem Vierteljahre wäre vielleicht noch Zeit gewesen —

Heinrich.

Zeit? wozu?

Agnes.

Die Freiheit meines Herzens zu retten, mich vor einer Neigung zu bewahren — die —

Heinrich.

Vor einer Neigung?

Agnes (zerknirscht).

Ach ja, guter Heinrich — ich liebe.

Heinrich.

Sie lieben? Also auch das noch!

Agnes.

O, zürnen Sie mir nicht. — Haben Sie Mitleid mit meiner Lage.

Heinrich.

Mitleid habe ich mit jedem leidenden Wesen, mit dem Bettler, der mir auf der Straße begegnet, darum gewiß auch mit Ihnen.

Agnes.

Ihr Mitleid mit dem Bettler kostet Ihnen eine Geldmünze, das mit mir könnte Ihnen höher zu stehen kommen.

Heinrich.

Das weiß ich, denn es gebietet mir, Ihnen zu entsagen.

Agnes.

O, nicht bloß entsagen, Sie müssen meinen Vater dahin bringen, daß er den Plan, uns zu verbinden, aufgiebt.

Heinrich.

Er ist recht eingenommen von dem Plane. — Wenn ich ihm indeß entdecken darf —

Agnes.

Nichts — nichts, was mich betrifft, dürfen Sie ihm entdecken. — Wollen Sie mich seinem Zorne aussetzen?

Heinrich.

Aber — daß ich Sie nicht heirathen mag — kann ich ihm doch nicht sagen!

Agnes.

Sagen Sie ihm das — sagen Sie es, ich bin's zufrieden.

Heinrich.

Pah!

Agnes.

Und, daß Sie mich häßlich, unausstehlich gefunden — meinetwegen!

Heinrich.

Meinetwegen nicht, denn lügen mag ich nicht, und das wäre alles erlogen.

Agnes.

Aber, wenn ich selbst Sie darum bitte.

Heinrich.

Gleichviel. — Lügen kann ich einmal nicht, und sollte die Welt zu Grunde gehen.

Agnes.

So lassen Sie der Sache ihren Lauf. — Lassen Sie zwischen Kind und Vater den Unfrieden ausbrechen, wird er doch bald mit meinem Leben endigen.

Heinrich.

Reden Sie nicht solch' unsinniges Zeug, liebe Mamsell Agnes. — Man sieht wohl, daß die Liebe Sie ergriffen hat, sonst würden Sie nicht faseln. Also sterben? Sterben wollen Sie für einen Mann? Wie heißt denn der Mensch?

Agnes.

Sein Name ist vor der Hand noch ein Geheimniß.

Heinrich.

Nun, der Name thut auch nichts zur Sache, obgleich ich so eigentlich das Anonyme nicht liebe — aber sind Sie überzeugt, daß er auch brav und rechtschaffen ist?

Agnes.

Der edelste, vortrefflichste Mann.

Heinrich.

Wo haben Sie ihn kennen gelernt?

Agnes.

Bei der Tante — o, ich habe ihn nicht aufgesucht, er hat sich mir genähert, ganz wider meinen Willen.

Heinrich.

Und ist die Tante mit seinen Wünschen einverstanden?

Agnes.

Sie schätzt ihn so hoch, wie ich ihn schätze, seines sanften Charakters, seiner musterhaften Grundsätze wegen.

Heinrich.

Gedenkt er sich Ihrem Vater zu entdecken?

Agnes.

Sobald Sie ihm Platz gemacht haben, sogleich.

Heinrich.

So seien Sie ruhig — ich mache ihm Platz. Unglücklich sollen Sie durch mich nicht werden —

Agnes.

Was wollen Sie anfangen?

Heinrich.

Es giebt nur ein Mittel, und das will ich ergreifen.

Agnes.

Welches Mittel?

Heinrich.

Ihr Vater muß mich fatal finden und selbst verabschieden.

Agnes.

Heinrich!

Heinrich.

Seien Sie still, ich bitte Sie. (Er geht im Zimmer auf und ab.)

Agnes.

Heinrich! was ist Ihnen?

Heinrich.

Lassen Sie mich gehen, ich sinne auf einen dummen Streich, den ich machen will.

Agnes.

Sie werden doch nicht? —

Heinrich.

Auf einen *dummen* Streich, verstehen Sie wohl, nicht auf einen *schlechten* Streich. Wenn ich etwas wüßte, was Ihren Vater verdrösse und ihm eine üble Meinung von mir beibrächte, ohne doch eigentlich etwas Böses zu sein — denn mit Bösem, sehen Sie, kann ich nicht dienen, Böses thue ich auch Ihnen zu Liebe nicht.

Agnes.

O, welch' ein guter Mensch sind Sie!

Heinrich.

Machen Sie mir kein Kompliment. Ich bin nicht so nobel, als ich aussehe. Wenn ich jetzt zum Beispiel einem Manne begegnete, und man sagte mir: Der ist's, den Agnes liebt —

Agnes.

So würden Sie doch nicht Händel mit ihm suchen?

Heinrich.

Vielleicht nicht — hoffentlich nicht, aber es wird besser sein, wenn ich ihm nicht begegne.

Agnes.

Wenn es mir einst erlaubt ist, ihn mit Ihrer Handlungsweise bekannt zu machen, so wird er Ihnen Dankbarkeit weihen.

Heinrich.

Das hat er gar nicht nöthig, denn seinetwegen thue ich nicht *so* viel, seinetwegen thue ich gar nichts — aber Sie — Sie haben mir vertraut wie eine Schwester dem Bruder, so wäre es schlecht von mir, wenn ich Ihr Vertrauen nicht rechtfertigen wollte — und darum, wie wäre es? Nein, das

geht nicht an! — oder? — Das geht auch nicht — Jetzt habe ich's! jetzt weiß ich, was ich thue! Einer der jungen Leute, mit welchen ich heute gefrühstückt habe, wollte mich bereden, diesen Abend mit ihm in eine Spielgesellschaft zu gehen. — Ich dankte damals höflich — aber jetzt — da es darauf ankommt, etwas Dummes anzugeben, suche ich das Freundchen auf, folge seiner Weisung und spiele, bis ich mindestens ein paar Hundert Dukaten verspielt habe. Was sagen Sie dazu?

Agnes.

Daß ich Ihren Edelmuth nicht mißbrauchen will — daß ich niemals zugeben werde —

Heinrich.

Ihre Zustimmung — nehmen Sie mir das nicht übel, — habe ich gar nicht nöthig. — Ich bin ein freier Mann, der sein Geld bis auf den letzten Heller verspielen darf, wenn er Lust dazu hat — ohne daß dies irgend Jemand etwas angeht. — Sagen Sie dem Herrn Vater, seine Waaren liegen bereit, und der Frau Tante, ich könne nicht die Ehre haben, beim Souper zu erscheinen, weil ich spielen müsse.

Agnes.

Scherzen Sie, oder reden Sie im Ernste?

Heinrich.

In vollem Ernste, wie Sie bald erfahren werden. — Denn Aufsehen sollen meine Streiche machen, und Ihr Vater soll sein Wunder an mir erleben. — Reden Sie nicht — es hilft Ihnen nichts — halten Sie mich nicht auf — es ist umsonst. — Als angehenden Taugenichts sehen Sie mich wieder. (Er geht ab. Agnes eilt ihm nach.)

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Aufzug.

(Zimmer wie im ersten Aufzuge.)

Erster Auftritt.

Die Hofräthin und Stellani (an einem Tische sitzend, auf welchem ein Briefkästchen steht).

Hofräthin (einen Brief in das Kästchen legend).

Und somit, mein Freund, wissen Sie nun die ganze Geschichte meiner Jugendbekanntschaft, aber Sie sehen zerstreut aus — unruhig — habe ich Sie gelangweilt?

Stellani.

Wie können Sie das glauben? Ich habe vielmehr die Zartheit Ihres Briefstyls bewundert.

Hofräthin.

Aber — keiner der Briefe, die ich Ihnen vorgelesen, war ja von mir —

Stellani.

Ganz recht — die Briefe waren sämmtlich von dem Grafen — indeß citirte er doch darin Stellen, hob Wendungen heraus, die offenbar von Ihnen herkamen.

Hofräthin.

Das freilich wohl.

Stellani.

Nun, sehen Sie.

Hofräthin.

Was blicken Sie so ängstlich um sich her? Vermissen Sie etwas?

Stellani.

Wenn ich bei Ihnen bin, nichts in der Welt!

Hofräthin.

Gestehen Sie's, Sie sind heute nicht in Ihrer gewöhnlichen Stimmung.

Stellani.

Es thut mir leid, daß Sie das bemerkt haben.

Hofräthin.

Also ist es wahr? Sie haben etwas, das Sie quält.

Stellani.

Nun ja — ich will es nicht leugnen.

Hofräthin.

So entdecken Sie sich Ihrer Freundin.

Stellani.

Es giebt eine Gattung von Leiden, die man vor Freunden sorgfältiger verbergen sollte als selbst vor Fremden.

Hofräthin.

Und welche Gattung wäre das?

Stellani.

Die, — (wie im Ausbruche des Schmerzes) die aus der Mittellosigkeit entspringt.

Hofräthin.

O, das ist es, was ich längst geahnt. — Sie sind in Geldverlegenheit, müssen sich Entbehrungen unterwerfen.

Stellani.

Pfui über den Mann, welchem Entbehrungen auch nur eine trübe Stunde zu machen im Stande sind — aber, wenn durch den Mangel an Geld Gefahr für die Ehre herbeigeführt wird, ist es wohl auch dem Hochherzigsten zu klagen erlaubt.

Hofräthin.

Gefahr für die Ehre?

Stellani.

Aus mancher meiner früheren Aeußerungen müssen Sie errathen haben, daß mich Rücksichten höherer Art, nicht Reiseluft in diese Stadt geführt.

Hofräthin.

Freilich wohl — Sie erwähnten bisweilen Verhältnisse —

Stellani.

Verhältnisse, die ich verschweigen mußte, deren ich mich aber nicht zu schämen brauchte; denn meine Mission —

Hofräthin.

Mission?

Stellani.

War zwar schwierig, aber ehrenvoll — deßhalb opferte ich ihr meine Zeit, meine Kräfte und sogar mein Vermögen.

Hofräthin.

Sie armer Mann! Und erhielten Sie dafür keine Entschädigung?

Stellani.

Noch nicht.

Hofräthin.

Die Entschädigung, meine ich, kann nicht ausbleiben.

Stellani.

Sie wird es nicht — gewiß nicht — für die Zukunft bin

ich außer Sorgen, wenn mir eine Freundeshand über den gegenwärtigen Augenblick hinaushilft — und ich einen Gläubiger zum Schweigen bringen kann, der nur deßhalb um sein Kapital besorgt ist, weil er nicht weiß, wessen Gläubiger er ist.

Hofräthin.

Ich verstehe Sie nicht.

Stellani.

So wissen Sie denn, ich habe unter meinem Namen für eine höhergestellte Person bedeutende Summen aufnehmen müssen —

Hofräthin (im Anhören verloren).

So?

Stellani.

Und bin, da ich meinen Gewährsmann nicht nennen darf, nunmehr zu jeder Stunde einer Beschimpfung ausgesetzt, die mich in den Augen der Welt zu Grunde richten und meine Thätigkeit auf ewig lähmen würde.

Hofräthin.

Ach, Stellani, wieviel brauchen Sie denn etwa?

Stellani.

Um Zeit zu gewinnen — worauf es hier nur ankommt — wären zweitausend Thaler genügend.

Hofräthin.

O, mein Himmel!

Stellani (einlenkend).

Vielleicht auch weniger noch — die Hälfte —

Hofräthin.

Ach, ich habe auch die Hälfte nicht — (weinerlich) denn ich habe nach Ostern neu tapeziren lassen.

Stellani.

Sie sollen jede Sicherheit von mir erhalten, und, o wie dankbar würde Ihnen einst mein Gebieter sein.

Hofräthin.

Wenn ich Millionen hätte, ich legte sie in Ihre Hände.

Stellani (verbeugt sich höflich und kalt).

Unendlich geschmeichelt durch das Vertrauen.

Hofräthin.

Sie glauben mir wohl nicht? Aber meine Preziosen — Du lieber Himmel! die Perlen sind römische, das Diadem ist von Topasen, und die schwere Kette ist falsch.

Stellani.

So sehe ich, meine Freundin, daß wir uns werden trennen müssen.

Hofräthin.

Trennen?

Stellani.

Als ein beschimpfter Mann betrete ich Ihr Haus nicht mehr.

Zweiter Auftritt.

Vorige. Kaspar.

Kaspar.

Gnädige Frau!

Hofräthin (in Thränen aufgelöst).

Was will Er denn?

Kaspar.

Nichts, als anfragen, ob die Frau Hofräthin die Vorbereitungen zum Souper in Augenschein nehmen wollen.

Hofräthin.

Ach, das Souper! das hatte ich vergessen — es ist mir eben wie soupiren! (Zu Stellani.) Mit solcher Qual im Herzen —

Stellani.

En présence du domestique!

Hofräthin (weinend zu Kaspar).

Die Kalbscoteletts sind doch nicht angebrannt?

Kaspar.

Sehen köstlich aus.

Hofräthin.

Und die Torte?

Kaspar.

Ist der Katharina sehr gut gerathen.

Hofräthin (zu Stellani).

Sich noch mit dergleichen Kleinigkeiten beschäftigen zu müssen.

Kaspar.

Aber die Bonbons haben wir nicht finden können.

Hofräthin.

Nicht finden? In der rothen Pappschachtel, die im Kabinete steht.

Stellani.

Ich sehe, daß Sie beschäftigt sind —

Kaspar.

Auf der Kommode?

Hofräthin.

Nicht doch, auf dem Schreibeschranke — daß Ihr mir nicht etwa die Schachteln alle aufreißt!

Stellani.

Erlauben Sie mir, mich Ihnen zu empfehlen.

Hofräthin.

O, mein armer Freund! wir sehen uns doch wieder?

Stellani.

Vielleicht.

Hofräthin.

Gewiß, gewiß, geben Sie mir die Hand darauf. (Stellani giebt ihr die Hand. Kaspar ist während dessen abgegangen. Die Hofräthin Kaspar nachrufend.) Warte Er einen Augenblick, Kaspar, ich komme selbst. — In solcher Situation hat sich vor mir noch Niemand befunden. (Sie geht ab.)

Stellani.

Verwünscht! sie hat nichts, und morgen ist mein Wechsel fällig — so werde ich mich nach Postpferden umsehen müssen — wenn nicht — wenn nicht vielleicht das Spiel mir günstig ist. Eben jetzt ist Gesellschaft bei Seyfart, und ein paar reiche, dumme Neulinge sollen eingeladen sein. So will ich denn dahin gehen, die letzten zwanzig Dukaten riskiren und wie ein Verzweifelnder mein Glück versuchen. (Er will abgehen.)

Dritter Auftritt.

Stellani. Agnes.

Agnes.

Stellani!

Stellani (für sich).

Das fehlte mir noch.

Agnes.

Nicht so muthlos, mein Freund, ich habe tröstliche Nachrichten für Sie — Sie werden staunen und gerührt sein, wenn Sie alles erfahren. — Indeß genüge Ihnen zu wissen, daß ein

unfehlbarer Weg, Ihren Nebenbuhler zu entfernen, bereits eingeschlagen ist.

Stellani (rauh).

Was braucht es hierzu geheimer Wege? Was ungewisser, hinterlistiger Anschläge? Sowie Sie den Muth hatten, Ihrem Vater zu sagen: den Mann, den Sie mir anbieten, liebe ich nicht, und nie wird er der Meinige, war jeder Zweifel gehoben, jede Verlegenheit aufgelöst. — Aber da sollte der Vater beim guten erhalten — der Jugendfreund geschont werden. — Beten Sie zum Himmel, daß ich in meiner jetzigen Stimmung nicht mit ihm zusammentreffe — ich könnte wahrhaftig in solchem Falle für mich nicht stehen. (Er geht ab.)

Agnes (ihm starr nachsehend).

War das Stellani? — war es wirklich der Mann, dessen sanfte Schwermuth, dessen Zartgefühl mein Herz gewonnen? Wie wagt er es, mit mir zu sprechen? Wie behandelt er mich? Und — gerechter Himmel! wenn ein Zufall Heinrich in seine Nähe brächte — und er in seiner blinden Eifersucht — die Liebe meines Vaters — mein guter Name, alles wäre verloren. (Sie wirft sich auf einen Stuhl.)

Vierter Auftritt.

Agnes. Wesler. Babet.

Babet (zu Wesler).

Da ist das gnädige Fräulein.

Wesler.

Guten Abend, Mamsell Tochter. — Ich sehe, daß ich mich selber auf den Weg machen muß, wenn ich die Ehre genießen

will, Sie zu sprechen. — Glaubte, Sie würden sich in mein Hotel bemühen — allein —

Agnes.

Ich war dort, mein Vater, hörte aber sagen, Sie seien beschäftigt.

Wesler.

Beschäftigt? — natürlich, das war ich auch, denn wann hast Du mich jemals müßig gesehen? — aber die Geschäfte, die ein Mann meines Schlages in einem Gasthofe treibt, sind nicht der Art, daß eine Tochter sie nicht unterbrechen dürfte — das wußtest Du, Du wußtest das — darum, wenn Du vor mir nicht zu erscheinen wagtest, so war nur Dein böses Gewissen schuld daran.

Agnes.

Mein Gewissen?

Wesler.

Ja. — Du hast geweint — ein Umstand, der meinen Argwohn zur Gewißheit erhebt.

Agnes.

Mein Vater!

Wesler.

Schweig' still — zur Gewißheit, sage ich — denn die Mädchen weinen gewöhnlich nur über ihre Thorheiten, die sie Leiden nennen. (Zu Babet, die abgehen will.) Wo wollen Sie hin, Mamsellchen? Bleiben Sie da. — Sie sind wahrscheinlich die Seelenvertraute, können mit zuhören; was Der nützlich ist, kann Ihnen nicht schädlich sein.

Babet (für sich).

Der alte Mann ist grob, aber er amüsirt mich.

Wesler.

Ich habe diesen Morgen vielerlei Besuche gehabt —

Agnes (zitternd).

So? mein Vater!

Wesler.

Vielerlei Besuche, sage ich — darunter vornehme Besuche.

Agnes.

Warum nicht?

Wesler.

Von Adeligen, von Fremden —

Agnes.

Wahrhaftig?

Wesler.

Sieh' mir einmal gerade in's Gesicht, (zu Babet) und auch Sie, Mamsellchen, sehen Sie mir in's Gesicht — und nun sagt mir, Ihr Mädchen, wo der Herr Stellani ist, der hier im Hause so wohl bekannt zu sein scheint, und wer der Freund ist, den er mir rekommandirt?

Agnes (erblassend).

Ich bin des Todes!

Wesler.

Nun?!

Babet.

Ein Freund des Herrn Stellani?

Wesler.

Von dem Freunde zu sprechen, wollen wir auf spätere Zeiten versparen, denn leicht könnte sich's erweisen, er wäre mit seinem Schutzherrn eine und dieselbe Person. Also vor der Hand nur von Herrn Stellani selbst. — Wer ist er? Unter welchem Vorwande kommt er in das Haus? Und was hat er meiner Tochter weisgemacht?

Agnes.

Er kommt —

Wesler.

Beinahe alle Tage. So sagen die Hausleute, die ich eben ausgefragt habe. Was hat er hier im Hause zu suchen?

Babet.

Mein Himmel — die Tante —

Wesler.

Jetzt habe ich Sie nicht gefragt. — (Zu Agnes.) Die Tante empfängt ihn?

Agnes.

Ja, mein Vater.

Wesler.

Die Tante duldet, daß Du Bekanntschaft mit ihm hast? So möchte ich ja, daß die Tante —

Agnes.

O, mein Vater, beruhigen Sie sich.

Wesler.

Habe ich ihr deßhalb mein dummes Mädchen anvertraut? Habe ich mir von ihr ausgebeten, meine Tochter nicht in die Welt zu führen, damit sie die Herren Stellani und Consorten in ihr Haus lade? (Zu Agnes.) Aber Du auch, wie konntest Du Dir einfallen lassen, einen solchen Windbeutel anzuhören, da Du doch meinen Willen und meine Gesinnung kanntest. Kein Vornehmer und kein Fremder wird Dein Mann, so lautete von jeher mein Ausspruch, und niemals nehme ich diesen zurück.

Agnes (für sich).

So ist denn jede Hoffnung verloren.

Wesler.

Dem Heinrich Braun hatte ich Dich bestimmt — dem Heinrich Braun, und Du wärst glücklich mit ihm geworden.

Babet.

Mit Herrn Braun, o ganz gewiß.

Wesler.

Mamsell, ich rede jetzt nicht mit Ihnen. (Zu Agnes.) Der Heinrich Braun, wie gesagt, war der Mann für Dich — aber ich fürchte, er hat von Deiner neuen Inklination Wind bekommen und springt von Dir ab, wenn er nicht aus Unmuth gar noch auf Abwege geräth.

Agnes (erschrocken).

Auf Abwege? Wie?

Wesler.

Er kommt heute Abend nicht zum Essen hierher und ist dafür in eine Spielgesellschaft gegangen.

Agnes.

Also wirklich?

Wesler.

Wirklich? Hast Du darum gewußt?

Agnes.

Ja — mein Vater — o gehen Sie ihm nach — suchen Sie zu verhüten —

Wesler.

Ich werde doch nicht den Hofmeister des großen Jungen abgeben sollen?!

Agnes.

Aber wenn er in's Unglück käme?

Wesler.

Von einmaligem Spielen kommt er nicht gleich in's Unglück, und eine Strafe kann ihm nichts schaden, wenn er sich thöricht benimmt.

Agnes.

Thöricht? O, o, das thut er nicht, der edle, wohlwollende

Mensch, und ehe ich zugebe, daß Sie ihn verkennen, will ich Ihren ganzen Zorn auf mich laden.

Babet (sie unterbrechend).

Nun, mein gnädiger Herr, wenn Sie jetzt nicht begreifen, daß das Fräulein Herrn Braun und nicht Herrn Stellani liebt, so verblenden Sie sich geflissentlich — ich kann nicht länger schweigen, muß nun losbrechen und die Unschuld vertheidigen. — Der Herr Stellani, das ist wahr — kommt in's Haus, aber nicht Ihrer Tochter, sondern der Frau Hofräthin wegen, die sich durch seine Lügen hat einnehmen lassen. Der Frau Hofräthin schmeichelt er, der Frau Hofräthin sucht er Geld abzulocken, der Frau Hofräthin macht er den Hof — das Fräulein unterdrückt er, peinigt er, verfolgt er, und dafür, daß er die Tante gegen sie aufhetzt, und ihr jedes Geschenk und jedes Vergnügen verkümmert, soll sie noch in den Verdacht kommen, als habe sie Neigung für ihn? Nehmen Sie mir's nicht übel, Herr von Wesler, aber das ist mehr, als selbst der duldsamste Mensch zu ertragen im Stande ist.

Wesler (hält sich die Ohren zu).

S—t!

Babet.

Der Herr Stellani ein Liebhaber des gnädigen Fräuleins? Das wäre mir ein Liebhaber, ich habe auch Liebhaber in meinem Leben gehabt, Herr von Wesler, und weiß daher, wie sich ein Liebhaber benimmt.

Wesler.

So lassen Sie mich doch zu Worte kommen.

Babet.

Ein Liebhaber ist galant, ist artig, ist respektvoll, läuft unter dem Fenster vorbei, schickt Blumensträuße —

Wesler.

Wenn Sie jetzt nicht schweigen, so führe ich Sie zur Thüre hinaus.

Babet.

Aber der Herr Stellani behandelt das Fräulein wie ein Kind, kommt in's Haus, ohne nur nach ihr zu fragen, bleibt sitzen, wenn Sie eintritt, vergönnt ihr nicht ein Wort, und spricht leise mit der Tante in ihrer Gegenwart. Ich habe das alles noch nicht selbst zu beobachten Gelegenheit gehabt, denn ich bin erst seit gestern hier, aber fragen Sie die Hausleute, die bezeugen es alle — alle —

Wesler.

Mamsell, ich muß gestehen, Sie haben eine gesunde Lunge, aber ich rathe Ihnen, sie zu schonen und ihr wenigstens Ruhe zu gönnen, während ich jetzt mit meiner Tochter rede. — Agnes, ist alles wahr, was sie sagt?

Agnes (in Angst vergehend).

Ja, mein Vater!

Wesler.

Der Herr Stellani spricht nicht mit Dir? (Agnes schüttelt den Kopf.) Benimmt sich unhöflich? (Agnes nickt.) Macht der Tante die Cour? (Agnes nickt.) Und Du bist dem Heinrich gut? Wahrhaft gut?

Agnes.

Ja, mein Vater.

Wesler (für sich).

So hätte ich mich wohl bald im gerechten Eifer übernommen und das Mädchen auf Gedanken gebracht, die ihr noch gar nicht in den Sinn gekommen sind. (Laut.) Agnes!

Agnes.

Was befehlen Sie?

Wesler.

Ich habe da vielerlei durcheinander gesprochen, worüber Du nicht weiter nachzudenken brauchst. (Agnes weint.) Nun, was soll's?

Babet.

Sie haben das Fräulein so erschreckt.

Wesler.

Erschreckt? — Womit denn? — Erschreckt? — Wahrhaftig? So trinke sie ein Glas frisches Wasser.

Fünfter Auftritt.

Vorige. Die Hofräthin.

Hofräthin.

Sind Sie da, Herr Schwager? Gut, daß ich Sie finde. (Zu Agnes und Babet.) Kinder, thut mir den Gefallen und geht hinaus.

Babet.

Kommen Sie, mein Fräulein!

Agnes (für sich).

Könnte ich so von dannen fliehen — in mein Grab! (Sie geht mit Babet ab.)

Sechster Auftritt.

Wesler. Die Hofräthin.

Hofräthin.

Was ist Ihrer Tochter? Sie sieht ganz verstört aus.

Wesler.

Nichts! nichts! die Folge eines freundschaftlichen Streites, den ich mit ihr gehabt habe. Die Sache ist abgethan.

Hofräthin.

Abgethan? Das ist mir lieb, denn ich wünsche Sie bei ruhigem Gemüthe zu finden, da ich von etwas Wichtigem mit Ihnen zu sprechen habe.

Wesler.

So? Lassen Sie doch hören.

Hofräthin.

Herr Schwager — aber meine Frage muß Sie nicht befremden — hätten Sie etwa ein paar Tausend Thaler liegen, die Sie unterzubringen wünschten?

Wesler.

Wenn sich eine gute Gelegenheit dazu fände, warum nicht?

Hofräthin.

Ich weiß eine solche Gelegenheit.

Wesler.

Ich werde Ihnen dankbar sein, wenn Sie mir dieselbe nachweisen. — Etwa bei einem Banquier?

Hofräthin.

Nein.

Wesler.

Oder bei einem Gutsbesitzer?

Hofräthin.

Auch das nicht.

Wesler.

Nun, bei wem denn?

Hofräthin.

Ich darf den Mann nicht nennen.

Wesler.

Liebe Frau Schwägerin! einem Manne, der sich nicht nennt, borge ich nichts.

Hofräthin.

Ich stehe Ihnen gut für seine Rechtlichkeit.

Wesler.

Und wer steht mir gut für mein Geld?

Hofräthin.

Er hat Aussichten — er hat Hoffnungen — Hoffnungen, die gar nicht trügen können.

Wesler.

Hoffnungen — sind nichts für mich.

Hofräthin.

Ein Darlehn in diesem Augenblicke entrisse ihn dem Verderben.

Wesler.

Das ist ein anderes. Ist er vielleicht ein bedrängter Familienvater?

Hofräthin.

Ein Familienvater? — Nein — das ist er nicht.

Wesler.

Ein Kaufmann, den ein fremder Bankerott —

Hofräthin.

Ein Kaufmann? Nein, das ist er auch nicht.

Wesler.

Ein fleißiger Handwerker — der —

Hofräthin.

Kein Handwerker.

Wesler.

Nun, was ist er denn? Frau Schwägerin, ich bin ein Mann, der zu schweigen versteht, aber, wenn ich mein Geld hergeben soll, so muß ich wissen, wer es bekommt.

Hofräthin.

Ach, er hat mir verboten, seinen Namen zu nennen — aber da ich sehe, daß auf andere Weise von Ihnen nichts zu erhalten ist, so erfahren Sie denn — der Mann, der seine Rettung Ihnen verdanken soll, ist ein Baron — Baron Stellani.

Wesler.

Stellani? So? Der Name ist mir bekannt.

Hofräthin.

Bekannt?

Wesler.

O ja — der Name und die Person, der Herr Baron haben mir die Ehre erzeigt, mich diesen Morgen zu besuchen.

Hofräthin.

Sie zu besuchen?

Wesler.

Wie ich Ihnen sage. Wir sind recht vertraut miteinander geworden; hätten, wenn ich nur gewollt hätte, noch vertrauter werden können.

Hofräthin.

Was wollte er denn bei Ihnen?

Wesler.

Nichts Geringeres, als in meine Verwandtschaft treten.

Hofräthin.

In Ihre Verwandtschaft?

Wesler.

Ja. Er hat meiner Tochter Hand begehrt.

Hofräthin.

Ihrer Tochter —

Wesler.

Meiner Tochter Hand.

Hofräthin.

Herr Schwager, das muß ein Irrthum sein.

Wesler.

Ein Irrthum, ja. Ein Irrthum Ihrerseits. — Wie konnten Sie dergleichen galonirte Herren bei sich empfangen, während Sie ein junges Mädchen im Hause hatten.

Hofräthin.

Sollte ich wegen Ihrer Tochter als Einsiedlerin leben?

Wesler.

Sie haben sich mir bei Lebzeiten meines Bruders als vernünftige Frau gezeigt. Wenn Sie das nicht waren, was Sie zu sein schienen, warum sagten Sie mir's nicht gerade heraus? Ich hätte Ihnen die Mühe erspart, meine Tochter zu hüten, und diese lieber in der Provinz versauern als in der Residenz verdrehen lassen.

Hofräthin.

Verdreht, Herr Schwager, ist Agnes in meinem Hause nicht worden, sie hat niemals einen Fremden gesehen, außer in meiner Gegenwart, und der Baron Stellani hat in drei Monaten nicht sechs Worte mit ihr gewechselt.

Wesler.

Nicht? — und will sie heirathen?

Hofräthin.

Hat er Ihnen denn — das von der Heirath mit deutlichen Worten gesagt?

Wesler.

Mit deutlichen Worten so eigentlich nicht, er sprach von einem Freunde —

Hofräthin (auflebend).

Von einem Freunde? So?

Wesler.

Der ihm aber wahrscheinlich ähnlich sieht, wie ein Zwillingsbruder.

Hofräthin.

Bilden Sie sich das nicht ein — Baron Stellani ist für Ihre Tochter zu hoch gestellt. Ich darf nicht alles sagen, was ich weiß — indeß glauben Sie mir — den Mann werden wir noch in der Staatskarosse fahren sehen, während wir in einem demüthigen Fiacker sitzen.

Wesler (sieht sie verwundert an).

Frau Schwägerin!

Hofräthin.

Er ist mehr — weit mehr, als er zu sein scheint.

Wesler.

Ach, lassen Sie mich gehen!

Hofräthin.

Er hat — wenn Sie's einmal wissen wollen — er hat eine geheime Mission.

Wesler.

So ist er ein Spion?

Hofräthin.

Spion? Reden Sie nicht so unvorsichtig.

Wesler.

Ich will, wenn Sie befehlen, gar nicht mehr reden, aber mein Geld bleibt unter meinem Verschlusse, und meine Tochter reist übermorgen mit mir fort. (Für sich.) Was in aller Welt ist seit meines Bruders Tode aus dem Weibe geworden!

Siebenter Auftritt.

Vorige. Agnes.

Agnes (bleich und zitternd).

Vater! Lieber Vater! wollen Sie nicht auf einen Augenblick hinauskommen?

Wesler.

Wozu?

Agnes.

Ihr Bedienter fragt nach Ihnen.

Wesler.

Was will er?

Agnes.

O, mein Vater! Zögern Sie nicht, sonst giebt es ein Unglück.

Wesler.

Ein Unglück? das fehlt mir eben noch! was für ein Unglück?

Agnes.

Sie werden das von dem Bedienten hören.

Wesler.

Erkläre Dich, oder ich thue keinen Schritt.

Agnes.

Der Heinrich Braun — Heinrich hat Händel bekommen — und will sich duelliren —

Wesler.

Duelliren? Heinrich Braun, Mädchen, Du sprichst im Fieber.

Agnes.

Nicht doch! — suchen Sie ihn auf, legen Sie sich in's Mittel. — Sie sehen, wie ich zittere; erbarmen Sie sich meiner Angst.

Wesler.

Mit wem in aller Welt sollte er sich duelliren?

Agnes.

O, fragen Sie nicht weiter — eilen Sie.

Hofräthin.

Wieder ein neuer Spektakel. Was wird nun aus meinem Souper?

Wesler.

Ich glaube, das ganze Haus ist toll geworden. (Zu Agnes.) Wohin willst Du denn, daß ich eilen soll?

Agnes.

Der Bediente wird Ihnen Auskunft geben. — O, verlieren Sie keine Zeit.

Wesler.

In die kalte Nachtluft hinaus, und noch dazu fremder Thorheiten wegen! Verwünschte Kommission! (Er geht ab.)

Achter Auftritt.

Die Hofräthin. Agnes.

Agnes (wirft sich der Hofräthin in die Arme).

Ach, Tante, liebe Tante!

Hofräthin.

Fasse Dich, beruhige Dich, der Heinrich Braun wird nicht gleich umgebracht werden.

Agnes.

O, Sie werden meine Besorgniß theilen, sobald Sie erfahren, wer sein Gegner ist.

Hofräthin.

Sein Gegner? nun, wer ist es denn?

Agnes.

Baron Stellani!

Hofräthin (heftig erschrocken).

Stellani? Wer hat Dir das gesagt?

Agnes.

Der Bediente nannte den Namen.

Hofräthin.

Stellani? Das ist mein Tod!

Agnes (halb für sich).

Der meine auch.

Hofräthin.

Aber was veranlaßt den Wütherich, den Heinrich, ihm nach dem unschuldigen Leben zu trachten?

Agnes.

Ich weiß von nichts — aber es ist schrecklich, schrecklich!

Hofräthin.

Fürchterlich ist es! fürchterlich! (Sie zieht die Klingel.) Babet! Kaspar! Kaspar! Babet!

Neunter Auftritt.

Vorige. Babet. Kaspar.

Babet.

Meine gnädige Frau!

Hofräthin.

Ist mein Schwager schon fort?

Babet.

Sein Bedienter sagte ihm einige Worte, worauf er in großer Eile das Haus verließ.

Hofräthin.

Der Heinrich Braun schlägt sich mit Herrn Stellani.

Babet.

Ach, glauben Sie doch das nicht!

Hofräthin.

Nicht? Leider ist es nur zu gewiß. — Geh' in den Gasthof meines Schwagers und frage die Leute dort, ob sie von dem Vorfalle nichts wissen.

Babet.

Ich soll bei Nacht und Nebel über die Gasse gehen?

Hofräthin.

Mein Himmel! Der Gasthof ist ja ganz nahe, und wir haben Gasbeleuchtung.

Babet.

Nun, meinetwegen. (Für sich.) Die Frau verliert über den Herrn Stellani noch den Verstand. (Sie geht ab.)

Hofräthin.

Was Ihn betrifft, Kaspar — durchlaufe Er, wenn's nöthig ist, alle Quartiere und Gassen der Stadt, aber komme Er nicht eher zurück, als bis Er mir Nachricht bringen kann, wie alles abgelaufen ist.

Kaspar.

Sehr wohl, meine gnädige Frau. (Für sich.) Die Frau ist nahe am Ueberspringen. (Er geht ab.)

Hofräthin.

O, das ist ein schwerer Tag für mich. (Sie wirft sich auf einen Stuhl.)

Agnes.

Und für mich erst! (Sie sinkt auf einen Stuhl gegenüber. Die Hofräthin fängt an zu weinen. Agnes desgleichen.)

Hofräthin.

Du weinst, Agnes?

Agnes.

Sie weinen ja auch. (Die Hofräthin weint lauter. Agnes auch.)

Hofräthin.

Du schluchzest?

Agnes.

Sie schluchzen ja auch.

Hofräthin.

Ach, Stellani!

Agnes (leise).

Ach, Stellani!

(Unter dem Schluchzen der beiden Frauen fällt der Vorhang.)

Vierter Aufzug.

(Zimmer wie im dritten Aufzuge; der Morgen graut; die Lichter im Zimmer sind niedergebrannt.)

Erster Auftritt.

Die Hofräthin und Agnes (sitzen immer noch weinend auf derselben Stelle).

Hofräthin (nach einer Pause).

Agnes!

Agnes.

Tante!

Hofräthin.

Ich kann jetzt nicht mehr weinen.

Agnes.

Ich auch nicht.

Hofräthin.

Der Tag bricht an, so haben wir denn die ganze Nacht hier gesessen.

Agnes.

Und immer noch keine Nachricht!

Hofräthin.

Keine Nachricht!

Agnes.

O, wie brennt mir der Kopf.

Hofräthin.

Mir auch. (Sie tritt vor den Spiegel.) Gerechter Himmel! wie sehe ich aus, so kann ich mich vor keinem vernünftigen Menschen zeigen.

Agnes.

Ich fürchte das Schlimmste.

Hofräthin.

Das Schlimmste? Mädchen, was nennst Du das Schlimmste?

Agnes.

Ich mag es nicht aussprechen.

Hofräthin.

Agnes! In dieser entsetzlichen Stunde gieb mir Dein Wort, nicht wahr? wenn Braun an Stellani zum Mörder geworden ist, so heirathest Du ihn nicht.

Agnes.

Nun und nimmermehr, das schwöre ich Ihnen, aber auch, wenn der Baron — (Sie hält inne.)

Hofräthin.

Der Baron den Heinrich umgebracht, so solle ich, meinest Du, ihn nicht heirathen? Närrchen! als ob schon jemals zwischen mir und ihm von Heirath die Rede gewesen wäre. — (Pause.) Agnes!

Agnes.

Tante!

Hofräthin (mit schwacher Stimme).

Ich möchte doch eine andere Haube aufsetzen. — Wieviel Uhr ist es?

Agnes.

Bald sechs Uhr.

Hofräthin.

Es fängt auch allmählig an, lebendig auf der Straße zu werden. Lösche doch das Licht dort aus, es ist ganz niedergebrannt. — (Agnes löscht das Licht aus.) Und jetzt gieb mir die Hand. (Agnes giebt ihr die Hand. Die Hofräthin steht auf.) Wo finde ich die Babet?

Agnes.

In Ihrem Zimmer, liebe Tante, sie wollte dort auf dem Sopha schlafen.

Hofräthin.

Ach, ich kann mich kaum auf den Füßen erhalten. — In meinem Zimmer also? So will ich doch eine andere Haube aufsetzen. — Ach, armer, armer Stellani! (Sie geht ab.)

Agnes.

Daß ich die Schuld des unglücklichen Zwistes trage, kann ich nicht bezweifeln. Es sei also von Beiden gefallen, wer wolle, so bin ich seine Mörderin. (Sie bedeckt ihr Angesicht mit den Händen, setzt sich und bleibt unbeweglich.)

Zweiter Auftritt.

Agnes. Stellani (öffnet langsam die Thüre).

Stellani (für sich).

Da ist sie! Jetzt, Glück, verlaß mich nicht, denn scheitere ich mit diesem, meinem letzten Versuche, so bleibt mir nichts übrig als die Flucht. — (Er nähert sich ihr.)

Agnes (schreckt auf).

Stellani! sind Sie es wirklich? Sie hier? um diese Stunde?

Stellani.

Ein Unglücklicher steht vor Ihnen.

Agnes.

Ein Unglücklicher? Wirklich nur ein Unglücklicher? Nicht ein Verbrecher?

Stellani.

Was denken Sie von mir?

Agnes.

Daß Sie blinder Eifersucht Gehör gegeben, daß Sie Ihrer Leidenschaft vielleicht ein Menschenleben zum Opfer gebracht.

Stellani.

Ich verstehe — Sie zittern für Herrn Braun — beruhigen Sie sich — er lebt — und es ist nichts für ihn zu fürchten.

Agnes.

Wahrhaftig?

Stellani.

Der Gedanke, dem Manne gegenüber zu stehen, der all' mein Erdenglück mir zu rauben hierher gekommen, hatte — ich gestehe es — mein Blut in Wallung gesetzt — von ihm gereizt, stand ich auf dem Punkte, zum Mörder zu werden — aber nach der ersten ihm beigebrachten Wunde — brachten mich kluge Freunde zur Besinnung.

Agnes.

Also verwundet haben Sie den Heinrich doch?

Stellani.

So leicht, daß er den nächsten Ball darüber nicht versäumen wird — kluge Freunde, wie gesagt, brachten mich zur Besinnung und stifteten einen Frieden, dessen Kosten ich allein zu tragen habe, denn ich muß diese Stadt heute noch verlassen.

Agnes.

Heute noch?

Stellani.

Wie kann ich länger an einem Orte weilen, in welchem man schon die gehässigsten Gerüchte gegen mich auszusprengen beginnt?

Agnes.

Welche Gerüchte?

Stellani.

Sie kennen die Welt nicht, Agnes, Sie wissen nicht, was es heißt, ein einzelnstehender Fremder zu sein und gegen den Sohn begüterter Aeltern aufzutreten. Ihnen selbst — Ihnen, mein Fräulein, wird die Geschichte meiner Verirrung vielleicht in wenigen Stunden hinterbracht werden, auf eine Weise, die meiner Ehre und der Wahrheit gleich zuwider sind. — Möchten Sie dann den Freund, den Liebe zu Ihnen zum Straucheln gebracht, nicht schuldiger glauben, als er wirklich ist.

Agnes.

O, warum konnten Sie Ihre Heftigkeit nicht zügeln?! — Sie haben sich mit Heinrich geschlagen? Das wird meinem Vater nicht verborgen bleiben und vernichtet unsere Hoffnungen auf ewig.

Stellani.

Auf ewig? Also Sie ergeben sich darein, daß sich unsere Wege trennen?

Agnes.

Heißt das Ergebung, wenn man den Nacken unter der Last des Unvermeidlichen beugt?

Stellani.

Unvermeidlich, Agnes — unvermeidlich ist unsere Trennung nicht.

Agnes.

Nicht? Wissen Sie noch irgend ein Mittel? Ich will es ergreifen. — Eine Hoffnung? Ich will mich ihr mit Freuden hingeben.

Stellani.

Ich bin nun freilich verarmt.

Agnes.

O, ich trachte nicht nach Reichthum.

Stellani.

Verfolgt.

Agnes.

Das eben macht Sie mir noch lieber.

Stellani.

Nun denn, wenn Sie wirklich so treu an mir hangen, so vereinige uns noch heute ein heiliges Band, und Ihr Vater wird das, was der Himmel aneinander gekettet, nicht auseinander reißen können.

Agnes.

Stellani! was sagen Sie? Was wagen Sie, mir vorzuschlagen?

Stellani.

Eine heimliche Trauung.

Agnes.

Nimmermehr.

Stellani.

Der Gedanke erschreckt Sie — wohl ist er kühn — aber wenn Sie wahrhaft lieben, so werden Sie den Muth haben, ihn zu ergreifen.

Agnes.

Muth? Die Schranken der Weiblichkeit zu überschreiten?

meine Pflichten mit Füßen zu treten? Nein, Stellani, den Muth zu haben, davor bewahre mich der Himmel.

Stellani.

Fassen Sie sich. Denken Sie mit kaltem Blute über einen Schritt nach, dessen Strafbarkeit Sie fürwahr übertreiben.

Agnes.

Wenn Strafbarkeit vorhanden ist, taugt das Nachdenken wenig. Wehe Dem, der sich mit seinem Gewissen in Unterhandlungen einläßt.

Stellani.

Ich habe gethan, was an mir war, Ihre Hand auf rechtlichem Wege zu erhalten.

Agnes.

Das ist mir bekannt.

Stellani.

Ihr Vater kann mir nicht vorwerfen, daß ich falsch an ihm gehandelt habe. Von ihm wollte ich die Braut empfangen, ihm das Glück meines Lebens verdanken — sein Sohn, sein Geschöpf wollte ich sein, aber er hat mich abgewiesen, mich verworfen, und muß darum verzeihen, wenn ich von der Liebe zu erhalten strebe, was mir Vatertyrannei verweigert.

Agnes.

Stellani, welche Sprache!?

Stellani.

Die Sprache der Verzweiflung, die Ihre Bedenklichkeiten überwinden muß, wollen Sie für mich nicht verloren sein.

Agnes.

So hoffen Sie in allem Ernste — ich könnte —

Stellani.

Sie könnten der älterlichen Gewalt auf einen Augenblick die Spitze bieten, um dann von ihr Vergebung zu erflehen und Ihr Leben lang glücklich zu sein, — warum nicht?

Agnes.

Wie tief muß ich in Ihrer Achtung gesunken sein, da Sie sich erkühnen, dergleichen von mir zu begehren! O, hätte ich Sie niemals angehört, so dächten Sie besser von mir!

Stellani.

Agnes!

Agnes.

Mein Vater würde mir vergeben, meinen Sie? O, er würde eher sterben aus Gram, und ehe ich mir selbst vergäbe, brächte die Selbstverachtung mich um das Leben.

Stellani.

Ist Armuth ein so schweres Verbrechen, daß einen Armen zu lieben ein Weib entehrt?

Agnes.

Das Weib, das sich heimlich vor den Altar schleicht und so der Welt beweist, daß ihr die Leidenschaft mehr gilt als ihre Würde, hat schon auf ihren schönsten Schmuck, das Zartgefühl, verzichtet.

Stellani.

Mein Schicksal stößt mich in die Fremde hinaus, zerrissen sei das einzige Band, das mich noch an das Leben knüpfte. Rauben Sie mir den Glauben an das einzige Wesen, welchem ich vertraute, und ich stehe nicht dafür, wohin mein Dämon mich noch treiben kann.

Agnes.

O, reden Sie nicht so ruchlos, ich kann es nicht anhören.

Stellani.

Wer ist schuld daran, wenn meine Einbildungskraft sich verirrt, und falls ich zum Verbrecher an mir würde, wer hätte mich zu der That angetrieben?

Agnes.

Ich nicht, ich wahrlich nicht — hören Sie auf, Sie bringen mich um den Verstand.

Stellani.

Für Ihren Verstand ist mir nicht bange, wäre nur Ihr Herz so wohl bestellt als dieser.

Agnes.

Mein Herz? Versündigen Sie sich nicht an dem, denn wahrlich nur meinem schwachen Herzen verdanken Sie es, daß Ihre beleidigende Zumuthung mich nicht so sehr empört, als sie es sollte —

Stellani.

Beleidigend nennen Sie —

Agnes (aufschreckend).

Man kommt! Hören Sie nicht? Es ist die Tante! Um des Himmels willen, verlassen Sie mich.

Stellani.

Die Tante? (Für sich.) Das alte Weib kommt recht zur Unzeit.

Agnes.

Gehen Sie, gehen Sie, sie darf Sie hier nicht finden.

Stellani.

Gehen soll ich, ohne Hoffnung? ohne Trost?

Agnes.

Stellani, ich fordere es, verlassen Sie mich!

Stellani.

Wohlan! Eine Stunde lang bin ich noch in meiner Wohnung und erwarte dort Ihre letzte Antwort. Bleibt diese aus — Agnes! so hören Sie vielleicht von etwas Entsetzlichem. (Er geht ab. Agnes steht betäubt. Die Hofräthin öffnet inzwischen die Thüre.)

Dritter Auftritt.

Die Hofräthin. Agnes.

Hofräthin.

Agnes! hast Du nicht eben jetzt mit Jemandem gesprochen?

Agnes.

Ich? — mit Niemandem.

Hofräthin.

So habe ich mich getäuscht. Mein Kopf ist wüst — kaum weiß ich noch, was um mich vorgeht. — Agnes! der Kaspar ist zurück —

Agnes.

So?

Hofräthin.

Er kommt aus Stellani's Wohnung, wo er mit dem Jäger gesprochen. Das Duell hat stattgefunden. Umgebracht ist zwar Niemand worden, aber die Sache kann darum doch für Stellani schlimm ausfallen, sehr schlimm.

Agnes.

Mein Himmel! und was glauben Sie, das ihn bedrohe?

Hofräthin.

Im besten Falle, heißt es, ein lebenslängliches Gefängniß.

Agnes.

O, der Unglückliche! und könnte er nicht entfliehen, jetzt gleich — noch ehe das Vorgefallene bekannt wird?

Hofräthin.

Wenn er das könnte, so wäre es freilich das beste, aber ich fürchte, die Gläubiger lassen ihn nicht fort.

Agnes.

Die Gläubiger? So ist er verschuldet?

Hofräthin.

Nicht er — ein Anderer — aber unter seinem Namen — ein Großer — verstehst Du — er hat mir alles vertraut, ich weiß alles — er verlangte Hilfe von mir — ein Darlehn, nur auf kurze Zeit, denn er war ja sicher, zurückzahlen zu können — aber ich hatte nichts, war ganz ausgegeben. O, hätte ich nur dies eine Jahr nicht neu tapeziren lassen!

Agnes (öffnet ihren Schreibeschrank).

Wenn ich meine Uhr und meine Dukaten hingebe. —

Hofräthin.

Ach, Kind! hier ist von Tausenden die Rede, die er im Augenblick haben müßte. (Agnes, in den Schrank blickend, fährt plötzlich von einem Gedanken ergriffen zusammen.) Was ist Dir?

Agnes (Athem schöpfend).

Mir? Ich bedaure, nicht helfen zu können. (Für sich.) Die Versuchung ist fürchterlich.

Hofräthin.

O, der verwünschte Heinrich Braun! der heillose Mensch! und Dein Vater auch! Kommen mir doch die Beiden, sowie sie nur mein Haus betreten, wie Unglücksvögel vor. Das hat man von seinen Verwandten, das hat man von ihnen. (Sie geht ab.)

Vierter Auftritt.

Agnes (allein. Sie nimmt rasch das Taschenbuch aus dem Schranke).

So hätte ich denn das Schicksal meines Freundes in den Händen. (Sie öffnet das Taschenbuch und sieht hinein.) Hier liegen viele Tausende — die mir gehören, wie mein Vater sagt, deren Verlust mir nur allein Nachtheil bringen würde. — Aber darf ich damit schalten? — Darf ich? — Hinweg, Bedenklichkeit! Die Freiheit eines Unglücklichen, vielleicht sein Leben steht auf dem Spiele, so wird der Himmel mir vergeben, wenn ich etwa unrecht handle. — Diese Summe sollte ohne Zweifel meine Mitgift sein — sie wird entbehrlich, da ich nun nicht heirathen will — und meines Vaters Zorn will ich ertragen. — Der Mann, welchen Liebe zu mir in's Verderben trieb, ist es wohl werth, daß ich ihm Ruhe und Zukunft opfere. — Aber wird nicht sein Stolz meine Hilfe verschmähen? Nein, denn ich setze das Gelübde meiner Treue zum Preise seiner Unterwürfigkeit. (Sie schreibt und liest, indem sie schreibt.) Leben Sie, Stellani, und nehmen Sie von beiliegender Summe, was zu Ihrer Rettung nöthig ist — auf diese Bedingung schwöre ich Ihnen, niemals einem Andern anzugehören. (Sie steckt das Blatt in das Taschenbuch.) Kaspar! Kaspar!

Fünfter Auftritt.

Agnes. Kaspar.

Kaspar.

Mein gnädiges Fräulein?

Agnes.

Licht! (Kaspar geht ab.)

Sechster Auftritt.

Vorige. Die Hofräthin.

Agnes.

Himmel! (Sie wirft das Taschenbuch wieder in den Schrank.)

Hofräthin.

Soeben kommt Dein Vater die Gasse herunter gegangen und auf das Haus zu — ich eile ihm entgegen, denn gewiß weiß er alles, und wir erfahren durch ihn, wie die Sachen stehen. (Sie geht rasch durch die Mittelthüre ab.)

Siebenter Auftritt.

Agnes. Kaspar (durch die andere Thüre mit Licht).

Kaspar.

Sie haben Licht verlangt?

Agnes (macht rasch den Schrank wieder auf, nimmt betäubt das Taschenbuch heraus und schlägt es, ohne weiter nachzusehen, in ein Blatt Papier, versiegelt dieses und giebt es Kaspar).

Bringe Er das Herrn Stellani, aber schnell — im Augenblick, und sage Er ihm, es sei die Antwort, die er von mir erwarte.

Kaspar.

Die Antwort?

Agnes.

Die er von mir erwarte —

Kaspar.

Also endlich doch ein Brief? —

Agnes.

Halte Er sich nicht auf, die Sache hat Eile.

Kaspar.

Eile? Ich verstehe. — Eile hat es mit dergleichen Angelegenheiten immer.

Agnes.

Ein Menschenleben hängt vielleicht an diesem Augenblick. — Gehe Er, bevor die Andern kommen, gehe Er doch!

Kaspar.

Nun, wie Sie befehlen. (Er geht ab.)

Agnes (wirft sich auf einen Stuhl).

Jetzt ist mir wohl, denn mein Schicksal ist entschieden.

Achter Auftritt.

Agnes. Die Hofräthin. Wesler.

Wesler.

Frau Schwägerin, wenn Sie mich jetzt nicht endlich zum Worte kommen lassen, so erfahren Sie von mir gar nichts mehr.

Hofräthin.

Ich will stumm sein, wie ein Fisch, Herr Schwager, reden Sie nur.

Wesler.

Es ist nichts passirt, gar nichts. — Mein Himmel! Lehnt dort auf dem Stuhle nicht meine Tochter? und eben im Verscheiden begriffen? Agnes, steh' auf! sei vernünftig! — Ich habe soeben Nachricht erhalten, dem Heinrich ist der Arm aufgeritzt, und das ist alles.

Agnes (aufstehend).

Wahrhaftig?

Wesler.

Der Arm — unbedeutend, und die Lektion kann ihm gar

nichts schaden, denn die Gesellschaft, die er besucht hat, war eben nicht empfehlenswerth. Ich habe in meinem Gasthofe die Ordre zurückgelassen, daß man ihn hierher schicke, sobald er sich dort einstellt, damit ihm von Deinen und der Frau Tante Lehren nichts verloren gehe. Die Frauen predigen am besten prima furia, und gegen das Duell spricht Niemand vorzüglicher als sie.

Hofräthin.

Ich danke Ihnen, Herr Schwager, daß Sie mir Gelegenheit verschaffen wollen, meinen Zorn an dem Heinrich auszulassen, und hoffe, daß Sie, der den Renommisten hierher gebracht, nun auch für die Rettung seines unglücklichen Gegners bedacht sein werden.

Wesler.

Sein Gegner? Was sollte der zu befürchten haben?

Hofräthin.

Wenn man seiner habhaft wird, so sieht er das Tageslicht nicht wieder.

Wesler.

Ei, glauben Sie doch nicht solch' dummes Zeug.

Hofräthin.

Es ist mir so versichert worden.

Wesler.

Unsinn! Kennen Sie denn den Gegner?

Hofräthin.

Wissen Sie nicht, wer er ist?

Wesler.

Kein Wort davon, ein Spieler wahrscheinlich, ein schlechtes Subjekt. Da kommt der Narr, der Heinrich, befragen Sie ihn selbst.

Agnes (für sich).

Wenn er Stellani nennt, so bin ich des Todes!

Neunter Auftritt.

Vorige. Heinrich (mit verbundener Hand).

Heinrich.

Sie haben befohlen, Herr Wesler, und man hat mir gesagt, daß Agnes um mich in Sorgen sei, deßhalb bin ich hier, sonst wäre ich nicht gekommen, denn ich habe kein gutes Gewissen.

Wesler.

Er ist in einem Spielhause gewesen, junger Herr?

Heinrich.

Ja wohl, allein, wenn ich auch in diesen Tagen noch einige andere Thorheiten begehen sollte, in ein Spielhaus gehe ich nie wieder.

Wesler.

Er hat also im allgemeinen Lust, Thorheiten zu begehen?

Heinrich.

I nun — aber die mit dem Spielhause verschwöre ich, die verschwöre ich. (Leise zu Agnes.) Agnes! nehmen Sie mir das nicht übel.

Wesler.

Er hat sich geschlagen?

Heinrich.

Ja, das habe ich, mein heißes Blut hat mich übermannt.

Agnes (leise zu ihm).

O, Heinrich, schweigen Sie!

Heinrich (laut).

Warum nicht? Daß ich gefehlt habe, weiß ich, ich hätte mich später mäßigen sollen, aber der Anfang des Streites macht mir keine Schande.

Hofräthin.

Also Sie haben angefangen?

Wesler.

Wahrscheinlich, nachdem er brav verloren.

Heinrich.

Verloren? Ich bin gar nicht zum Spielen gekommen, aber ein junger, unerfahrener Mensch, dessen Bekanntschaft ich gestern beim Italiener gemacht hatte, sollte, wie ich merkte, geplündert werden, denn er verlor — verlor — und unter dem Vorwande, ihm Revanche zu geben, trieb man ihn immer weiter hinauf. Ich hatte schon von vornherein kein Vertrauen in die Mitspielenden, denn mir schien, sie lächelten sich bisweilen verstohlen zu; da trat endlich gar ein Mann an den Tisch, den ich auf den ersten Blick erkannte, obgleich er mich wahrscheinlich nicht kennt, ein Spieler und Abenteurer, der sich im vorigen Jahre unter dem Namen Sternholm in Lyon herumtrieb und sich hier, wie ich hörte, Stellani nennen läßt.

Agnes (mit erstickter Stimme).

Stellani?

Wesler.

Stellani? Frau Schwägerin, Ihr Schützling? (Zu Heinrich.) Und mit Dem hast Du Dich geschlagen?

Heinrich.

Ja. Er hatte gehört, wie ich meinen jungen Freund heimlich vor ihm warnte, und das krumm genommen — so

wurde er grob, ich nicht höflich, ein paar barmherzige Seelen halfen nach, und das Duell war fertig.

Wesler.

Frau Schwägerin, was sagen Sie zu dem allen?

Hofräthin.

Daß sich Herr Braun in der Person geirrt hat, daß Herr Braun nicht weiß, was er spricht.

Heinrich.

Ich habe mich nicht in der Person geirrt, ich könnte einen Eid ablegen, daß — (Agnes, welche während der letzten Reden, von heftigem Zittern befallen, seitwärts gestanden hat, sinkt in diesem Augenblicke fast sinnlos auf einen Stuhl.) Aber mein Himmel! was geschieht Fräulein Agnes?

Wesler (sieht sich um).

Meiner Tochter?

Heinrich (eilt zu ihr).

Agnes! reden Sie! Agnes! was ist Ihnen?

Wesler.

Nun, da haben wir's!

Hofräthin (klingelt).

Babet! Babet! Eau de Cologne!

Agnes.

O, lassen Sie mich sterben. (Sie wird ohnmächtig.)

(Der Vorhang fällt.)

Fünfter Aufzug.

(Zimmer wie im vierten Aufzuge.)

Erster Auftritt.

Die Hofräthin. Dann Wesler.

Hofräthin.

Ich kann doch noch gar nicht alles glauben, was Heinrich von Stellani spricht — hier saß er gestern noch — hier auf dieser Stelle, als das Bild eines edlen, unglücklichen Cavaliers, und er sollte mich betrogen haben? Nein, nein, Braun hat sich getäuscht, oder ich traue Niemandem auf Erden mehr — Niemandem!

Wesler (eintretend).

Endlich, Frau Schwägerin, endlich habe ich alles heraus und frage Sie, ob es mir nun gestattet ist, meine Tochter zu sprechen.

Hofräthin.

Was wollen Sie mit Ihrer Tochter?

Wesler.

Meine Wuth an ihr auslassen, ihr einen Sermon erster Qualität halten.

Hofräthin.

Worüber?

Wesler.

Ueber die Liebe, über die Thorheit und über den Unverstand.

Hofräthin.

Die beiden letzten Theile Ihrer Predigt können Sie auf sich selbst anwenden und den ersten vor der Hand bei Seite lassen, denn Ihre Tochter ist zu Bette gebracht und ganz außer Stande, Sie anzuhören.

Wesler.

Verwünschte Erfindung, die Ohnmachten! Wenn eine Frau einen ehrlichen Menschen auf's Aeußerste gebracht hat, und er endlich seinem gerechten Zorne die Zügel schießen lassen will — paff! fällt sie in Ohnmacht, und er muß seinen Ingrimm in sich fressen, will er nicht als ein Tyrann und Mörder ausgeschrieen werden.

Hofräthin.

Was die Ohnmacht Ihrer Tochter betrifft —

Wesler.

Die Ohnmacht meiner Tochter ist nur durch ihre tolle Liebe für den Stellani veranlaßt worden. Ich habe ein Verhör gehalten, Briefe sind in's Haus gekommen, waren die für Sie?

Hofräthin.

Für mich? Nein.

Wesler.

So waren Sie für das Mädchen, und Ihr Bedienter war der Liebesbote.

Hofräthin.

Mein Bedienter? Der Kaspar?

Wesler.

Kaspar oder Dominik, ich weiß nicht, wie der Mensch heißt.

Hofräthin.

Herr Schwager, machen Sie mich nicht verrückt.

Wesler.

Nicht Sie verrückt machen, zu Verstande bringen will ich Sie — was in aller Welt hat Sie bewegen können, sich mit einem Glücksritter von Herrn Stellani's Schlage einzulassen?

Hofräthin.

Sie halten es also nicht für möglich, daß sich Heinrich getäuscht habe?

Wesler.

Er kennt ja den Menschen von Lyon her und scheint auch später von ihm erkannt worden zu sein, denn gern begab sich Herr Stellani des Streites, nachdem er Heinrich's Namen gehört hatte.

Hofräthin.

O, wenn Sie das Unglückskind hätten reden hören, es offenbarte so brillante Grundsätze.

Wesler.

Das ist eben die rechte Höhe.

Hofräthin.

Er schien gleichsam ein Greis mit braunen Haaren.

Wesler.

Die braunen Haare eben gefielen meiner Tochter.

Hofräthin.

So glauben Sie wirklich, daß er der Liebhaber Ihrer Tochter war?

Wesler.

Kann ich anders?

Hofräthin.

Ich muß gestehen, das beugt mich tief. — Nicht, als ob ich Stellani ein Verbrechen daraus mache — noch auch Agnes — wenn sie Beide — aber der Mangel an Vertrauen seiner=

und ihrerseits thut mir weh! und nehmen Sie mir's nicht übel, Herr Schwager, die ganze Geschichte kommt mir noch höchst unwahrscheinlich vor.

Wesler.

So zweifeln Sie, wenn Sie wollen, bis an den jüngsten Tag, mir aber erlauben Sie, die für die Ruhe meines Hauses nöthigen Anstalten zu treffen; ich habe die Ehre, mich zu empfehlen.

Hofräthin.

Gleichfalls. (Wesler geht ab.) Der Alte ist ein fataler Hausfreund. Hätte ich mich doch niemals mit ihm und mit seiner Tochter eingelassen! Wenn ich mich von einem Schwager tyrannisiren lassen soll — so hätte ich ja meinem Manne die Mühe zu sterben ersparen können.

Zweiter Auftritt.

Die Hofräthin. Babet.

Hofräthin.

Ach, bist Du da, Babet, wie geht es meiner Nichte?

Babet.

Sie ist aufgestanden, aber noch immer etwas matt, will Niemanden sehen, durchaus Niemanden als Herrn Braun, und hat mich dringend gebeten, ihn zu ihr zu führen.

Hofräthin.

Herrn Braun? Wahrhaftig? So hat sie doch Vorliebe für Herrn Braun?

Babet.

Wie sollte sie nicht? Ich denke, er ist ihr Bräutigam?

Hofräthin.

Das freilich wohl — indeß — höre Babet, aber lache mich nicht aus — ich fürchte, sie hat Vorliebe für einen Andern.

Babet (die Unwissende spielend).

Für wen?

Hofräthin.

Für Herrn Stellani.

Babet.

Ach, warum nicht gar!

Hofräthin.

Ich wünsche, daß es nicht also sei, recht sehr wünsche ich das, denn Herr Stellani scheint nicht der Mann zu sein, für den ich ihn gehalten habe, und ich werde ihn nicht mehr annehmen.

Babet.

Daran werden die gnädige Frau sehr wohl thun.

Hofräthin.

So? Hast Du etwas Nachtheiliges von ihm gehört?

Babet.

Nein — aber er gefällt mir nicht.

Hofräthin.

Also, weil er Dir nicht gefällt, soll ich ihm die Thüre weisen?

Babet.

Das nicht, meine gnädige Frau — ich meinte nur —

Hofräthin.

Uebrigens gefällt er mir auch nicht — gar nicht. — Er hat mich oft gelangweilt — aus Mitleid habe ich seine Besuche geduldet und angenommen — aus bloßem Mitleid. — (Babet will abgehen.) Wo willst Du hin?

Babet.

Zu Herrn Braun, wenn Sie erlauben.

Hofräthin.

Babet!

Babet.

Gnädige Frau?

Hofräthin.

Meine Nichte ist denn doch in Ohnmacht gefallen.

Babet.

Leider ist sie das.

Hofräthin.

Und die Ohnmacht hatte etwas zu bedeuten.

Babet (sich erschrocken stellend).

Am Ende bekommt sie die Masern oder das Scharlachfieber! (Für sich.) Du erfährst nichts von dem, was ich weiß. (Sie geht ab.)

Hofräthin.

Ach ja! — es ist gewiß — sie lieben sich — so verstört, so unglücklich, wie am heutigen Tage, habe ich mich nur vor zwanzig Jahren gefühlt, als ich mit dem Grafen von Gernau brach. — Es ist nichts an dem Männervolke, es ist wahrhaftig nichts an ihm.

Dritter Auftritt.

Die Hofräthin. Agnes (tritt bleich aus ihrer Thüre und sieht sich um).

Hofräthin (macht eine Bewegung, sich Agnes zu nähern, kehrt ihr aber dann plötzlich den Rücken und geht, ohne ein Wort zu sprechen, durch die Mittelthüre ab).

Vierter Auftritt.

Agnes (allein).

Auch die Tante ist mir böse. — Alles stößt mich zurück — o, wäre doch Heinrich da. Er ist derjenige, welcher sich am meisten über mich zu beklagen hat, und doch der Einzige, zu welchem ich mir ein Herz fassen kann. Er ist so gut, der Heinrich, mir so zugethan. O, wäre ich niemals in die Residenz gekommen, so wäre ich jetzt seine Braut und würde eine recht glückliche Frau.

Fünfter Auftritt.

Agnes. Heinrich.

Heinrich.

Ich war eben auf dem Wege hierher, da begegnete mir Ihr Kammermädchen und sagte, daß Sie nach mir verlangten.

Agnes.

Ich verlangte wirklich nach Ihnen, guter Heinrich; daraus können Sie ersehen, daß ich Sie wahrhaft schätze.

Heinrich.

Ihr Vater hat mich aus dem Hause geschickt, wie man Sie auf Ihr Zimmer brachte, schien bekümmert, wollte sich nicht erklären und wurde zuletzt ordentlich grob. So hoffe ich, werden Sie mir nun das Räthsel lösen und mir entdecken, was sich denn eigentlich mit Ihnen begeben hat.

Agnes.

Sie sollen alles wissen, alles — Ihnen — Ihnen allein

will ich mich vertrauen — aber bevor ich rede, versichern Sie mir auf Ihr Gewissen, daß Sie über das, was Ihr Duell betrifft, nichts als die lautere Wahrheit gesprochen haben.

Heinrich.

Glauben Sie etwa, ich habe die Geschichte erfunden? Da! Sehen Sie meine Hand an, ich werde eine garstige Narbe davontragen.

Agnes.

Daß das Duell vorgefallen, bezweifle ich nicht — aber, Heinrich, war es wirklich durch sonst nichts veranlaßt als durch einen Streit am Spieltische?

Heinrich.

Durch was denn sonst?

Agnes.

Hatte Eifersucht keinen Theil an Ihrem Zwiste?

Heinrich.

Eifersucht?

Agnes.

Ach, Heinrich! es war mir erlaubt, das vorauszusetzen — denn — verdammen Sie mich nicht — jener Stellani ist der Mann, um deßwillen ich Sie verschmähte.

Heinrich.

Stellani? Wie kommen Sie zu der Bekanntschaft mit diesem Unwürdigen?

Agnes.

So wäre er wirklich —?

Heinrich.

Ein Abenteurer — dem Vernehmen nach der Sohn eines Kaufmanns aus Straßburg, der seines Vaters Vermögen

durchgebracht hat und seitdem von Ränken lebt. — Lyon hat er während meines dortigen Aufenthaltes einer wenig ehrenvollen Geschichte wegen verlassen müssen.

Agnes.

Und Sie sind gewiß, sich nicht in der Person geirrt zu haben?

Heinrich.

Wie meines Lebens. Der Herr Stellani steht übrigens auch hier, wie mir Mehre aus der Gesellschaft versichert haben, in schlechtem Rufe. Er besucht nur Spielhäuser und wird hier kaum mehr lange geduldet werden; denn er gilt für einen politischen Spion.

Agnes.

O, mein Himmel!

Heinrich.

Verschuldet ist er auch. — Agnes! wie war es möglich, daß sich ein solcher Mensch in Ihre Nähe drängte? daß Ihre Tante —?

Agnes.

Die Tante hat ihn ja in's Haus gezogen. (Heinrich will reden, verschluckt es aber und stampft mit den Füßen.) Sie sind wohl recht böse auf mich?

Heinrich.

Auf Sie nicht — nicht auf Sie — aber —

Agnes.

Nun?

Heinrich.

Auf die alten Weiber, die doch bisweilen Einfälle haben, die einem Verrückten nicht in den Sinn kämen — auf Sie nicht, Agnes — denn hübsch ist er — vornehm thut er — galant trägt er sich, und da Sie ihn von der Tante honorirt sahen, so war es ja gar kein Wunder, daß —

Agnes.

O, Sie sind so gut, so nachsichtig, ich verdiene das gar nicht.

Heinrich.

Seien Sie nicht kindisch — und fassen Sie Muth. Sie haben sich in Ihrer ersten Wahl betrogen, das ist vielen Mädchen passirt, und vielleicht mehr zum Glück als zum Unglück, denn es wird Sie für Ihre ganze Lebenszeit besonnen machen.

Agnes.

O, wie hat der Verräther mit meinem Herzen gespielt!

Heinrich.

Lassen Sie ihn laufen, denken Sie nicht mehr an ihn. — Er hat doch nicht etwa Briefe von Ihnen in seinen Händen, mit welchen er prahlen könnte?

Agnes (fährt zusammen).

Wehe mir! Ach, Heinrich, rathen Sie, helfen Sie! Das hatte ich vergessen.

Heinrich.

Was?

Agnes.

Retten Sie mich vor dem Zorne meines Vaters.

Heinrich.

Ich will retten, wenn ich kann. Erklären Sie sich nur.

Agnes.

Stellani — ich glaubte ihn in Geldverlegenheit — seine Freiheit sollte auf dem Spiele stehen — und mein Vater hatte mir sein Taschenbuch anvertraut.

Heinrich.

Ich will nicht hoffen —

Agnes.

Das Mitleid — die Angst — ich hielt es für erlaubt, über eine Summe zu verfügen, die mir zur Mitgift bestimmt war, und schickte das Taschenbuch an Stellani.

Heinrich.

Das ganze Taschenbuch?

Agnes.

Wußte ich doch nicht, wieviel er brauchte.

Heinrich.

Das ist sehr schlimm.

Agnes.

Nicht wahr? Ich bin zu Grunde gerichtet?

Heinrich.

Nicht doch! nicht doch! Lassen Sie uns alles verlieren, nur nicht die Besonnenheit.

Agnes.

Ein Billet hatte ich der Sendung beigefügt, in welchem ich dem Heuchler ewige Treue gelobte, falls er sich der ihm zugeschickten Summe bedienen würde.

Heinrich.

Ein Billet? — Ach, das hat noch mehr zu bedeuten, weit mehr als die geopferten Banknoten — aber irgend ein Weg muß uns denn doch aus dem Labyrinthe führen. — Agnes! ehe wir weiter sprechen, antworten Sie mir auf Ihre Ehre, lieben Sie den Menschen noch?

Agnes.

Um den von mir geträumten Stellani werde ich mich wohl

ein Zeit lang kränken; der Stellani, welcher lebt, ist mir ein Gegenstand der Verachtung, und ich könnte ihn wiedersehen, ohne Gefahr für mein Herz.

Heinrich.

So kränkelt also nur noch Ihre Einbildungskraft, Ihr Herz ist frei, und auf dieses Herz will ich mich verlassen. — Agnes! Sie wissen, wie ich gegen Sie gesinnt bin. Könnten Sie sich entschließen, meine Gattin zu werden?

Agnes.

Ich habe Sie einem Stellani nachgesetzt und verdiene darum Ihre Liebe nicht mehr.

Heinrich.

Sie haben einen Fiebertraum gehabt, sind erwacht und sehen nun den Freund vor sich stehen, der bei Ihnen gewacht hat.

Agnes.

O, Heinrich!

Heinrich.

Also? — meine Braut?

Agnes.

Ja, Heinrich! Mir ist wahrhaftig wie einer Erwachten — Genesenen. Schaudernd blicke ich auf den Abgrund, an dessen Rand mich Unerfahrenheit geführt. In Ihnen sehe ich meinen Retter, meinen Engel. Leiten Sie mich zurück auf die Straße der Einfachheit, der prunklosen Pflichterfüllung, auf die Straße der wahren Glückseligkeit, und jede Regung meines Herzens soll Ihnen angehören.

Heinrich.

Wahrhaftig? So bin ich der glücklichste Mensch auf Erden

und fühle in mir Verstand und Muth genug, jede Fährlichkeit zu überwinden. — Was zum Beispiel den Herrn Stellani anlangt, so ist vor allen Dingen nothwendig, daß er Ihr Billet herausgiebt und zum Schweigen gebracht wird.

Agnes.

Aber die große, meinem Vater gehörende Geldsumme?

Heinrich.

Ich will Ihren abgedankten Liebhaber aufsuchen und sehen, ob mit ihm zu handeln ist. — Finde ich ihn verstockt, und wäre irgend Aufsehen zu fürchten, so behalte er das Kapital als Preis Ihres Billets und seiner Verschwiegenheit. — Besser die Mitgift geschmälert sehen, als mit einem Stellani genannt werden. Und Sie nehmen doch einen Mann, der nach keiner Mitgift fragt?

Agnes.

Heinrich! Sie denken sehr edel, allein, mein Vater wird nicht Ihrer Meinung sein. Er hat das Kapital, das ich verschleudert, zu mühsam erworben, um seinen Verlust verschmerzen zu können, darum schaffen Sie es zurück, sonst habe ich mir auf immer seine Liebe verscherzt — er verstößt mich. — Wehe mir! Da ist er.

Sechster Auftritt.

Vorige. Wesler.

Wesler.

Finde ich Sie endlich, Fräulein Tochter, und hergestellt, von der Ohnmacht genesen? Im Stande, dem Vater Rede

zu stehen? Ist mir lieb. Heinrich, sei so gut und laß mich mit meiner Tochter allein, ich habe mit ihr zu sprechen.

Heinrich.

Wenn die Unterredung, wie ich nach Ihrer Physiognomie vermuthe, Odiöses betreffen sollte, so dächte ich, Sie versparten sie auf eine andere Zeit, und was die Weisung, mich zu entfernen, anlangt, so kann ich dieser jetzt nicht folgen, da ich mir eben eine Gnade von Ihnen erbitten will.

Wesler.

Eine Gnade? Es ist mir eben wie Gnaden bewilligen. Mit Dir bin ich auch nicht zufrieden, mit Dir habe ich auch noch eine Rechnung abzuschließen.

Heinrich.

Werde zu Diensten stehen, sobald Sie erst Ihren Segen zu meiner Verlobung ertheilt haben.

Wesler.

Zu Deiner Verlobung?

Heinrich.

Ja. Ich wünsche Ihre Tochter zu heirathen.

Wesler.

Meine Tochter?

Heinrich.

Stutzen Sie nicht — ich weiß alles. — Sie hat einen Abenteurer zum Manne nehmen wollen und verdient darum, die Frau eines Spielers und Raufbolds zu werden, wie ich es bin. Also segnen Sie nur immer darauf los.

Wesler.

Ihr taugt freilich Beide nichts, und in der Art ist die

Partie recht passend. (Nach einer Pause.) So nimm sie denn hin, aber heute fahren wir zurück, ich habe schon die Postpferde bestellt.

Agnes.

O, wie gern verlasse ich diese Stadt.

Wesler.

Der Herr Baron Stellani hat sich übrigens schon empfohlen, ich sah ihn eben mit Extrapost zum Thore hinausfahren.

Agnes (erschrocken).

Wie? Stellani ist fort?

Wesler.

Ist Dir das nicht recht?

Agnes.

Mir? O —

Heinrich (für sich).

Stellani fort, verwünschter Streich!

Wesler.

Ich habe ihm ein recht herzliches Lebewohl nachgerufen und will, da der Himmel ihn noch zur rechten Zeit entlarvt, nun auch nicht ferner an ihn denken. — Von etwas Anderem. — Agnes, gieb mir das Taschenbuch zurück, das ich Dir gestern anvertraut habe.

Agnes (tödtlich erschrocken).

Das Taschenbuch?

Wesler.

Nun ja — Du wirst gleich sehen, wozu ich es brauche.

Heinrich.

Ach, Papachen, was wollen Sie jetzt mit dem Taschen-

buche? Folgen Sie mir lieber zur Tante — zur Tante, ja, sie weiß noch nichts von dem, was wir hier ausgemacht haben — ich brenne vor Begierde, mich ihr als Bräutigam vorzustellen.

Wesler.

Ehe das geschieht, will ich mein Taschenbuch. — Agnes! wo hast Du den Schlüssel zu Deinem Schranke?

Agnes (für sich).

Was hilft es, die Entdeckung hinauszuschieben? Einmal muß sie ja doch gemacht werden, darum besser, sogleich. (Sie giebt Wesler den Schlüssel.) Hier ist der Schlüssel, mein Vater. (Heinrich erschrickt.)

Wesler (zu Agnes).

Nun, warum zitterst Du? Bist mir doch nicht etwa unvorsichtig mit dem Gelde umgegangen? — Das wollen wir gleich sehen. (Er öffnet den Schrank. Heinrich steht während dessen in höchster Spannung. Agnes desgleichen.)

Heinrich (da Wesler zu suchen anfängt).

Herr Wesler, auf ein Wort —

Wesler.

Schweig'! (Er findet das Taschenbuch.) Da ist es ja! (Er durchblättert den Inhalt.) Und inwendig alles in Richtigkeit. — Sagt mir, was ist Euch? — Habt Ihr mich doch beinahe erschreckt. —

Heinrich.

In Richtigkeit? — Also Ihr Geld ist da?

Wesler.

Meintest Du, es sollte fehlen?

Agnes (tief aufathmend).

Ihr Geld ist da?

Wesler.

Hier in meinen Händen. Unglückliches Mädchen, glaubtest Du, es verloren zu haben?

Agnes (für sich).

Ein Wunder des Himmels! Wer erklärt mir das?

Wesler.

Zwölfhundert Thaler nehme ich heraus, die Ausstattung meiner Tochter zu bezahlen, das Uebrige (zu Heinrich) übergebe ich Deinen Händen, als die Hälfte ihrer Mitgift. (Er giebt Heinrich das Taschenbuch. Heinrich blickt hinein, sieht das von Agnes geschriebene Billet, nimmt dasselbe und zerreißt es.) Was zerreißest Du?

Heinrich.

Ein unnützes Papier. (Leise zu Agnes.) Ihr Billet an Stellani.

Agnes (leise).

Unbegreiflich!

Heinrich (leise zu ihr).

Freuen wir uns und schweigen still!

Siebenter Auftritt.

Vorige. Die Hofräthin (ein Billet in der Hand).

Hofräthin.

Herr Schwager, Sie haben nur zu sehr recht gehabt. Mein Bedienter, der tückische Kaspar, war der Liebesbote.

Hier ist ein Brief, den ich ihm abgenommen, ein Brief von Stellani an Ihre Tochter, den der Mensch wahrscheinlich schon lange mit sich herumgetragen hat.

Wesler.

Geben Sie einmal her. (Er erbricht den Brief und liest leise.) Bravo, Agnes! Soviel Courage hätte ich Dir nicht zugetraut, das heißt gehandelt, wie ein verständiges Mädchen, das versöhnt mich ganz mit Dir.

Agnes.

Was? mein guter Vater!

Wesler.

Hören Sie, Frau Schwägerin, was Herr Stellani schreibt. — Er ist impertinent, der Brief, aber das freut mich, denn es beweist, daß der Kerl sein Spiel verloren giebt und sich ärgert. (Liest laut.) „Ich danke Ihnen, mein gnädiges Fräulein, daß Sie meine Bitte um Entscheidung so schnell erhört und mir jeden Zweifel über Ihre Gesinnung benommen haben, denn deutlicher als durch Zurücksendung meines Ringes und meiner Briefe —

Agnes (ihn unterbrechend).

Wie?

Wesler (liest weiter).

Deutlicher als durch die Zurücksendung meines Ringes und meiner Briefe konnten Sie meinen Antrag nicht beantworten. Mein Schmerz ist grenzenlos, aber den Plan, mir das Leben zu nehmen, habe ich vor der Hand aufgegeben, da ich in Ueberlegung gezogen, daß es noch mehr Mädchen giebt, schön wie Sie, und vielleicht weniger preziös. Ich wünsche Ihnen Glück zu Ihrer wahrscheinlich bald bevor-

stehenden Verbindung mit dem tapfern Herrn Braun, dessen Hand wohl noch bis zum Hochzeitstage heilen wird, sowie überhaupt zu den Freuden der Provinz, für welche Sie geschaffen zu sein scheinen. Ich trage meine Verzweiflung nach Paris, wo ich in der großen Oper stille Thränen vergießen und bei Tortoni meines verlorenen Himmels gedenken will. Stellani."

Agnes (nimmt das Billet und liest es leise noch einmal für sich).

Der Himmel sei gepriesen, der meine Hand gelenkt. — Ich habe die Taschenbücher verwechselt.

Wesler.

Nun?

Agnes.

Das Billet ist abscheulich.

Heinrich (leise zu ihr).

Noch begreife ich nicht — (Agnes macht ihm Zeichen, zu schweigen.)

Wesler.

Abscheulich? — Nein — komm in meine Arme, Du hast aus eigenem Antriebe den Heuchler abgedankt, dafür schenke ich Dir meine ganze Liebe wieder.

Hofräthin.

Agnes, das hast Du recht gemacht — nimm diesen Kuß zum Lohne. (Sie umarmt sie.)

Agnes.

Vater! Tante! nein, ich kann es nicht ertragen, daß Sie mich Alle loben, während ich Ihrerseits nur Vorwürfe verdiene — so erfahren Sie denn —

Heinrich (ihr in's Wort fallend).

Wenn sie verheirathet ist, sollen Sie alles wissen, bis dahin —

Agnes (halb gegen das Parterre gewendet).

Bleibt die Sache unter uns!

(Der Vorhang fällt.)



